cat. fol. 378. sub Nr. 19–24
VII Bände [illegible]
12x.

H.V.1578

— 2 —

A.6.23.6

[illegible]

Neue Sammlung interessanter und zwekmässig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend.

MAXIM. MUSEUM
HIST. VEREIN
AUGSBURG

Zweyter Theil.

Tübingen, 1794.
bei Wilhelm Heinrich Schramm.

Historischer Verein
für
Schwaben

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorbericht.

Unsere jungen Leser erhalten hier den zweyten Band der Neuen Sammlung von Reisebeschreibungen. Wir zweiflen keineswegs, daß er ihnen vieles Vergnügen machen werde, da er ihnen nicht nur eine sehr genaue Kenntniß von Java und Batavia, sondern auch von Japan verschaft, welches leztere Land unter so vielen beschriebenen bisher das wenigst bekannte war. Wo es nöthig zu seyn schien, haben wir aus dem, beynahe hundert Jahre, ältern Kämpfer einiges hieher einverleibt. Aber sehr vieles, was Kämpfer von der ältern Japanischen Geschichte, von der Reihe der weltlichen und geistlichen Kaiser in Japan, und von den verschiedenen religiösen Sekten daselbst anführt, haben wir in unsern Auszug nicht

aufgenommen, weil es für junge Leser minder interessant und nützlich schien, und vielleicht unter allen Kämpferischen Nachrichten der minder zuverläßig gewisse Theil ist. Desto sorgfältiger waren wir nichts auszulassen, was man aus Theunberg und Kämpfer von physischen, moralischen, politischen, ökonomischen Merkwürdigkeiten erfährt; unsern jungen Lesern alles das vorzulegen, was nachgeahmt, oder getadelt, bewundert oder verachtet zu werden verdient.

Und so hoffen wir die Forderungen des Herrn Recensenten des ersten Bandes dieser Sammlung in den Tübingischen gelehrten Anzeigen, dessen Beyfall uns sehr schmeichelhaft ist, erfüllt zu haben.

Der dritte Band erscheint auf Ostern 1795 und enthält den Rest von Thunbergs Reise nach Japan und dann die sehr viele merkwürdige Nachrichten desselben, die er auf der Rückreise nach Europa über die natürliche und merkantilische

Merkwürdigkeiten von Java und Ceylon sammelte z. B. vom Sammeln der Zimmtrinde, Verfertigung des Zimmtöles, der Einrichtung des Holländischen Handels mit diesen Produkten u. s. w.

Eine Charte von Japan zu liefern ist uns unmöglich, aus Ursachen, die unsere Leser im Buche selbst finden werden. Die vorsichtige Politik der Japaner gestattet nähmlich weder geometrische Ausmessung des Landes von Ausländern, noch Ausfuhr der von Japanern verfertigten Charten. Und was; man von den leztern durch Schleichhandel bekommen konnte, (wovon man bey Kämpfern einiges findet) ist der Mühe des Nachstichs nicht werth. Aber selbst die vollkommenste Charte würde bey der unerbittlichen Strenge Japanischer Gesetze, welche nur selten und nur sehr wenigen Personen erlauben, den Weg von Nangasaki nach Jedo zu machen, bey der Unmöglichkeit, dieses merkwürdige Land jemals nach allen Richtungen zu durchreisen, ja sogar nur in einem andern Hafen als Nangasaki einzulau-

zulaufen — etwas sehr überflüßiges seyn. Und es ist bey dem bekannten Charakter der Japaner, so wie bey der verschrieenen üblen Aufführung der Europäer gar nicht im mindesten wahrscheinlich, daß diese Gesetze, die unserer Wißbegierde so schmerzlich sind, die wir aber billigen und bewundern müssen, je zurückgenommen werden könnten.

Um aber doch unser Versprechen zu erfüllen, soll mit dem dritten Bande eine Charte von Asien nach einem vorzüglichen englischen Original ausgegeben werden.

Erster Abschnitt.

Reise vom Cap nach Batavia und Aufenthalt daselbst vom 2ten März bis 21sten Jun. 1775.

Ausgerüstet mit Geld und Empfehlungsschreiben nach Batavia und mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen meine Gönner und Freunde auf dem Cap, die während meines dortigen dreyjährigen Aufenthalts aufs liebreichste mit Rath und That mich unterstüzt hatten, verließ ich am 2ten März 1775. das Cap am Bord des Schiffes Loo, das von Capitain Berg geführt wurde. Ich war als ausserordentlicher Chirurgus auf demselben angestellt.

Wir hatten sehr guten Wind, und kamen sehr schnell bis zum 40sten Grad südlicher Breite. Hierauf segelten wir ostwärts und verlohren von nun an jedesmahl in vier und zwanzig Stunden eine Viertelstunde, auch wohl mehr, wenn wir starken Wind hatten, und mithin geschwinder segelten.

Am 5 April sahen wir die Insel St. Paul, und in der Nacht vom 6ten segelten wir zwischen ihr und der Insel Amsterdam durch.

Jezt erst wurde das starke Bier, was die Compagnie gewöhnlich für die Officiere mitgiebt, ausgetheilt, und bey dieser Gelegenheit muß ich be-

merken, daß überhaupt viele Bedürfnisse an Wein, Bier rc. welche die Compagnie zum Besten der Officiere mitgiebt, durch die Unredlichkeit des Capitains und ersten Steuermanns gewöhnlich entweder unterschlagen, oder nur dann erst ausgetheilt werden, wenn sie verdorben oder gegen schlechtere Waare ausgetauscht sind.

Den 2. May erblikten wir die Insel Mone. Am folgenden Tage entdeckte man oben vom Maste bereits Land von Java, welches wir den Tag darauf schon auf dem Verdecke sehen konnten.

In dem Verhältnisse, als wir dem heissen Luftstriche näher kamen, mehrte sich auch täglich die Anzahl der Kranken. Die meisten waren mit dem Skorbut behaftet; viele hatten sich durch plötzliche Abwechselung von Hitze und Kälte Erkältungen zugezogen.

Endlich bekamen wir die Insel Java förmlich zu Gesichte. Wir freueten uns nicht wenig, in einem Lande anzulangen, das für sehr viele der Gegenstand ihrer Wünsche, aber auch für die meisten zum Grabe bestimmt war. Die Berge auf Java sowohl, als auf den umliegenden Inseln waren alle grün und mit Gehölz bewachsen, und gaben den Augen einen angenehmen Anblick. Die tiefer im Lande liegenden Berge erschienen hier, wie anderwärts, immer höher und höher, denn das Land erhebt sich vom Ufer an allmählig mehr.

Den 9. segelten wir die Klapperinsel vorbey. Zwischen Java und der Prinzeninsel fuhren wir

in die bekannte Meerenge, die Sumatra von Java trennt, die so genannte Strasse von Sunda oder Straat-Sunda, ein. Hier fing der Wind sogleich an still zu werden, und diese Stille verursachte, daß die Reise etwas langsam von Statten ging. Allenthalben erblickten wir hier kleine und grosse zerstreut liegende Inseln. Das Wasser ist oft sehr seicht. Gegen die Nacht warfen wir die Anker.

Am 12. wurde der Super-Cargeur in einer Jacht nach Batavia abgehohlt, welche zugleich die Briefe der Compagnie und andre Papiere dahin mitnahm. Durch dies Mittel wird die Compagnie jedesmahl vorher von allem benachrichtigt, ehe ein Schiff auf der Rhede ankommt; denn dies geschieht allezeit, so oft ein Schiff im Sunde anlangt.

Zwey Tage darauf kamen verschiedne Javaner in kleinen Böten oder Prauwen, nach unserm Schiffe. Diese Böte waren mit einer Art Verdeck von losen Bretern versehen, unterhalb welchen viele Abtheilungen waren, worin sie Brot, Eyer, Ananas, Kokosnüsse, Pisang, Goiavus, Salat, Rettiche und andre Gartengewächse und Früchte hatten, die sie zu Kauf bothen. Einige von den Javanern kamen zu uns an Bord; die andern blieben in den Böten zurück, um die verkauften Sachen aufs Schiff zu reichen, die jene annahmen, und sich auch das Geld dafür bezahlen liessen. Es war sehr artig anzusehen, wie behende sie dies verrichteten, besonders wie behutsam und zugleich geschwind sie die Eyer mit den Händen auffingen, ohne daß ein ein-

 ziges

ziges hinfiel oder zerbrach. Das bekommene Geld besahen sie sehr genau, und waren sehr darauf bedacht, so viel möglich neues und noch nicht abgenutztes zu erhalten; altes Geld nahmen sie ungern an. Das Schiffsvolk wurde ermahnt, nicht zu viel von den Früchten und Gartengewächsen zu essen. Besonders warnte man vor der zwar angenehmen, aber schädlichen Ananas, weil dieselbe in einem vom Skorbut verdorbenen Körper und bey Leuten, die daran nicht gewöhnt sind, leicht Durchlauf und rothe Ruhr verursacht.

Während der Fahrt im Sunde legten wir uns fast unzähligemahl vor Anker, weil sonst bey oft eintretender gänzlicher Windstille das Schiff vom Strome zurückgetrieben worden wäre.

Rechter Hand fuhren wir Bantam vorbey. Dies ist die Residenzstadt eines der Könige des Landes, der ganz und gar von der Holländischen Compagnie abhängt. Die Stadt ist befestigt, und hat eine Citadelle, nebst einer Besatzung von dreyhundert Mann Holländischer Truppen. Diese Garnison hält die Compagnie da unter dem Titel einer Leibwache des Königs, in der That aber, um ein wachsames Auge auf ihn zu haben, damit er nichts gegen das Interesse der Compagnie möge vornehmen, und nahmentlich keinen Pfeffer an Leute von andern Nationen verkaufen können.

Den 18. May trafen wir glücklich auf der Rhede von Batavia ein, und warfen unter lautem Frohlocken die Anker. Die Rhede ist groß, aber nicht

nicht tief; ihre Tiefe nimmt von Jahr zu Jahr ab, so wie auch der Strand selbst immer höher wird. Der Grund ist morastig. Die Schiffe liegen nicht weit von der Stadt selbst, nach welcher man in Böten den Fluß hinauf segelt.

Am folgenden Tage fuhr ich mit dem Capitain ans Land. Mein Logis bekam ich in der sogenannten Herrenherberge (Heeren-Logement), einem zur Bequemlichkeit der Fremden angelegten grossen Gebäude.

Zweyter Abschnitt.
Aufenthalt zu Batavia.

Die Empfehlungsschreiben an den General-Gouverneur van der Parra, an den Rathsherrn Rademacher, an Doctor Hoffmann, hatte ich bereits vom Schiffe ab nach der Stadt geschickt. Mein erstes Geschäfft war daher jetzt, diese Männer selbst zu besuchen. Ich war so glücklich zu erfahren, daß sie sämmtlich, sowohl bey meinem ersten Besuche, als hernach bey jeder Gelegenheit wetteiferten, mir Wohlwollen, Freundschaft und Unterstützung zu beweisen. Ewig werde ich diese Männer verehren, und nie vergessen, was sie für mich thaten.

Da der General-Gouverneur allezeit des Morgens früh, um sieben oder acht Uhr, ehe die Hitze groß geworden ist, Audienz giebt, (wobey er sich zugleich von allen Beamten, Unter-Befehlshabern und Officianten Bericht abstatten läßt, und die

nöthigen Befehle ertheilt; ich aber nicht eher als gegen Mittag ans Land kam, konnte ich diesem Herrn erst Nachmittags um vier Uhr die Aufwartung machen. Er empfing mich sehr liebreich, und versprach mir in allem, wozu ich in Ansehung meiner Reise nach Japan seines Beystandes bedürfen würde, beförderlich zu seyn. Er wohnte jetzt auf seinem Landschlosse nicht weit von der Stadt, wo die Luft frischer und gesunder ist. — An eben diesem Abend ging ich auch zu Doctor Hoffmann, traf ihn aber nicht zu Hause. Am folgenden Morgen frühe besuchte er mich in meinem Logis, both mir den Aufenthalt in seinem Hause und sogar seinen Tisch an. Zu Cap war ich, um meine Schulden zu bezahlen, vor meiner Abreise genöthigt gewesen, von Doctor le Seur eine Summe Geldes zu borgen, die ich von meiner zu Batavia zahlbaren Besoldung an Herrn Hoffmann wieder zu erstatten mich anheischig gemacht hatte. Er wußte dies, und hatte hievon auch so gar schon mit Herrn Rademacher, dessen Arzt er war, gesprochen, und dieser vortreffliche Mann hatte ihm darauf sogleich funfzig Dukaten für mich ausgezahlt, ehe ich meinen Besuch bey ihm hatte abstatten können, und ehe er den Mann kennen lernte, dessen sehr mittelmäßige Umstände sein Mitleid rege machten. Bey mehreren, fast möchte ich sagen, täglichen Besuchen, fand ich, daß dieser Mann nicht nur den vortrefflichsten Charakter, sondern auch viel Liebe zu Künsten und Wissenschaften besaß, und, wel-

ches noch mehr ist, zumahl in einem Lande, wo jedermann den Mammon verehrt, Künste und Wissenschaften auch kannte, selbst getrieben hatte und noch trieb. Er war es auch, durch dessen Vorsorge ich auf meinen botanischen Excursionen einen sehr brauchbaren und guten Javaner zum Begleiter und Wegweiser bekam; einen Mann, der die maleyischen Nahmen und den medicinischen Nutzen, und den unter seinen Landsleuten üblichen Gebrauch der Bäume und Kräuter ziemlich gut kannte, und mir jedesmahl ausführlich anzeigte. Ueberdem mußte ich, ob ich gleich täglich Zutritt zu Herrn Hoffmanns Tische hatte, doch wöchentlich wenigstens zweymahl bey Herrn Rademacher speisen, da ich denn allezeit eine ausgesuchte Gesellschaft der meisten Beamten und andrer Personen antraf, die sich in Europa Kenntnisse von einer oder andern nützlichen Wissenschaft erworben hatten.

Durch Herrn Rademacher wurde ich auch mit Herrn Boers bekannt, der sehr oft bey ihm und sein sehr guter Freund war, und mir auch viel Freundschaft und Gütigkeit erzeigte. Er besaß ein sehr einträgliches Amt. Denn hier ist ein eigner Mann dazu bestellt, bey dem sich alle zu Schiffe angekommne Fremde melden, und durch seine Besorgung und Veranstaltung alles, was sie von Proviant und andern Bedürfnissen haben wollen, verschaffen lassen müssen. Diese Bedienung hatte er. Unter andern Beweisen seiner Gewogenheit muß ich den rühmen, daß ich von ihm auf Bodmerey eine

Anleihe von mehr als tausend Thalern bekam, wofür ich Einhörner (Unicornu verum) aufkaufte, die ich in Japan mit grossem Vortheil wieder zu verkaufen hoffte.

Da die nach Japan bestimmten Schiffe noch in drey Monathen nicht absegeln konnten, hatte ich zu Batavia Gelegenheit, sowohl das Land selbst, als insbesondre die naturhistorische Beschaffenheit desselben, wie auch den einträglichen Handel der Compagnie etwas kennen zu lernen, dessen Hauptsitz und Mittelpunkt hier ist.

Herr Rademacher suchte mich zu überreden, daß ich zu Batavia bliebe, und rieth mir, die erledigte Bedienung eines dasigen Arztes, deren Einkünfte man jährlich auf sechs bis achttausend Thaler schätzte, anzunehmen. Allein ich zog doch die Pflicht, dem in Holland gethanen Versprechen nachzukommen, meinem eignen Vortheile vor, welches mir um so viel leichter wurde, da ich während meines kurzen Aufenthalts daselbst hinlänglich gewahr geworden war, daß man hier grossen Gewinn nicht immer mit reinen Händen einsammelt. Ich dankte daher meinem Gönner aufs herzlichste für seine gute Absicht, und ließ mir zu meiner bevorstehenden Japanschen Reise allerhand Kleidungsstücke, theils seidne, theils tuchene mit Galonen und anderm Schmucke machen, um mich unter den neugierigen Japanern mit Würde und Anstand zeigen zu können.

Bey der ersten Zusammenkunft des Raths war

ich

ich bereits als erster Wundarzt auf dem grösten oder Admiralsschiff unter der nach Japan bestimmten Flotte angestellt. Der Befehlshaber, welcher dies Jahr ebenfalls dahin absegeln wollte, bekam zugleich Befehl, mich bey sich zu behalten, und mir zu erlauben, als Legations-Medicus die Reise an den Hof des Kaisers zu thun, wohin er während seines Aufenthalts in Japan als Ambassadeur gehen sollte.

Nachrichten von Java, und besonders von Batavia.

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Stadt Batavia, der dasigen Merkwürdigkeiten, Einrichtungen und dergleichen.

Batavia ist eine Stadt von ansehnlicher Grösse. Sie enthält viele prächtige massive Gebäude, in welchen die Zimmer sehr groß sind, und der freyen Luft offen stehen; eine unter diesem brennend heissen Himmelsstriche, wo man Kühlung so nöthig hat, vortreffliche Einrichtung. Die Strassen sind aber nicht gepflastert, weil die von den Sonnenstrahlen erhitzten Steine den Füssen der Sklaven, welche barfuß gehen, und so gar den Füssen der

Pferde, die hier nicht beschlagen werden, zu vielen Schaden thun würden. Indessen findet man doch in den meisten Gassen eine Reihe flacher Steine zur Bequemlichkeit für die Europäer. In allen Strassen sind zu beyden Seiten grosse Bäume gepflanzt, die bey der Hitze etwas Schatten und Kühlung geben.

So wohl ausserhalb der Stadt, als in derselben, sind allenthalben Wassergräben gezogen, die an beyden Seiten mit Mauern versehen sind. Auf diesen Kanälen bringen grosse und kleine Böte allerhand Gartengewächse, Früchte und andre Sachen, auch Gras für die Pferde, nicht nur in die Stadt, sondern auch fast in alle Gassen derselben zum Verkauf. Sie sind nicht tief, oft nicht tiefer als zwey Ellen. Ihr Wasser leiten sie nach der Rhede.

Die Stadt ist wohl befestigt, ganz und gar mit Wällen umgeben, und mit verschiednen Thoren versehen, bey denen eine gewisse Anzahl Soldaten ihren Posten hat, und die jeden Abend zugeschlossen werden. Die Wälle indessen sind weder sehr stark noch breit. Die Citadelle liegt am einen Ende der Stadt gegen die Seeseite, ist ziemlich groß, und schließt zugleich den Rathssaal, die Packhäuser, verschiedne andre wichtige Gebäude, als die Comtoire der Compagnie, die Rentkammer, das Zeughaus, die Laboratorien und dergleichen, und auch einige Wohnhäuser in sich. An der einen Seite der Mündung des Flusses liegt ein so genanntes

Wasser.

Wasser-Castell, dessen Bestimmung ist, die Rhede zu beschiessen; jetzt ist es sehr verfallen. An den Kanälen in der Stadt sind kleine steinerne Festungswerke angelegt, die mit Kanonen besetzt sind, und dazu dienen, die Gräben sowohl als die Strassen zu beschiessen, wenn Aufruhr entsteht. Auf solchen Fall ist zugleich die Anstalt gemacht, daß man in Geschwindigkeit Kanonen auf die Gassen bringen kann, die in gewisser Entfernung von einander aufgeführt werden, um die Indianer und Sklaven zu zwingen, sich in den Häusern zu halten. Diese Vertheidigungs-Anstalten sind für ein Volk, das in einem mit Gewalt eingenommenen Lande wohnt, und an Anzahl nur gering ist, zwar nothwendig, erhöhen aber gewiß die Schönheit der Stadt nicht, und erwecken keinen angenehmen Begriff von der Art und Weise, wie die vielen Leckerbissen, Gewürze kostbaren Zeuge und theuern Meublen, deren sich Europa mit so viel Vergnügen und Wohllust bedient, in diesen entfernten Gegenden gewonnen und angekauft werden.

Die innerhalb der Citadelle befindlichen Packhäuser der Compagnie sind angelegt, theils um darin Getraide, Reiß, Wein und andre Getränke, nebst mancherley sonstigen Bedürfnissen, nicht bloß zum Gebrauche für Batavia, sondern auch für die meisten übrigen Comtoire in ganz Indien; theils aber auch Spezereyen und verschiedne andre Kaufmannsgüter für Europa und andre Handelsplätze darin aufzubewahren.

Auf der Rhede vor Batavia sind sehr viele Inseln, die sie nicht nur vor Stürmen schützen, sondern auch der Holländischen Compagnie mancherley Vortheile verschaffen. Sie hat auf denselben Magazine für verschiedne Waaren, ihre Schiffswerfte, und viele andre wichtige Gebäude und Anstalten.

Auf der Landseite hat Batavia eine sehr grosse und schöne Vorstadt, die von Europäern, Chinesern und andern Indischen Nationen bewohnt wird. Etwas weiter hinaus trifft man eine Menge Lusthäuser mit den reitzendsten Gärten an. Hier bringen die Reichen und Vornehmen ihre geschäfftfreyen Stunden zu, weil die Luft hier schon gesunder, als in der Stadt ist. Auf verschiednen dieser Lustplätze sah ich grosse mit Wasser angefüllte Kruken, worin lebendige Goldfische waren, die mit ihren glänzenden Farben und ihrer überhaupt sehr schönen Gestalt prangten, und unter dem Schatten der Muschelblumen (Pistia stratiotes), spielten.

Die Stadt Batavia hat sechs Kirchen, zwey reformirte, eine Portugiesische, eine Lutherische, eine Hospitalkirche, und eine in der Citadelle. Ausserhalb der Stadt steht noch eine Portugiesische.

So groß und volkreich diese Stadt ist, so trifft man hier doch weder Kaffeehäuser, noch Weinkeller, noch Wirthshäuser an; sondern alle Fremde, sie mögen mit Holländischen oder andern Schiffen kommen, sind genöthigt, in der so genannten Herrenher-

renherberge zu logiren. Dieß ist ein grosses, schönes, sehr viele Zimmer enthaltendes Haus. Hier bekommt man nicht nur Aufwartung, Zimmer, Betten und Essen, täglich für einen Ducaten oder anderthalb Thaler, sondern auch, wiewohl für besondre Bezahlung, Kaffee, Wein und Bier. Ausserdem ist in diesem Hause nicht nur ein ungemein grosser Saal für grössere Gesellschaft, sondern auch lange und an einer Seite offne Gallerien oder Gänge, wo man im Schatten sitzen oder spatzieren kann, nebst einem Billard. Kein Bedienter der Compagnie und auch kein Bürger darf irgend einem Fremden in seinem Hause für Geld Wohnung oder Beköstigung geben; wer aber einen guten Freund oder Bekannten unentgeldlich und aus Gefälligkeit beherbergen will, dem ist es nicht verbothen.

Vor der Stadt steht das astronomische Observatorium, das der Prediger Moor hat anlegen lassen, welches aber jetzt, nach dem Tode dieses Mannes, von niemand gebraucht wird.

Zu Batavia ist auch eine zum Gebrauche der Compagnie angelegte Buchdruckerey, wie auch eine sehr gute Bibliothek, die ebenfalls der Compagnie gehört, und deren Verzeichnis schon im Jahr 1752 gedruckt ist, nebst einem Archiv.

Das Wasser zu Batavia ist weder sehr gesund, noch wohlschmeckend. Es enthält etwas Salz, wodurch leicht Diarrhöe verursacht wird. Bey dem, welcher zuerst hieher kommt, und mit Skor-

but

hut behaftet ist, entsteht davon manchmal so gar die rothe Ruhr. Die Einwohner lassen es daher gemeiniglich einige Zeit in grossen Japanschen irdenen Kruken stehen, damit die unreinen Theile sich auf den Boden setzen, und hernach löschen sie glühende eiserne Stangen darin. So zubereitet kann man es ohne die mindesten nachtheiligen Folgen trinken; auch ist es dann zu Kaffee und Thee sehr gut zu gebrauchen.

Ehemals war Jaccatra eine von den Hauptstädten der Insel, ehe sie von den Holländern im Jahr 1619 erobert, und das jetzt blühende Batavia, näher an der See hin, angelegt wurde. Jetzt ist Jaccatra nur eine Schanze, oder, wie man dergleichen hier nennt, ein Feldposten. Noch heutiges Tages wird zu Batavia jährlich das Andenken dieser Eroberung gefeyert, indem man an dem Tage, da sie geschah, den 13. May, des Mittags alle Kanonen um die Stadt abfeuert.

Der General-Gouverneur zu Batavia führt einen sehr grossen und fürstlichen Staat. Besonders fällt dieser sehr in die Augen, wenn er in seinem grossen vergoldeten Staatswagen ausfährt. Er hat seinen eignen Stallmeister und Hofmeister, und eine Leibwache von zwölf Mann zu Pferde, nebst zwey Trompetern, die alle in Uniform gekleidet sind. Die Leibwache reitet sehr oft mit blossem Degen, die beyden Trompeter, einen Europäischen Läufer und vier Mohren als Läufer, alle schön gekleidet, vor sich her, vor dem Wagen, und zur Seite des

Wagens

Wagens reiten Officiere. Bisweilen reitet sogar ein Commando von funfzig bis sechzig Mann, unter Anführung eines Fähnrichs oder Sergeanten hinter dem Wagen. Jedermann, die Rathsherren ausgenommen, muß ihm, wenn er vorbey fährt, seine Ehrerbiethung beweisen: wer geht, muß still stehen; wer fährt, aussteigen. Im Rathe, der gewöhnlich Dienstags und Freytags zusammenkommt, sitzt ausser ihm ein General-Director, und fünf wirkliche Rathsherren. Ausser diesen sind einige, bald mehr, bald weniger, extraordinaire Rathsherren, die nur ihre Meinung äussern und Rath geben dürfen, aber kein Votum haben. In diese Rathsversammlung darf niemand mit dem Degen kommen, sondern dieser muß allezeit draussen gelassen werden, wo ihn die Wache in Verwahrung nimmt. Der General-Gouverneur besitzt völlig königliche Macht und Autorität. Was ihm beliebt, dem stimmen die andern gemeiniglich bey; und wenn diese auch gegen ihn sind, kann er die Sache doch zur Ausführung bringen, da er dann aber auch allein des Erfolges wegen die Verantwortung hat. Er besitzt auch das Recht, mit den Indischen Fürsten Bündnisse einzugehen, Krieg anzufangen und Frieden zu schliessen. Ja er maasset es sich so gar wohl an, wenn das Interesse der Compagnie es erfordert, Könige und Fürsten ein- und abzusetzen. Der General-Director hat die höchste Aufsicht über die Handlung, Waaren und Waaren-Magazine der Compagnie. Jeder Rathsherr hat die besondre

Auf-

Aufsicht über eines von den andern Indischen Comtoiren, ist dabey auch oft Präsident eines oder des andern von den in der Stadt befindlichen Collegien. Wenn ein Rathsherr mit zwey Läufern vor dem Wagen, jemand vorbeyfährt oder begegnet, so muß man, während man ihn grüßt, still halten. Wenn die Gemahlin des General-Gouverneurs ausreiset, reiten zwey Trabanten voraus, und oft reiten zwölf Mann hinter dem Wagen.

Der Justiz-Rath zu Batavia, welcher aus einigen Mitgliedern, die in Holland ernannt werden, besteht, ist, so wie auch der Fiscal, vom grossen Indischen Rath unabhängig. Diese Männer werden aber schlecht besoldet, und sie können nicht darauf rechnen, Schätze zu sammeln. Mit verschiednen von ihnen hatte ich Gelegenheit Bekanntschaft zu stiften, und sowohl aus ihren Aeusserungen, als aus andern Umständen kam es mir vor, daß die Gerechtigkeit hier keine Handelswaare ist.

Ausser diesem Rathe, unter dessen Gerechtigkeitspflege die Beamten und Bedienten der Compagnie, sowohl die hohen als niedrigen, in Civil- und Criminal-Sachen, auch was den Schleichhandel betrifft, stehen, hat die Stadt ihr eignes Rathhaus. Im Stadtrathe hat einer von den Mitgliedern des grossen Indischen Raths den Vorsitz, und verschiedene aus der Bürgerschaft sind unter dem Nahmen Schöpfen Mitglieder. Dieser Rath entscheidet in den vor ihn gehörenden Sachen, sogar über Leben und Eigenthum der Indier. Dergleichen

gleichen Rathsherren-Aemter werden vom General-Gouverneur vergeben, und ehrsüchtige Leute, die sich auf keine andere Art einen hohen Rang verschaffen können, bezahlen dafür ansehnliche Summen.

In einem Staat, dessen Hauptstüze der Handel ist, müssen nothwendig alle Militärpersonen nur ein untergeordnetes Ansehen haben. Und dieß ist der Fall bey den Holländischen Officieren in Batavia. Besonders aber wird der gemeine Mann sehr hart behandelt. Nicht zu gedenken, daß man ihnen so lange keinen Sold giebt, bis der jüdische Conto des Seelenverkäufers getilgt ist, so macht man ihnen auch in der Folge unter allerhand Titeln Abzüge, so daß sie vom Holländischen Gulden nicht mehr als 13 Stüber wirklich in die Hand bekommen. Dabey ist Pflege und Wartung der Kranken, die in einem so ungesunden Orte doppelt sorgfältig seyn sollte, höchst elend.

In Batavia sind zwey der Compagnie gehörige Spitäler. Das eine ist in der Stadt, heißt das Binnenhospital und hat drey Aerzte und zween Wundärzte. Das andere ist ausser der Stadt, und heißt das Aussenhospital (Buyten Hospital). Ausser diesen sind in der Stadt noch Krankenhäuser, wovon eins den Mohren und eins den Chinesen gehört. Auch liegt auf der Rhede ein Wachtschiff, welches diejenige aufnimmt, welche bey Nacht ausserhalb der Stadt krank werden. Aus dieser Ursache muß alle Nacht einer von den mit den Schiffen angekommenen Wundärzten abwechselnd

hier Wache halten, um die ankommende Kranke zu besorgen. Die der Compagnie gehörige Apotheke stand damals unter der Aufsicht meines Wirths, Doktor Hofmanns.

Die Insel Java ist ungefähr hundert und vierzig Meilen von Osten nach Westen lang, und von Norden nach Süden zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen breit. Sie liegt unterm sechsten Grade südlicher Breite, und ungefähr dem hundert und vier und zwanzigsten der Länge.

Die Hitze ist zwar nach dem Thermometer nicht übermäßig stark; sie hält sich gewöhnlich zwischen achtzig und sechs und achtzig Grad nach Fahrenheitscher Scale. Sie ist aber doch ungemein drückend und lästig, weil die Stadt niedrig und an der See liegt, die aus dem Meere und den stehenden Wassern und Sümpfen aufsteigenden Dünste unten in der Luft bleiben, und fast gar kein Wind wehet, der diese Dünste vertheilen, und die Luft erfrischen könnte. Gegen Abend macht sich zwar ein Landwind auf, der aber wenig bedeutet, und sehr schwach ist. Dies macht, daß die Hitze ausserordentlich beschwert und entkräftet. Denn zwischen neun Uhr Vormittags und vier Uhr Nachmittags kann man nicht ausser dem Hause seyn, am wenigsten gehen, ohne vor Hitze zu verschmachten und vor Schweiß zu zerfliessen, wenn man gleich die dünnste Kleidung an hat.

Die das ganze Jahr hindurch zu Batavia herrschenden Winde sind entweder See- oder Landwinde, die

die sich nach den Jahrszeiten verändern. In der schlimmen oder West-Jahrszeit (Quaade Moessoon oder West-Moessoon), welche auch die Regenzeit heißt, und hier für den Winter angesehen wird, und die im November oder den ersten Tagen des Decembers anfängt und bis zum März dauert, wehen die Landwinde aus Süd-Westen und Westen, worauf sich gegen Mittag ein See-Wind aus Nord-Westen erhebt. In der so genannten guten Jahrszeit (Goode Moessoon) blasen die Landwinde aus Süd-Osten und Osten, hernach aus Nord-Osten, und endlich aus Norden.

Tag und Nacht sind hier zu allen Zeiten des Jahrs beynahe gleich lang. Die Sonne läuft fast gerade überm Kopfe weg, geht um sechs Uhr auf und um sechs unter. Dämmerung, die in unsern nördlichen Ländern so angenehm ist, hat man hier nicht. So bald die Sonne unterm Horizonte ist, wird es augenbliklich dunkel und die Luft kühl, und so bleibt es die ganze Nacht durch.

Zweyter Abschnitt.

Von den europäischen Einwohnern zu Batavia, deren Sitten, Lebensart und so weiter.

Zu Batavia findet man, wie zu Amsterdam, ein Gemisch von allerley Nationen und Sprachen. Von den meisten Indischen Völkern trifft man hier, von einigen mehr, von andern weniger Leute an, die hier

wohnen, um in dieser Hauptstadt Ostindiens sich zu bereichern.

Die Europäer zu Batavia verrichten ihre Geschäffte gewöhnlich des Morgens früh. Auch sind die Frühstunden die Zeit, wo die sämtlichen Ober-Bedienten der Compagnie sich zum Gouverneur begeben, um ihm Bericht abzustatten, und seine Befehle zu erwarten. Diese besorgen denn ihre Arbeiten zwar zwischen neun und zehn Uhr, aber doch im Zimmer, und zwar wo es kühl ist. Nach dem Mittagessen hält man ein paar Stunden Mittagsschlaf, bis die gröste Hitze vorüber ist: eine Sitte, die der brennende Himmelsstrich entschuldigt. Ein Sklave muß während dieser Mittagsruhe vor dem Sofa stehen, mit einem grossen Fächer die Mücken verscheuchen und zugleich seinem schlafenden Herrn eine angenehme Kühlung zuwehen.

Jeden Abend von sechs bis neun Uhr ist die allgemeine Visiten-Zeit. Man besucht alsdann ungebethen seine guten Freunde, und die Gesellschaft vertreibt sich unter Gesprächen und bey einem Glase guten, meistens rothen europäischen Weins, wobey aber ununterbrochen geraucht wird, die Zeit. So bald es neun schlägt, geht jeder nach Hause, wofern man nicht ausdrücklich gebethen wird, zum Abendessen zu bleiben. Gewöhnlich kommt man mit Rock, Perucke, Huth, Degen und Stock, und hat einen Sklaven bey sich, der einen grossen weiten Sonnenschirm trägt. So bald die Complimente vorbey sind, giebt man Huth und Stock dem Sklaven, nimmt die Perücke

rücke ab, und setzt auf den kahl geschornen Kopf eine weisse baumwollne Mütze. Darauf legt man Rock und Degen ab, und läßt alles durch den Sklaven nach Hause tragen. Die Gesellschaft geht vor die Thür, und bringt den Abend auf einem erhöheten Absatze draussen vor dem Hause zu. Zur ersten Bewillkommung wird gemeiniglich ein Glas Holländisches Bier gereicht. Hernach wird Wein auf die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft getrunken, bis jeder seine Bouteille, oder vierzehn Gläser, bisweilen mehr, selten weniger, ausgeleert hat. Kommt ein Fremder von ungefähr in die Gesellschaft, so ist er allezeit willkommen. Bisweilen formiret sich auch wohl eine Partie zum Kartenspiel. Um neun Uhr kommt der Sklave wieder, um seinen Herrn nach Hause zu führen, manchmal, wenn es vorzüglich dunkel ist, auch wohl mehrere mit brennenden Fackeln.

Die Gastfreyheit wird hier sehr hochgeschätzt und allgemein ausgeübt. Die Vornehmen halten einen oder zwey Tage in der Woche offne Tafel, wo nicht nur gebethene, sondern auch ungebethene Gäste willkommen sind. Ein Fremder, der genöthigt ist, sich hier eine längere Zeit aufzuhalten, darf sich nur ein kleines Haus zur Wohnung, und einen Sklaven zur Aufwartung miethen. Wenn er dann nur eine und andre Bekanntschaft gestiftet hat, darf er für Essen und Trinken wenig sorgen. Denn, nicht zu gedenken, daß ihm oft der Tisch mehrerer Gönner offen steht, wird er jedes-

mahl da zu Mittag eingeladen, wo er zwischen eilf und zwölf Uhr seinen Besuch ablegt. Um diese Zeit kommen die, welche in Geschäfften stehen, von ihren Arbeitszimmern, und da wird zuerst ein Appetit-Schlückchen von Arrak, Wachholder-Branntwein, weissem Franzwein oder auch Japanschen Sakki, genommen.

Zur Aufwartung haben die Europäer durchgängig Sklaven aus verschiednen Ostindischen Inseln. Jeder muß deren eine Menge halten, weil des heissen Clima wegen hier zwey Sklaven nicht so viel verrichten können, als am Cap einer. Besonders hat das Frauenzimmer eine grosse Anzahl Sklavinnen. Selten geht eine Dame aus, ohne ihrer mehrere zur Aufwartung hinter sich zu haben.

Die Kleidung der hiesigen Europäer ist auf europäische Art gemacht. Weste und Beinkleider sind gewöhnlich von weissem baumwollnen Zeuge oder von schwarzem Atlas, und der Rock von dünnem ostindischen seidnen Zeuge. Wiewohl die ganze Kleidung bisweilen kaum ein oder zwey Pfund wiegt, so ist doch der Rock in diesem heissem Lande eine sehr schwere Last, und man schwitzt dabey so sehr, daß man genöthigt ist, ein oder zweymahl des Tages ein andres Hemd anzuziehen, obgleich man hier Hemden von feinem baumwollnen Zeuge trägt, das den Schweiß einsaugt, aber freylich auch mehr zum Schweiß reizt, als leinen Tuch.

Viele hiesige Europäer tragen zwar eine Perucke, die meisten aber ihr eignes Haar, und zwar

schlecht

schlecht und recht, ohne künstliche Frisur, glatt gekämmt, und fast niemahls mit Puder. Das Frauenzimmer trägt weder Mützen, noch Hüthe, noch Kopfzeuge, noch dergleichen etwas, sondern bindet das Haar, mit wohlriechendem Oehl etwas eingeschmiert, aber ohne Puder, oben auf dem Kopfe in einen grossen Knoten oder Wulst zusammen, und ihr ganzer Kopf- und Haarschmuck besteht lediglich in Juwelen, die sie einstecken, und Kränzen von wohlriechenden Blumen. Besonders gehen sie mit einem solchen Kranze von aufgereiheten Blumen der Sambaknachtblume (Nyctanthes Sambac) um den Kopf, wenn sie gegen Abend Besuch bey einander machen. Zu diesem Gebrauche sieht man auch alle Tage frische Blumen dieser Art in der Stadt zum Verkauf umhertragen. Ihr Geruch ist unbeschreiblich angenehm; er gleicht dem Geruche der Pomeranzen- und Citronenblüthe, und füllt das ganze Haus mit seinem lieblichen Dufte.

Die Betten sind hier sehr einfach und kühl. Man schläft meistens auf einer Matratze, einigen Kissen und einem Unterlaken, und deckt sich mit einer Decke von dünnem Kattun, die nicht gefuttert ist, zu.

Sonderbar kam es mir vor, daß ich so wohl in Privat-Häusern als in den Packhäusern oder Waaren-Magazinen die Kisten fast durchgängig auf Bouteillen stehen sah. Man bedient sich dieser Vorsicht deswegen, weil, da die Luft sich hier fast gar nicht bewegt, und sich nur wenig verän-

dert, sonst nicht nur der Boden der Kiste, sondern auch die darin befindlichen Sachen sehr bald schimmlicht werden, verderben und endlich gar verfaulen würden.

Die Vornehmen fahren, wenn sie um die Mittagszeit etwas ausser Hause zu thun haben, in bedeckten Wagen, die klein und leicht sind, und statt der Fenster dünne seidne Gardinen haben, welche nicht nur die Sonnenstrahlen abhalten, sondern auch die Luft durch lassen. Die Pferde vor solchen Wagen sind gemeiniglich nur klein. Viele behelfen sich auch mit bedeckten Cariolen. So wie hier aber in allen andern Stücken der Rang genau beobachtet wird, geschieht dies auch bey den Equipagen. Wer nicht einen gewissen hohen Rang hat, darf keinen vergoldeten Wagen brauchen; Leute von gewissem geringern Range dürfen nur in angemahlten, andre aber müssen in unangemahlten Wagen fahren.

Das wenige Brot, welches die Europäer in der Stadt sehr sparsam, meistens zu Fleischspeisen, essen, wird von demjenigen Waitzen gebacken, der vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher gebracht wird. Die Indier haben weder Waitzen- noch Roggenbrot, sondern essen statt desselben allezeit Reiß, nicht nur allein, sondern auch zu allen andern Gerichten. Zu diesem Gebrauche wird der Reiß nur in Wasser gekocht, und wenn das Wasser abgelaufen ist, auf grosse Pisangblätter geschüt-

tet,

tet, mit den drey ersten Fingern gefaßt und so in den Mund gestopft.

An den Tischen der Vornehmen und Reichen isset man sehr häufig Suppen von Indischen Vogelnestern, die ungemein nahrhaft und wohlschmekkend sind; zu Cap hatte ich dergleichen auch schon gegessen. Auf andre Art werden die Vogelnester gewöhnlich nicht zubereitet. Sie bestehen aus gallertartigen Fäden, und werden zu einem durchsichtigen Gelée in warmem Wasser aufgelöset. In den Javaschen Gebirgen findet man sie sehr häufig.

Gurken, Melonenschaalen, die aromatische Wurzeln des Bambobaumes, Blumenkohl und dergleichen, wie auch Fische, werden hier häufig mit Essig eingemacht. Solche eingemachte Sachen haben hier den allgemeinen Attjes, und werden zum Braten, auch zu manchen andern Gerichten gegessen, um den Appetit zu reitzen und den Magen zu stärken. Den Essig schärft man mit hineingelegtem Spanischen Pfeffer, daher werden dergleichen eingemachte Sachen ungemein hitzig und brennend.

Milch wird in den europäischen Haushaltungen in grosser Menge gebraucht. Sie wird auch täglich zur Stadt zu Kauf gebracht.

Die Holländer brauen hier bisweilen eine Art Bier, das dünnes Bier (Kleyn-Bier) heißt. Es wird frisch, und zwar gegen Abend getrunken. Man trinkt es während des Aufgährens, und es giebt einen starken Knall jedesmahl, wenn man die

Kalabasse oder Flasche öffnet, schäumt stark im Glase, dehnt den Magen etwas aus, und erhält offnen Leib. Der Geschmack ist angenehm; allein, da man gar keinen Hopfen dazu nimmt, kann es sich nicht über vier und zwanzig Stunden halten.

Arrak wird nirgend so gut gemacht als auf Java. Zur Verfertigung desselben sind ausserhalb der Stadt mehrere sehr ansehnliche Brennereyen angelegt, die aber, nebst dem ausschliessenden Rechte, Arrak zu brennen, meist verpachtet sind. Reiß ist das vornehmste Ingredienz, woraus dies geistige Getränk in grossen Pfannen oder Blasen, nach vorhergegangener starker Gährung, mit Zusatz von Wasser, Syrup aus den Zuckersiedereyen und Saft von Kokosbäumen destillirt wird. Man gebraucht den Arrak in ganz Ostindien statt des Branntweins, und zugleich, so wie in der übrigen von Europäern bewohnten Welt, als das beste Mittel Punsch zu machen. Von allen andern destillirten Getränken unterscheidet er sich durch seinen eignen und besondern Geruch und Geschmack. Man hat ihn von dreyerley Grad der Stärke. Der am wenigsten starke wird von den Chinesern bey ihren Lustbarkeiten warm aus Tassen getrunken. Der weisse, welcher Kneip heißt, und sogleich auf Bouteillen gezapft wird, ist stärker, und wird größtentheils in Indien verbraucht. Wenn der Arrak auf Tonnen und Fässer gefaßt ist, um auswärtig verführt zu werden, färbt er sich vom Holze, und

wird

wird der braune Arrak, der so häufig in Europa verkauft, und zum Punsch gebraucht wird.

Die Hitze des hiesigen Clima bringt bey den hieher kommenden Europäern die Wirkung hervor, daß sie mit der Zeit träger, unthätiger und weniger munter, als in kalten Ländern, werden, und der fleißigste und arbeitsamste verfällt hier nicht selten wider seinen Willen in Faulheit und Müssiggang.

Eben diese hier beständig herrschende Hitze, in Verbindung mit den feuchten Nebeln, die sich lange unten in der Luft aufhalten, ohne sich zu zertheilen, trägt auch viel dazu bey, das Land und besonders die Stadt selbst sehr ungesund zu machen, so daß man gewöhnlich die Stadt das Grab der Europäer nennt. Wahr ist aber auch, daß der von allerhand Sachen, die man in den Fluß wirft, entstehende Gestank und die eigne unbedachtsame Lebensordnung, welche die hiesigen Europäer beobachten, ebenfalls sehr stark wirkende Ursachen der grossen Sterblichkeit sind. Die geringen Leute versehen es meistentheils durch Essen von Früchten und Genuß des Arraks zur unrechten Zeit; und die Vornehmen bedienen sich mehr, als in einem so heissen Erdstriche geschehen sollte, nicht nur nahrhafter und starker Speisen, sondern auch hitziger Getränke. Die letzteren werden gewöhnlich von Faulfiebern befallen, woran sie binnen drey Tagen, oft schon innerhalb vier und zwanzig Stunden, sterben. Die ersteren werden auch wohl von faulen

len Fiebern, noch häufiger aber von der rothen Ruhr getödtet; und von denen, welche dem Tode entgehen, behalten die meisten einen grossen ausgespannten Unterleib, nebst Verstopfung in irgend einem der innern Theile oder sogenannte Fieberkuchen, die nicht leicht sich vertheilen, wenn sie nicht nach einem Comtoir geschickt werden, wo frischere und kältere Luft ist. Wer die stärkste Gesundheit zu haben scheint, ist am meisten in Gefahr das Leben zu verlieren, dagegen Schwache, und Frauenspersonen es am längsten und besten aushalten, obgleich auch diese, wenn sie aus Europa rosenrothe Wangen mitbrachten, diese gesunde Farbe bald verlieren und blaß werden. — Daß es aber unter den Indiern, die von Früchten und Gartengewächsen leben, und nur Wasser trinken, bisweilen Leute giebt, die vom Blasensteine geplagt sind, sollte fast unmöglich scheinen. Und doch habe ich dergleichen angetroffen. Einer von den Sklaven meines Wirths hatte einen sehr grossen Stein in der Blase, woran er endlich starb. Nach seinem Tode öffnete mein Wirth ihn in meiner Gegenwart, und der Stein wog $4\frac{1}{4}$ Loth.

In vorigen Zeiten, besonders nachdem die Handlung der Ostindischen Compagnie zu Stande gekommen war, reiseten wenig Leute von Ansehen nach Batavia, weil man diesen Ort für eben so gefährlich, als die Reise dahin ansah. Ein grosser Theil der hiesigen Besatzung und der am Bord der hieher gehenden Schiffe dienenden Leute hat

damahls

damahls also wohl aus solchen bestanden, die Europa wegen begangener Verbrechen verlassen mußten, oder auch zu Hause nichts zu gewinnen und zu verlieren hatten. Diese machten indessen ihr Glück, schwangen sich mit der Zeit zu den höchsten Aemtern empor, und verschiedne kamen von Zeit zu Zeit mit einer Menge Indischer Schätze und Kostbarkeiten zurück. Dies munterte andre auf, ebenfalls ihr Glück zu suchen, und die Hoffnung dazu wurde nach und nach so groß und allgemein, daß jetzt Männer und junge Leute von guter Geburt und cultivirten Sitten, ja sogar Adeliche zum Theil von hohem Range, sich in Dienst der Compagnie annehmen lassen, und die Reise nach Batavia machen. Gewöhnlich gehen diese als Unter-Kaufleute aus, um die Erledigung einer einträglichen Bedienung abzuwarten. Aber freylich wird hiezu nicht Geburt oder Rang, sondern Geschicklichkeit und Diensteifer erfordert. Und die Erfahrung lehrt, daß solche vornehme Herrn der genossenen bessern Erziehung unerachtet oft nur wenig brauchbar sind. Mithin verliehrt bey dieser Veränderung entweder die Compagnie oder die Candidaten.

Dritter Abschnitt.

Von Handlung, Manufacturen und Münzen in Batavia.

Die Schiffs-Officiere pflegen, wenn sie nach Batavia kommen, für eigne Rechnung, aus Holland und

und vom Cap mancherley Kaufmannswaaren mitzubringen, die sie hier verkaufen, und wobey sie gewöhnlich ansehnlich gewinnen.

Der Preis der Waaren ist sowohl hier, als an andern Indischen Handelsplätzen sehr vieler Veränderung unterworfen. Er fällt oder steigt, je nachdem viele oder wenige Schiffe mit derselben Waare ankommen. So hat man zu Batavia manchmahl einen Schinken mit sechs und dreyßig Holländischen Thalern bezahlt. Ueberhaupt rechnet man hier den Gewinn zwischen dreyßig bis vierzig Procent, bisweilen beläuft er sich aber auch wohl auf hundert Procent.

Verschiedne aus Holland kommende Waaren werden zu allen Zeiten sehr gesucht, und von den hier wohnenden Europäern, die Handlung treiben, aufgekauft. Dahin gehören geräucherte Schinken, Holländischer Käse, Holländisches Bier, und verschiedne Arten Wein, besonders rother, auch Seltserwasser. Der Wein wird in wohl zugepfropften Bouteillen, das Bier aber in Tonnen gebracht; das letztere wird auch tonnenweise verkauft, und nachdem es ans Land gebracht ist, und ein Paar Tage still gelegen hat, auf Bouteillen gezapft. Es hält sich nicht nur auf der Reise, sondern auch hier, wenn es abgezapft ist, ohne sauer zu werden. Verschiedne andre Waaren werden ebenfalls mit gutem Vortheil verkauft, als Juwelen, Zeuge, wollne Plüsche, die Kutschen auszuschlagen, Matrosenmesser, andre Eisenwaaren und dergleichen.

Vom

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung wird nicht viel hieher zu Kauf gebracht. Mandeln und Rosinen, die zum Behuf des Krankenhauses aufgekauft werden, bringen etwas ein. Mit Eisen wird indessen noch der vortheilhafteste Handel getrieben. Verschiedne Unter-Officiere auf dem Schiffe, mit welchem ich fuhr, hatten von den Schmieden zu Cap eine Menge Eisen erhandelt, das diese für untauglich ansahen, hauptsächlich kleine und grosse Stückchen, die nach dem Schmieden abgehauen und übrig geblieben waren. Diese Eisenstückchen, wovon sie zu Cap das Pfund für zwey Holländische Stüber eingekauft hatten, verkauften sie hier an die Chineser, die ihnen für das Pfund fünf Stüber wieder bezahlten.

Baumwolle und Seide machen in ganz Ostindien den Stoff aus, woraus die Indier ihre Kleidung verfertigen, und wovon, entweder roh, oder verarbeitet, jährlich eine unglaubliche Menge an die Europäer verkauft wird. Auf der Insel Java wird zwar keine Seide bereitet; von Baumwolle aber sind zwey verschiedne Arten vorhanden. Die eine wächst auf einem sehr hohen Baume, der eine grosse, ausgebreitete und schöne Krone hat; es ist der Wollsame mit fünf Staubfäden (Bombax pentandrum). Die den Samen in der Hülse umgebende Baumwolle bekommt den Nahmen Kapok, und wird nicht gesponnen, sondern nur zu Matratzen, Bettpolstern und Kopfkissen gebraucht. Die zwote Art wächst auf einem Strauch, der in der

Zeit

Zeit eines halben Jahrs zu Mannshöhe hinaufwächst, und hernach vor Ablauf eines Jahrs vergeht. Dies ist die krautartige Baumwolle (Gossypium herbaceum). Diese giebt in ihren Samenhäuschen eine viel feinere und bessere Wolle, die Kapas heißt, gesponnen, und zu unzähligen Arten baumwollnen Tuches, und Kattunen, von unzähligen Graden der Feinheit, gewebt wird. Von dem in der Baumwolle selbst eingeschlossen liegenden Samen wird sie abgesondert, indem sie auf straff ausgebreitete Tücher gelegt, und mit Stöcken so lange geschlagen wird, bis aller Same herausfällt.

Zucker ist der vornehmste Gegenstand der Handlung der Holländer nach Japan. Zu Brod- oder Huthzucker aber darf er nicht hier, sondern allein in Holland raffinirt werden. Aller Zucker, der in ganz Ostindien gebraucht wird, ist entweder Brustzucker oder Puderzucker. Der Brustzucker wird meistens zum Thee oder Kaffee, der Puderzucker ans Essen und zum Einmachen verschiedner Beeren und Früchte gebraucht. Man macht hier mit dergleichen Zucker viel ein, als Gewürznägelein und halb ausgewachsene Muskatnüsse, die man zum Thee ißt, um den schwachen und schlaffen Magen zu stärken.

Der Spezerey-Handel verschafft der Holländischen Compagnie unstreitig den allergrösten Gewinn. Daher wird auch keinem Privat-Manne, er sey Bürger, oder Schiffs-Officier, oder bekleide irgend ein Amt, oder eine Bedienung im Dienste

der

der Compagnie, erlaubt, damit zu handeln; sondern die Compagnie hat sich allen Handel damit als ein Monopolium vorbehalten. Treibt jemand Schleichhandel damit, und ist so unglücklich entdeckt zu werden, so kostet es ihm allezeit das Leben, oder wenigstens wird er gebrandmarkt und muß auf Lebenszeit ins Gefängniß.

Opium, das hier durchgängig Amphion heißt, ist ebenfalls eine Waare, womit nur die Compagnie ausschliessend handelt; auf den Schleichhandel damit sind gleichfalls die schwersten Strafen gesetzt. Meistentheils wird das Opium aus Bengalen geholt. Es bringt der Compagnie unsägliches Geld ein. Das Recht, es zu verkaufen, wird an einige, meistens vornehme, Bediente der Compagnie, als an General-Pächter verpachtet, die ansehnliche Summen dafür bezahlen. Diese verpachten hernach wieder an andre das Recht im Kleinen damit zu handeln, oder vielmehr, sie verkaufen andern das Opium im Großen zu sehr hohem Preise, die es an die Indier in kleinen Quantitäten wieder verkaufen.

Die Indischen Vogelnester sind ein vortheilhafter Handels-Artikel, besonders in China. Die Handlung damit ist ebenfalls ein Monopolium der Holländischen Compagnie, und wird meistentheils dem Meistbiethenden pachtweise überlassen. Ausserdem wird von hier ausgeführt: Reiß, der vortrefflich ist und nach mehreren indischen Ländern zum Verkauf gebracht wird, und dessen noch mehr seyn

 wür-

würde, wenn nicht der sogenannte Reißfresser, ein Vogel aus dem Geschlechte der Kernbeisser (Loxia oryzivora), welcher hier in grosser Menge vorhanden ist, den Reißfeldern so grossen Schaden thäte. Kardomomen von derjenigen Art, die rundliche Saamenkapseln hat (Cardomomum compactum). Zucker, welcher als Puderzucker nicht nur nach allen indischen Handelsplätzen, sondern auch nach Europa geht; vor Ankunft der Holländer wuchs hier kein Zuckerrohr, sondern diese haben es hieher gebracht, jetzt wächst es aber in Menge. Salz, welches nach verschiedenen Ländern in Indien gebracht, und besonders auf den moluckischen Inseln sehr theuer verkauft wird. Pfeffer, der meist nach Europa kommt. Indigo, Kattun und etwas Baumwollengarn.

Zölle, Thorschreiber und andre dergleichen Einrichtungen, die in Ländern, wo die Handlung blühen soll, billig weder dem Verkäufer noch dem Käufer Hindernisse in den Weg legen sollten, giebt es zwar weder hier, noch in andern Indischen Handelsplätzen. Aber doch muß von allen Waaren, die vom Schiffe gebracht, und im Lande verkauft werden, eine gewisse Abgabe entrichtet werden. Diese Abgabe ist jetzt an eine Gesellschaft Chineser verpachtet, die zwar auf eine anständige und bescheidne Art die Packkasten durchsuchen, Koffer aber und kleine Kisten unangerührt lassen.

Auf Bodmerey wird hier häufig Geld ausgeliehen, aber die Zinsen dafür sind sehr hoch, wie-

wohl

wohl auch, im Verhältnisse zu der jedesmahligen Weite der Reise, und zu der grössern oder geringern Gefahr auf dieser oder jenen See, sehr verschieden. Die Fahrt nach Japan wird für eine der gefährlichsten in ganz Ostindien angesehen. Die Bodmerey-Zinsen während derselben belaufen sich daher auf zwanzig bis fünf und zwanzig Procent, welche bezahlt werden, wenn man nach glücklich zurückgelegter Reise nach Batavia zurückkommt. Verunglückt aber das Schiff unterweges, so fällt alle Forderung weg, und der Schuldner bezahlt alsdann nie das geringste für ein Capital, das ihm gegen hohen Zins auf Gewinn und Verlust geliehen war.

Wenn Schiffe von hier abgehen wollen, pflegen sie sich auf ihre ganze Reise hier mit den nöthigen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zu verproviantiren. Besonders nehmen sie eingemachte Fische, Hühner, Enten, Gänse, Eyer, Wassermelonen, Pompelmuse, Kokosnüsse, wie auch Arrak und Reiß, im grösten Ueberflusse mit. Diese Sachen bekommen sie hier auch für sehr billigen Preis.

Der Handel mit den Landes-Produkten, als Kaffee, Zucker, Vogelnester und dergleichen, beruhet fast ganz auf einem einzigen Manne. Dieser hat den Titel Commissarius über die Eingebohrnen oder Einländer. Ausser ihm treibt fast niemand Verkehr mit den Landeseingebohrnen. Diese zwingt man, ihre Waaren zum niedrigsten Preise

zu erlassen; und so gewinnt jener Commissarius bey dem Handel damit ganz erstaunliche Summen.

Die zu Batavia gebräuchlichen Münzsorten sind entweder Indische oder Europäische. Holländische Dukaten sind ziemlich selten. Die Javaner schlagen mit einem runden Stempel einige Javanische Buchstaben darauf, wodurch sie unter ihnen Curs bekommen. Ferner Kupferpfenninge, welche die Compagnie in Europa schlagen läßt, und an welchen sie hundert Procent gewinnt. Am häufigsten sind Ducatonen, Piaster, Schillinge, besonders die sogenannten Schiffsschillinge und die Deute, welche letztere die Compagnie schlagen läßt, und die auch mit dem Wapen der Compagnie bezeichnet sind. Diese Javaschen Deute sind, wie man leicht denken kann, von Kupfer. Auf der einen Seite sieht man Javasche Buchstaben in drey Reihen, die von einem punktirten Zirkel umgeben sind; auf der andern einen Kranz, in welchem die Worte Duyt Javas nebst der Jahrzahl ebenfalls in drey Reihen stehen. Man hat ihrer halbe und ganze; sie dienen zu Scheidemünze, oder um Kleinigkeiten von Obst oder Gemüsen zu kaufen, sind aber mehr im Lande unter den Indiern, als in der Stadt gäng und gebe. Im Handel und Wandel bedient man sich am meisten der Rupien, sowohl goldner, als besonders silberner. Es giebt deren nicht nur ganze, sondern auch halbe; jene sind hier gebräuchlicher, als diese. Eine goldne Rupie gilt 10 Thaler, eine silberne gewöhnlich einen

nen halben Thaler. Die, welche hier circuliren, sind an verschiednen Orten geprägt, und kommen aus mancherley Ländern hieher. Zu Batavia hat die Compagnie unter dem Nahmen des Regenten von Madura ganze und halbe goldne, und ganze silberne Rupien schlagen lassen. Man kennt sie an der beygesetzten Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung. Die goldnen sind sehr blaß wegen des untergemischten Silbers. Spanische Piaster, so wohl die neuen, als vorzüglich die alten, kommen häufig vor, und sind den Indiern sehr willkommen. Auch von den in Amerika geprägten eckigen und abgeschlagnen Piastern, die von den Manillischen Inseln hieher kommen, giebts viele, theils ganze, theils halbe, theils in noch kleinern Stükken; sie sind von sehr feinem Silber. Bisweilen sah ich auch silberne Kaiserthaler, etwas kleiner als Piaster. Diese werden gemeiniglich von solchen, die nach Europa zurückreisen, eingewechselt, weil darauf wenig verlohren wird. Ducatonen, besonders die geränderten, werden hier zu 80 Holländischen Stübern gerechnet. Man hat auch eine Art kupferner Münze, die der Gouverneur Swardekron hat schlagen lassen, die aber auf Koromandel mehr als hier im Gebrauche seyn soll. Sie hat die Grösse eines Schwedischen Stübers und die Dicke eines Rundstücks *). Auf der einen Seite sieht man einen doppelten Rand, worin Batavia

 und

*) Sie ist also ungefähr so groß, als ein Viergutegroschenstück; und so dick als ein Pfenning.

und die Jahrzahl zu lesen ist; in der Mitte ein Schwert. Auf der Seite ist das Wapen der Compagnie, und darüber die Worte: $\frac{1}{2}$ Stüber, zu sehen. Ueberdies circuliren hier sogar unter den Europäern auch Chinesische Peetchen (Petjes), die aus Messing gegossen sind, in der Mitte ein viereckiges Loch, und auch die Grösse und Dicke eines Rundstücks haben. Man reihet ihrer eine gewisse Anzahl auf Band oder Fäden, und bezahlt so, nicht aber durch einzelnes Abzählen, damit. Sie kommen aus China durch Chinesische Kaufleute hieher.

Die Javaner haben auch ihre eignen Münzen. Eine Sorte ist selbst unter ihnen ungemein selten, und ich hatte viel Mühe für einen Holländischen Ducaton oder einen anderthalb Thaler ein Stück davon zu bekommen. Die Javaner heben diese Münze als etwas altes und als eine Seltenheit auf, und geben sie gar nicht aus. Sie ist gegossen. Das Metall ist Messing, die Grösse ungefähr wie eines Speciesthalers, aber die Dicke wohl viermahl so groß. In der Mitte ist ein viereckigtes Loch, das dazu dient die Stücke aufzureihen. Rund umher ist sie mit einem breiten, erhabnen Rande versehen. Ungefähr mitten sieht man einen Baum mit ausgebreiteten Zweigen, und zu jeder Seite desselben eine ungestaltete menschliche Figur. Diese Ungestaltheit ist eine Folge der mahomedanischen Religion, welche verbietet, ein richtiges Bild zu zeichnen. Diese Münze heißt

Get-

Gettis Kantang, und ist nur in dem östlichen Theile der Insel zu finden.

Vierter Abschnitt.

Von den Sprachen zu Batavia und auf Java überhaupt.

Da man zu Batavia, wie zu Amsterdam, ein Gemisch von allerhand Nationen und Völkern findet, so ist es auch natürlich, daß hier eine grosse Menge Sprachen gesprochen wird. Unter den Europäern wird aber doch allgemein die Holländische geredet, und mit den Sklaven, so wie im Umgange mit andern Indiern, bedient man sich gemeiniglich der Maleyischen Sprache. Diese ist in der ganzen östlichen, und einem Theile der westlichen Hälfte Ostindiens so durchgängig eingeführt, daß man sich damit, auf gleiche Art, als in Europa mit dem Französischen, überall forthelfen kann. Sie ist eine Mundart der Arabischen, wird auch mit Arabischen Buchstaben geschrieben. Man hat im Maleyischen die Uebersetzung eines Theils der Bibel, verschiedne kleine Wörterbücher, eine Grammatik und einige Gebethbücher. Diese Sprache ist leicht zu lernen, sehr einfach und ungekünstelt, auch klingt sie angenehm. Für Leute von den verschiednen Völkern, welche dieselbe verstehen und sprechen, und sich dabey zum Christenthum bekennen, hat die Compagnie hier eine Kirche bauen lassen; auch besoldet sie die Prediger bey derselben.

Imgleichen hält die Compagnie auf eigne Kosten einen Uebersetzer oder Translator, sowohl für die Maleyische, als die Javasche Sprache. Auch wird hier, so wie in den meisten andern Indischen Besitzungen, wo die Portugiesen vormahls gehandelt und ihre Sprache ausgebreitet haben, ein gebrochnes Portugiesisches gesprochen. Daher ist auch noch jetzt eine Portugiesische Kirche und Gemeine in der Stadt vorhanden, und ausserdem noch eine andre, die auf Kosten der Compagnie unterhalten wird, und wozu sich ein grosser Theil der schwarzen Christen hält. Diese Kirchen haben auch verschiedne in Portugiesischer Sprache gedruckte Kirchen-Agenden, und Gebetbücher.

Geschrieben wird das Maleyische mit Arabischen Buchstaben, welche die Maleyen in den Zeiten angenommen haben, da sie an den Indischen Küsten ausgebreitete Handlung trieben.

Fünfter Abschnitt.

Von den Chinesern und Mohren auf Java.

Unter allen Fremden sind die Chineser die zahlreichsten. Sie behalten ihren National-Charakter, ihre Sitten und Gebräuche bey, sind die fleißigsten und arbeitsamsten im ganzen Lande, und unverdrossen zu allem. Einige von ihnen reisen zwischen hier und China ab und zu, um Handlung zu treiben. Die meisten aber sind hier beständig wohnhaft. Sie sind groß und schlank von Wuchs, und

gelblich von Farbe. Besonders zeichnen sie sich durch ihre kleinen und länglichen Augen aus. Einige wenige haben einen Bart. Die meisten sind am ganzen Kopfe geschoren, und das Haar, welches sie mitten auf der geschornen Scheitel stehen lassen, flechten sie in eine oder drey lange Flechten, die entweder auf den Rücken herabhangen, oder um den Kopf gewunden sind. Ihre Kleidung ist dünn und weit, und besteht aus einem Wamms oder einer kurzen Jacke, die an der Seite zugeknöpft wird, und aus langen Hosen wie Schifferhosen. Schuh tragen sie, aber ohne Schnallen und mit dicken Sohlen. Strümpfe gebrauchen sie nicht. An der rechten Seite am Schenkel haben sie gewöhnlich ein Schnupftuch, und eine silberne Dose, oder auch einen Geldbeutel hangen, um klein Geld hinein zu stecken. Auf dem Kopfe tragen sie einen rund zugespitzten Huth oder Schirm, und in der Hand gemeiniglich einen Fächer.

Die Chineser wohnen nicht bloß in der Stadt selbst, sondern auch in grosser Anzahl in der Vorstadt, und sogar im Lande. Sie treiben, wie in Holland die Juden, einen sehr starken und ausgebreiteten Handel, die meisten Künste, und beinahe allein alle Handwerke. Die Gärten vor der Stadt werden gleichfalls gröstentheils von Chinesern cultivirt. Sie bringen auch für wohlfeilen Preis alle Arten von Früchten und Gartengewächsen nach der Stadt zum Verkauf, sowohl zum Gebrauch der Einwohner als der Schiffe. Auch sind sie es,

die die Arrakbrennerey pachten, Zuckerrohr, Kaffee, und Indigo bauen. Kurz, sie sind hier ganz unentbehrliche Leute. Ausser den Chinesern, welche in der Stadt mit Waaren und andern Sachen, die sie feil biethen, umhergehen, bekommt man auch bisweilen Besuch von solchen, die ihre Dienste anbiethen die Ohren zu reinigen, eine in Europa den Wundärzten unbekannte Operation. Mit einigen feinen Instrumenten wissen sie sehr nett und behende das Ohrenschmalz herauszunehmen, und das Ohr von aller Unreinigkeit, die sich da etwa sammeln kann, zu reinigen, ohne daß damit die mindeste unangenehme Empfindung verbunden ist.

Da aus China gar keine Frauenspersonen weggehen oder ausgeführt werden dürfen, so sind die hier wohnenden Chineser genöthigt, Javasche Weiber zu nehmen.

Den 1. 2. und 3. Junius feyern die hiesigen Chineser eines ihrer Feste, welches in einer Wettfahrt besteht. Diese wird auf dem durch die Stadt nach der Rhede laufenden Flusse angestellt. Sie bedienen sich dabey zweyer Böte, womit sie gegen den Strom rudern. Wer mit seinem Boote zuerst ankommt, empfängt den ausgesetzten Preis. Dieser hängt oben an einer grünen Stange zur Schau, und besteht gewöhnlich in Schnupftüchern, Fächern, silbernen Münzen oder einer silbernen Dose. Der Wettstreit wird verschiedne mahl wiederhohlt. Ihn begleitet Musik von Pauken und messingenen Becken.

Zu

Zu Batavia halten sich auch Mohren auf. Diese sind hier, wie anderwärts, meistens Kaufleute. Viele von ihnen sind vorzüglich groß von Statur. Man kennt sie an ihrem eignen, besondern und hübschen Anzuge. Sie tragen langes schwarzes Haar, das in ein weisses Tuch gewickelt wird, so daß es wie ein Turban aussieht. Auch haben sie Knebelbärte. Einige tragen eine Mütze oder einen runden Huth. Ihre Kleidung besteht in einem grossen, weiten, unten offnen Rock oder Hemde, das unterhalb der Brust mit einer Schnur oder einem breiten Bande zugebunden wird, unten weiter als oben ist, und bis auf die Füsse reicht. Ihre Schuhe sind weit, und laufen in eine lange, schmale Spitze aus, die zurückgebogen wird; bey den Reichen sind sie oft stark mit Gold besetzt.

Sechster Abschnitt.

Von den Javanern.

Die Javaner sind gelb von Farbe, haben schwarze, und gar nicht tief liegende Augen, eine sehr wenig zurückgedrückte, aber dabey doch kurze und stumpfe Nase; langes und schwarzes Haar, einen eben nicht grossen Mund, und die Oberlippe ist etwas mondförmig umgebogen, dick und ein wenig hervorstehend. Die meisten sind von mittlerer, oder vielmehr langer Statur, und sehen im Gesichte nicht übel aus.

Im allgemeinen kann man von den Javanern sagen, was so ziemlich von allen Bewohnern der heissen Länder gilt, daß sie trägen Geistes, und

nicht so erfinderisch, schlau und scharfsinnig als die Europäer sind. Das Vermögen zu denken besitzen sie allerdings, aber nicht tief oder angestrengt zu denken. Ueberhaupt sind sie träge, schläfrig, langsam, und lieben Wohllust und Müßiggang. Die Hitze des Himmelsstrichs, unter welchem sie wohnen, wirkt dies bey ihnen. In der That kann man, ohne den meisten schwarzbraunen Eingebohrnen von Indien Unrecht zu thun, wohl sagen, daß zwischen ihnen und den Europäern ein größrer Unterschied, als zwischen den Affen und ihnen ist.

Die Javaner werden von den Holländern als freye Leute angesehen, und keiner von ihnen darf zum Sklaven gemacht werden. Man hat mir aber doch erzählt, daß sie selbst sich bisweilen einander verpfänden; ein Umstand, über den ich inzwischen keine befriedigende Nachricht erhalten konnte.

Die Javaner sitzen allezeit auf einer Matte von Stroh, die auf dem Boden oder der Erde ausgebreitet ist; die Füsse legen sie dabey kreutzweise über einander. Auf dem Wege, auf der Strasse oder auf blosser Erde sitzen sie auf den Fersen. Ihre Grüße und Complimente bestehen, wie bey den meisten andern Indischen Völkern darin, daß sie die Hände zusammenlegen und gegen die Stirn aufheben. Daß Essen bringen sie mit den blossen Fingern zum Munde, ohne Messer und Gabel zu brauchen.

Die brennende Hitze der Luft und das viele Schwitzen macht in diesen Ländern das Baden im

Wasser-

Wasser sehr nothwendig. Auch baden die Indier sehr häufig in Flüssen und in der See. Hiedurch wird nicht nur der Körper gereinigt, und überdieß stärkt das Wasser den Körper, so daß man hernach weniger schwitzet, auch leichter und muntrer wird.

Opium wird auf Java und den umliegenden Inseln in grosser Menge gebraucht. Die Indier bedienen sich desselben zwar eben so häufig, als die Türken, aber sie saugen es nicht, wie diese. Dagegen bereiten sie es zu einem Brey oder Mus, das sie oben auf den Tobak streichen, wenn sie ihn in die Pfeife gestopft haben. Wenn sie nun den Tobak rauchen, werden sie von einigen Zügen betrunken und verworren; sind sie aber so unvorsichtig, zu viel davon zu gebrauchen, so kommen sie ganz von Sinnen und werden so rasend, daß sie auf andre losgehen und sie ermorden wollen. Kommt ein solcher durch Opium rasend gewordner auf die Strasse, so wird Amok, Amok geschrieen, und jedermann hat das Recht, einen auf diese Art berauschten Menschen, den die Gesetze für vogelfrey erklären, todt zu schlagen.

Die Kinder werden bey diesem, wie bey den meisten Indischen Völkern auf eine sehr ungekünstelte Art erzogen. Selten hört man ein Kind schreyen. Sehr oft sieht man sie auf der Erde liegen, wo die Mütter sie auf eine ausgebreitete Matte hingelegt haben, und hernach davon gehen, daß sie selbst nach eignem Antriebe auf Händen und Füssen umherkriechen können, bis sie stehen

und gehen lernen. Sie werden weder geschnürt noch gewickelt. Dieser Erziehungs-Methode ist es wohl zuzuschreiben, daß man keinen Gebrechlichen unter den Javanern sieht.

Die Kleidung der Javaner besteht in einem Schnupftuche, das sie um den Kopf wickeln, einer Weste mit vielen kleinen Knöpfen, und einem um den Leib befestigten Rocke, den sie Kajin nennen. Bey den Vornehmen ist die Weste nicht selten schön und prächtig geschmückt. An den Füssen tragen sie Pantoffeln, die vorn wie quer abgehauen sind und in die Höhe stehen; gehen aber übrigens mit blossen Beinen ohne Strümpfe. Einige tragen eine cylindrische, oben ganz abgeplattete Mütze von weissem baumwollnen Zeuge, und die durch Stärke von Reißmehl so steif gemacht ist, daß sie gerade in die Höhe steht, und ganz durchsichtig ist. Die Frauenspersonen tragen um den Leib, zur Bedeckung der untern Theile bis zu den Füssen, ein Kleid, oder vielmehr ein Tuch, das um den Unterleib zusammengewickelt wird, und oberwärts ein halbes Hemd. Das Haar winden sie oben auf dem Kopfe zusammen, und befestigen es mit einer Nadel. Die Vornehmern gebrauchen auch Pantoffeln, die nicht selten mit reichem Ziertath versehen sind.

Auf ihr Haar setzen die Indianer überhaupt einen grossen Werth. Es ist bey ihnen durchgän-gängig pechschwarz und so lang, daß es bis auf die Lenden hinabreicht. Kein Tag vergeht, da sie

es nicht mit Kokosöhl schmieren, kämmen und nach Landessitte in Ordnung bringen und putzen.

Die bey den Javanern üblichen Tänze hatte ich einige mahl Gelegenheit zu sehen, und dabey bekam ich denn auch ihre Musik zu hören. Die Maleyen nennen diese Tänze Tantak und die Javaner Rongee. Es befindet sich allemahl eine wohl gekleidete und geschmückte Frauensperson dabey, die den Tanz zuerst mit irgend einem von der Gesellschaft anfängt, und hernach mit jedem besonders, so viel deren Lust zu tanzen haben, fortfährt. Eine solche Tänzerin heißt Rongin, jeder, mit dem sie getanzt hat, steckt ihr vor dem Schlusse des Tanzes etwas Geld in die Hand, welches am Ende zwischen ihr und den Musikanten getheilt wird.

Ihre Musik wird mit verschiednen Instrumenten gemacht, die gut gehandhabt in einiger Entfernung einen nicht unangenehmen und gewissermassen recht harmonischen Laut geben. Gewöhnlich gebrauchen sie eine Art Geige, die aber nur 2. Saiten hat; eine Trommel, die an beyden Enden mit den Fingern geschlagen wird; ein Instrument, das aus Stücken Holz von stuffenweise zunehmender Länge, besteht, welche auf einem runden ausgehöhlten Holze liegen, und wie ein Hackbret mit einem hölzernen Hammer geschlagen werden, einem kupfernen Kessel, der aufgehängt und geschlagen wird, und 2. kupfernen Becken oder Schalen, die sie in den Händen halten und gegen einander schlagen.

Zu-

Zunahmen oder Geschlechtsnahmen haben die Javaner nicht. Jeder hat seinen besondern Nahmen, den man mit unsern Vornahmen vergleichen kann. Aber auch diesen ändern sie oft, wie dieser und jener Umstand oder Vorfall es mit sich bringt. So bald jemand Vater eines Sohns wird, ändert er seinen Nahmen, und anstatt, daß in einigen Europäischen Ländern der Sohn nach seinem Vater heißt, zum Exempel Friedrichson, wenn der Vater Friedrich hieß, wird hier der Vater nach seinem Sohne benannt. Zum Beyspiel, wenn der Sohn Tjoso heißt, so hört der Vater auf, seinen bisherigen Nahmen zu gebrauchen, und nennt sich Bappa Tjoso, das ist Tjoso's Vater. Bekommt er mehrere Söhne, so nennt er sich allezeit nach dem jüngsten von ihnen.

Die vornehmen Javaner machen viel Staat und lieben sehr einen prächtigen Aufzug. Sie haben verschiedne Bediente hinter sich, wovon einer eine Pinangdose, ein andrer die Tobakspfeife, ein dritter Tobak, der vierte das Speybecken, der fünfte den Sonnenschirm und so weiter trägt. Ihre Damen lassen sich in Stühlen oder Sänften tragen, die mit Silber beschlagen sind. Die Hauptleute oder Fürsten unter ihnen haben bisweilen silberne oder gar goldne Scheiden zu ihren Seitengewehren.

Die Böte, deren sich die Javaner auf der Rhede von Batavia bedienen, sind unglaublich schmal, aber lang. Sie bestehen aus Einem Stücke, nämlich

lich einem ausgehöhlten Baume und sind in der That nicht breiter, als daß eine Person darin sitzen kann; dagegen beträgt ihre Länge einige Ellen. Segel haben sie nicht. Unerachtet dieser Beschaffenheit der Böte können sie doch ohne Gefahr und bequem Gebrauch davon machen, weil es hier dermassen still ist, daß die Oberfläche des Wassers gewöhnlich so eben und glatt, wie ein Spiegel, aussieht.

Die Waffen der Javaner sind von verschiedner Art. Kris nennen sie eine Art Hirschfänger, die so wohl von Vornehmen als Geringen am häufigsten, und zwar bey allen Gelegenheiten getragen werden. Dies Seitengewehr ist ausser dem Handgriffe ungefähr eine halbe Elle lang. Die Klinge ist entweder gerade oder geschlängelt, 2. Finger breit, spitzig und an beiden Seiten scharf. Bisweilen ist sie damascirt, gemeiniglich vergiftet. Man hat sie in einer hölzernen Scheide stecken, die manchmahl angemahlt, und bey den Reichen auswendig wohl mit einer goldnen oder silbernen Platte, die leicht abgezogen werden kann, belegt ist. Die Handhabe oder der Griff ist von Holz, und von ganz eigner sonderbarer Gestalt. Ein solches Kris wird an der rechten Seite nahe am Rücken, von geringen Leuten oft auch ganz hinten am Rücken an einem um den Leib gebundnen Bande getragen. — Sie haben auch eine Art Säbel, die einen dicken Rücken haben, schwer und über eine Elle lang sind, und woran der Handgriff von

Horn oder Holz ist; dergleichen sah ich oft auf dem Markte verkaufen. — Ferner bedienen sie sich häufig eines kleinen Hirschfängers oder vielmehr Dolchs, der eine Viertelelle lang ist, einen gebognen Griff hat, und von einigen wie das Kris im Gürtel getragen wird. — Noch eine andre Waffe tragen nur Leute von ganz geringem Stande, und Dienstbothen. Sie wird als ein Zeichen von Unterthänigkeit und Unterwürfigkeit angesehen. Die Klinge oder das Blatt ist kurz und breit, und hat mit einem Hackemesser Aehnlichkeit; an der einen Seite hat sie eine ründlich erhobne Schneide, wie die äussere Seite einer Schere, und an der andern einen dicken Rücken. Die Scheide dazu ist von Holz, und hat an der einen Seite eine hornene Feder, womit sie in dem um den Leib gehenden Gürtel, und zwar hinten am Rücken eingesteckt, fest gehalten wird. Dies Werkzeug gebrauchen sie auch, um damit zu hauen, und in den dicken Javaschen Wäldern sich einen Weg zu öffnen. Es pflegt noch einmahl so lang als breit zu seyn.

Java wird nicht von einem einzigen, sondern von mehreren Monarchen regiert, obgleich diese Insel eben nicht so groß ist, daß sie in so viele Reiche getheilt seyn dürfte. Zu Bantam ist ein König, in Madura ein Fürst oder Prinz, in Surikarta ein Kaiser und in Djokjakarta ein Sultan.

Unter den Javanern giebt es auch einen Adel. Beyde Geschlechte können geadelt werden. Wenn

ein Adelicher eine Unadeliche heirathet, so wird sie dadurch selbst geadelt, und umgekehrt.

Die Javaner haben ihre eigne Sprache, die von der Maleyischen unterschieden ist. Sie bekennen sich zur Mahommedanischen Religion.

Siebenter Abschnitt.

Von den Produkten des Gewächsreiches auf Java, und deren Gebrauche.

Die gewöhnlichen Europäischen Getreidearten werden auf Java, so wie überhaupt in Indien nicht gebauet; auch würden sie in diesen heissen Ländern nicht fortkommen. Reiß aber bauet man hier in sehr grosser Menge, und mit vielem Vortheil. Von dem niedrigen und zu gehöriger Zeit überschwemmten Boden dieses Landes ist dies auch nicht anders zu erwarten. In den höhern Gegenden der Insel wird indessen auch etwas Reiß gebauet, und er geräth, ob er da gleich nicht unter Wasser steht, wie doch sonst gewöhnlich erforderlich ist. Der hiesige Reiß ist ganz vorzüglich weiß, und wird in Ansehung der Güte sogleich nächst dem Japanischen gesetzt. Ehe man auf Java den Reiß kannte, und so häufig als jetzt bauete, lebten die Einwohner von Heidekorn (Panicum), dessen Blumen schwärzlich sind, und das von ihnen allgemein gebauet wurde, aber weder so gut lohnt, noch zum Gebrauch so gut als Reiß ist.

Ausser dem Reiß bauet man hier auch an einigen Orten nicht nur Türkischen Weizen oder Mais

(Zea mays), sondern auch Pferdgras oder Sorg-hosamen (Holcus, Sorghum.)

Von Europäischen Früchten, Wurzeln und Gartengewächsen bauet man hier wenige, hauptsächlich nur Kohl, Rüben, Kartoffeln und Bohnen. Dagegen hat das Land an andern Früchten, Wurzeln, Zwiebelgewächsen und sonstigen Gartenfrüchten, die hier täglich zu Tische kommen, einen grossen Ueberfluß. Unter andern wachsen hier 2 Arten Erbsen häufig, welche die Javaner gern essen, wovon sie aber hernach aus dem Munde übel riechen. Die Holländer nennen sie daher Stinkbohnen. Bey den Landeseingebohrnen heißt die eine Gattung mit ganz kleinen Blättern Pektee, die andre Tjenkol.

Kokosnüsse (Cocos nucifera) essen die Indier alle Tage. Sie pflücken sie, bald mehr, bald weniger reif, von den Palmbäumen ab, öffnen sie mit einem Messer, trinken erst das inwendig befindliche Wasser, das wie Zuckerwasser schmeckt, und den Durst löscht, heraus, und essen darauf den weissen, mandelähnlichen Kern entweder allein oder mit Reiß. Die Europäer reiben den Kern, giessen Wasser hinzu, machen daraus eine Mandelmilch, und bereiten damit die Karrisuppe und andre wohlschmeckende Gerichte.

Pisang nennt hier jedermann die Frucht des Paradiesbaums (Musa paradisiaca), wovon es mehrere Arten, nicht nur grosse und kleine, sondern auch gute und schlechte giebt. Gewöhnlich nimmt

man diese Frucht unreif vom Baume, wenn sie noch grün ist, und hängt sie auf, damit sie nachreife, da sie dann gelb wird. Die kleinste Sorte heißt Pisang vadja, und kann mit Recht zu den delicatesten und gesundesten Früchten in der ganzen Welt gezählt werden. Die dünne Schale, womit sie bedeckt ist, läßt sich leicht abnehmen, und das innwendige musartige Wesen, das zugleich etwas mehlartig und von Geschmack süßlich ist, schmilzt beynahe von selbst im Munde. Wenn man auch noch so viel davon isset, wird man ihrer doch fast nie überdrüßig. Pisang gehört zu den vornehmsten Nahrungsmitteln der Indier. Diese essen sie roh; die Europäer thun das zwar auch, bereiten sie aber auch ausserdem auf mancherley Art durch Braten oder Stoben zu. Bisweilen stobt man sie mit rothem Weine, wie Birnen, oder kocht sie geschält in dem Decoct von rothem Amaranth, wovon sie roth wird, als wenn sie mit Pontak gekocht wäre. Mit Oehl gebraten wird sie etwas hart, schmeckt aber sehr angenehm. In beyden Fällen wird sie erst geschält, und in längliche Scheiben zerschnitten. Manchmahl werden solche Scheiben auch wie die so genannten Ochsenaugen in Butter gebraten, und von den Europäern bey der Abendmahlzeit gegessen. Ein einziger Baum gibt eine Menge Früchte, blüht dagegen nie mehr als ein einziges mahl; hernach stirbt und vergeht er, vermehrt sich aber durch neue Schößlinge aus der Wurzel. Der Pisangbaum wächst im Lande zwar wild, wird aber doch allgemein, fast keinen

Garten ausgenommen, gezogen, erreicht die Höhe eines Mannes und hat keine Zweige. Seine Blätter sind die allergrößten unter solchen, die ungetheilt sind und nicht in Falten liegen.

Die Frucht der Ananas (Bromelia ananas) sehen viele, besonders in Europa, für die wohlschmeckendste von allen Früchten an. Ihr Geruch ist angenehm und durchdringend. Ihr Geschmack ist eine unbeschreiblich angenehme Mischung von Süssigkeit und Säure. Zugleich hat sie aber auch etwas scharfes an sich, das leicht schaden kann; man muß sie deswegen nur zum Dessert, nicht aber als Hauptessen gebrauchen. Sie hat die Grösse eines Kopfs. Wenn man die äussere Schale abgeschnitten hat, schneidet man die Ananas der Breite nach in Scheiben, nimmt diese in den Mund und sauget etwas daran; auf diese Art genießt man nur den Saft, schluckt aber das Faserige nicht hinunter. Die Europäer essen sie, um alle schädliche Wirkung zu verhindern, entweder mit Salz, oder Zucker, oder rothem Weine, und zwar selten mehr als jedesmahl eine einzige Scheibe. Oft werden solche Scheiben auch wohl in Streifen geschnitten, mit Zucker eingemacht und als Confitüren zum Thee gegessen. Manchmal ißt man die Ananas auch in Scheiben geschnitten und mit rothem Weine und Puderzucker gestobt. Wenn sie nicht reif ist, so ist sie scharf und giftig. In Menge gegessen verursacht sie Diarrhöe und rothe Ruhr, besonders bey

Matro-

Matrosen und Soldaten, wenn sie zuerst hieher kommen und mit Skorbut behaftet sind.

Die Frucht des Kujavabaums (Psidium) wird, wenn sie reif ist, so wohl roh als mit rothem Wein und Zucker gestobt, gegessen.

Die Jombo oder Jombolone (Iambolifera Indica) ißt man ebenfalls nicht nur roh, sondern auch in Scheiben geschnitten und mit rothem Weine gestobt, nachdem man vorher den Kern herausgenommen hat. Von dieser Frucht giebt es verschiedne Gattungen. Die gewöhnliche, welche schlechtweg Jambo heißt, ist klein, ungefähr wie eine Pflaume oder Kreeke; die Jambobol ist so groß, wie eine Birne; und die Jambo aijer-mauer riecht und schmeckt wie Rosenwasser. Alle 3 haben in ihrem Geschmacke etwas, das trocken, aber doch nicht zusammenziehend ist. Der Saft davon wird mit Wasser von der Tjampaka oder Michelie (Michelia) und mit Rosenwasser versetzt gegen Entzündung im Halse und der Drüsen im Munde, auch gegen die Schwämme gebraucht.

Manga, die Frucht des Mangobaums (Mangifera Indica), ist eyförmig, aber dabey etwas platt von der Grösse eines Gänseeyes, und grünlich oder gelblich von Farbe. Man ißt sie oft ohne andre Zubereitung, als daß die äußre Schale abgenommen wird. Das inwendige Mus, welches den Kern umgiebt, ist das, was man isset. Auf den Tischen der Europäer ist sie sehr gewöhnlich. Nicht selten wird sie, geschält und in Scheiben geschnitten,

mit Zucker gegessen, und dabey in ihre eigne Brühe getunkt. Mit Zucker eingemacht, wird sie auch häufig beym Thee gegessen. Unreif ist sie sehr sauer. Man kocht alsdann mit Zucker, Butter und Eyern ein säuerliches Mus davon, das an Geschmack mit gekochten sauern Aepfeln oder Rauhbeeren Aehnlichkeit hat. Die Javaner kochen die unreifen Mango in Salzlake; alsdann schmecken sie wie eingemachte Oliven und werden auch so gebraucht. Andre kochen sie, und machen sie hernach mit Pfeffer und Eßig ein, um sie wie eingemachte Gurken bey Fleischgerichten zu gebrauchen.

Die Frucht des Gewürznägeleinbaums, oder die so genannten Mutternägelein, werden zu Batavia auch eingemacht. Sie werden alsdann ganz mürbe, und schmecken sehr gut; das Fleischartige hat einen säuerlichen Geschmack. Diese Frucht hat die Grösse eines Hühnereyes. Auf eben die Art verfährt man mit der ihr ähnlichen Frucht, der Tjerimelle, die aber kleiner ist. In diese sticht man mit einer Nadel viele kleine Löcher, legt sie in Wasser, kocht sie mit Zucker, und bewahrt sie mit Zuckersyrup in gläsernen Flaschen auf. Beyde Arten eingemachter Sachen isset man oft beym Theetrinken. Bisweilen werden diese Früchte aber auch mit Salz gegessen. Man kann sie so gar unreif mit Salz einmachen; reif ißt man sie auch wohl ganz allein; alsdann schmecken sie säuerlich.

Der Hutbaum oder Katappa (Terminalia catappa)

tappa) ist ein Baum, der wie Wollsame (Bombax) seine Blätter abfallen läßt. Die Frucht ist länglich und etwas platt. Die äusserste Schale ist grün, wird aber während des Reifens gelb. In dieser liegen 1 oder 2 Kerne, die so süß als Mandeln sind, und so wohl roh, als in Torten gebacken, gegessen werden, und sehr nahrhaft sind.

Die Papaya, oder Frucht des Papayabaums (Carica papaya), ist auch grün, wird aber hernach gelb, wie eine Birne, und ist so groß als eine kleine Melone. Unter der äussern Schale liegt ein gelbes Fleisch, das gegessen wird, und beynahe wie Melonen schmeckt. Wenn die Papaya noch grün und unreif ist, wird sie gekocht, und gemeiniglich gestobt und zu Fleischgerichten gegessen.

Unter denjenigen Früchten, die für die Indier als gewöhnliche Speise mehr verschlagen, sind die so genannte Brotfrucht, Boa Nanca (Radermachia) und die stinkende Durio merkwürdig. Diese letztere zeichnet sich besonders durch ihren höchst eckelhaften und unerträglichen Leichengeruch aus, den man in weiter Entfernung schon empfindet, wenn sie zu Kauf gebracht wird. Demungeachtet findet man sie ungemein wohlschmeckend, und sie wird, selbst von den Europäern, vorzüglich gern gegessen. Die Durio so wohl als die Brotfrucht, haben die Grösse eines Kinderkopfs, und sind oft noch grösser. Beyde sind mit einer dicken Schale umgeben, die stachlich ist, und weggeworfen wird. Von beyden isset man nur das Inwendige, entweder

roh, oder gestobt. Von der Durio glaubt man auch, daß sie den Harn und den Schweiß treibe, und die Blähungen vertheile.

Salak oder Salacie (Salacia) ist eine Frucht von sonderbarer Gestalt; sie hat kleine Schuppen, die rückwärts über einander liegen. Man findet sie auf allen Märkten und Strassen zu Kauf; die Europäer aber kaufen sie selten. Sie hat mit Birnen viel Aehnlichkeit, ist auch so groß. Inwendig hat sie einen weissen, aus verschiednen Stücken bestehenden Kern, der gegessen wird, und nahrhaft und wohlschmeckend ist.

Die Annona, oder Frucht des Flaschenbaums, gehört zu denjenigen Fruchtarten, die ich oft auf den Märkten zu Kauf, selten aber auf den Tafeln der Vornehmen sah. Die von einer dünnen Schale eingeschloßne und den Samen umgebende musartige Substanz wird mit den Lippen und dem Gaumen ausgesogen, ist mehlartig, süß und von angenehmem Geschmack. Zwey Arten, die an Grösse Aepfeln gleichen, kommen am meisten vor, nehmlich die schuppige (squamosa) und die netzförmige (reticulata).

Zu denjenigen Früchten, welche gestobt auf die Tische der Europäer kommen, sind auch die Karambola und die Bilimbing, beyde von der Gattung der Averrhoe (Averrhoa), zu rechnen. Die erstere hat fast die Gestalt eines Eyes, ist aber dabey fünfeckig, und hat scharfe, hervorstehende Ecken. Von Farbe ist sie gelblich, und in Ansehung der

Grösse kommt sie einem Hühnereye nahe. Sie hat eine sehr angenehme Säure, und wird nicht nur roh, sondern auch gestobt gegessen. Einige Sorten sind aber doch auch ziemlich sauer und herbe. Die Bilimbing ist länglich, von der Dicke eines Fingers, und so sauer, daß man sie nicht allein essen kann. Man schneidet sie daher in Stücken, und kocht sie in Suppen, macht sie auch wohl mit Zuckersyrup ein. Von ihrem Safte macht man, wenn man Zucker hinzuthut, einen kühlenden und den Durst sehr löschenden Syrup, der bey hitzigen Fiebern vortrefflich zu gebrauchen ist.

Boa Lansa nennen die Maleyen eine Frucht, von deren Baum ich nicht im Stande war, eine Blume zu bekommen; dies war mir um so viel unangenehmer, da diese Blume den Botanikern noch ganz unbekannt ist. Die Frucht hängt in langen Trauben, ist rund, nicht grösser als eine Rauhbeere oder Stachelbeere, gelblich von Farbe und rauh. Die Schale ist nur dünn, und inwendig enthält sie einen weissen, säuerlichen, und dabey dünnen Saft, den man im Munde aussaugt. Im März wird sie reif, schmeckt alsdann süßsauer, und wird von Leuten bessern Standes eben nicht geachtet.

Die Frucht des Palmriets oder Rotang (Calamus Rotang) sah ich auch dann und wann zu Kauf bringen, und von den Indiern kaufen. Wenn sie reif ist, hat sie die Grösse einer Haselnuß, und ist wie die Salacie von vorn nach hinten mit klei-

nen

nen glänzenden Schuppen über einander belegt. Sie wächst allezeit in grossen Trauben. Die breyartige Substanz, welche sie enthält, und wovon der Kern umgeben ist, wird meistentheils ausgesogen, um den Durst zu löschen, bisweilen auch wohl mit Salz eingemacht, und zum Thee gegessen.

Das Ostindische Nephelium oder Rambutan (Nephelium lappaceum) wächst ebenfalls in grossen Trauben oder Büscheln, und wird sehr häufig gegessen. Die äussere Schale wirft man weg. Den inwendigen weissen und zähen Saft, worin der Kern liegt, saugt man aus; er schmeckt säuerlich und löscht den Durst. Diese Frucht ist etwas länglich oder ründlich, roth, überall haarig, und so groß als eine Zwetschge. Die Schale ist inwendig weiß, und geht leicht ab. Der Saft ist gleichfalls weiß, dabey klar und fast durchsichtig, zugleich aber so zäh, daß man ihn mit den Zähnen nicht gut absondern kann; er schmeckt süßsauer und ziemlich angenehm, ungefähr wie Citronensaft mit Zucker. Der inwendige Kern wird nicht gegessen. Es giebt auch noch eine andre Art Rambutan, die den Beynahmen Atti hat. Diese ist wohl um die Hälfte grösser, hat dikkeres und kürzeres Haar, und die Schale läßt sich auch leichter von der inwendigen saftigen Materie ablösen. Man ißt sie auf gleiche Weise als jene; sie ist aber seltner und theurer.

Die Mangostan, Mangostanos, Frucht des Mangostabaums, oder der Garcinie (Garcinia mangostana), wird von Bantam nach Batavia gebracht,

wo

wo man sie nur einmahl des Jahrs, nehmlich im Januar und dem folgenden Monath, haben kann. Die Schale sieht auswendig purpurroth, inwendig bleich aus, ist übrigens weich, schmeckt herbe, und dient gegen Diarrhöe. Die Chineser gebrauchen sie auch, um schwarz damit zu färben. Diese Frucht ist ganz kugelrund. Wenn man sie essen will, schneidet man gewöhnlich die Schale rund umher ab, steckt das darin befindliche und den Samen einschliessende Mus oder breyartige Wesen, welches weiß, los, süß und von unbeschreiblich angenehmem Geschmack ist, mit einemmahl ganz in den Mund, und läßt es wie gequirlten Milchrahm schmelzen. Es enthält die lieblichste Mischung von Süssem und Saurem, und beschwert den Magen nicht.

Beym Nachtische bedient man sich hier häufig der Wassermelonen, bisweilen auch wohl der Pompelmosen. Von beyden giebt es zwo Arten, rothe und weisse. Beyde halten sich auch auf dem Schiffe mehrere Wochen lang, ohne daß sie verderben, daher man ihrer auch vor der Abreise von hier eine Menge zum Schiffsgebrauche anschafft und an Bord nimmt. Die Wassermelonen oder Arbusen (Cucurbita citrullus) wachsen allenthalben in Ostindien. Die rothe Sorte wird für die beste gehalten. Ihr Saft ist sehr wässerig, klar und dünn, kühlend und den Durst löschend; er schmilzt im Munde wie Zukker, und wird nach der Mahlzeit entweder allein, oder mit Zucker, manchmahl auch mit Salz gegessen. Die Pompelmosen (Citrus decumanus) sind eine

eine Art Citronen, und so groß wie ein Kindskopf. Sie haben einen mäßig sauern Saft, der kühlt, und den Durst vortrefflich löscht. Die Schale ist dick, läßt sich aber leicht ablösen, und man kann alsdann die ganze Frucht ohne Mühe in verschiedne Stücke zerlegen. Eine einzige Pompelmose reicht für mehrere Personen hin. Der Saft ist auch ein Mittel gegen die Dysenterie, und curirt den Skorbut.

Der Melanzanbaum (Melongena), eine Art Nachtschatten (Solanum), wächst hier wild, wird aber auch in Gärten gezogen. Die Frucht davon, oder den Melanzanapfel, nennen die Javaner Fokke fokke. Sie ist länglich, hat etwas Aehnlichkeit mit einer Birne, und purpurblaue Farbe. Wenn sie in Suppe, oder auch mit Wein und Pfeffer gekocht wird, schmeckt sie recht angenehm.

Feigenbäume giebt es auf dieser Insel verschiedne Arten. Oft sah ich sie in den dürresten Ritzen der Mauern wachsen, und konnte mich nicht genug darüber verwundern, wie es möglich war, daß sie von der wenigen Feuchtigkeit, die an solchen Orten vom Regen etwa zurückbleibt, sich erhalten und nähren konnten.

Zuckerrohr wird auf Java in Menge gepflanzt, und die meisten Oerter in Ostindien bekommen ihren Puderzucker von hier. Ueberhaupt ist Zucker der vornehmste Gegenstand des hiesigen Handels.

Betel, oder Blätter vom Betelbaum (Piper betle), der zur Gattung des Pfefferbaums gehört, kauen die Indier ohne Unterschied. Man sieht es

bey

bey ihnen sogar für eine Unhöflichkeit an, jemand anzureden, ehe man Betel im Munde hat. Daher werden auch jeden Tag frische Betelblätter nach der Stadt zum Verkauf gebracht. Die Blätter selbst heissen Siri. Manchmahl bedient sich auch das Europäische Frauenzimmer, besonders die hier im Lande gebohrnen, des Betels zum Kauen, auf eben die Art, als die Javaner. In ein solches Betelblatt legt man ein Stück von einer Arecanuß, (der Frucht der Arecapalme, Areca cathecu), bisweilen auch ein wenig Kalk; darauf wickelt man das Blatt zusammen, und hält es eine Zeit lang im Munde, bis alle Kraft ausgesogen ist. Wenn man Kalk hinein legt, werden Lippen und Zähne, wie auch der Speichel davon roth und endlich ganz dunkelfarbig. Wer nicht gewohnt ist, Betel zu kauen, und es erst anfängt, wird davon verworren und gleichsam berauscht. Mit der Zeit aber verursacht die Gewohnheit, daß man ohne Betel im Munde zu haben, sich gar nicht behelfen kann, obgleich der Mund darnach weh thut und wund wird, und die Nerven der Zunge davon so angegriffen werden, daß man fast allen Geschmack verliert. Man schreibt ihm indessen den Nutzen zu, daß er übeln Athem vertreibt, die Zähne reinigt und das Zahnfleisch stärkt. Die oben gedachte Arecanuß oder Pinangkern zerschneidet man zum Gebrauch bey den Siri mit einer besonders dazu eingerichteten Schere, die ich oft, vorzüglich bey europäischen Damen, zu sehen Gelegenheit hatte.

Gewöhn-

Gewöhnlich schneidet man den Pinangkern in sechs Theile, und nimmt jedesmahl eins davon mit den Siri in den Mund.

Auf Java wächst auch der wahre Cacao. oder Chocoladebaum (Theobroma cacao) häufig. Die Blumen sitzen unmittelbar am Stamme und an den grössern Zweigen. Die Frucht enthält den Kern, woraus die Chocolade verfertigt wird.

Von allen Spezereyen, die das heisse Indien hervorbringt, wird keine häufiger und allgemeiner gebraucht, als der Spanische Pfeffer, oder die Beißbeere (Capsicum), die fast in alles Essen gethan wird. Selbst der Reiß wird, mit zerstoßnem Spanischen Pfeffer vermischt, gegessen, manchmal allein, manchmahl mit Kokosnüssen, und macht, so zubereitet, eine vollständige Mahlzeit. Fische, Fleischgerichte und Brühen isset man gar nicht, ohne dies heisse Gewürz, und in der sogenannten Karrisuppe ist der Spanische Pfeffer das Vornehmste. Diese Karrisuppe, ein in Indien sehr häufig vorkommendes Essen, ist eine gewöhnliche Fleischsuppe, die mit verschiednen Spezereyen, als Bartgras (Andropogon Schoenanthus) Gelbwurz (Gurkumey), hauptsächlich aber Spanischem Pfeffer zubereitet wird. Von der Gurkumey wird sie stark gelb, von dem Spanischen Pfeffer aber so heiß und brennend, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, Mund und Hals auf immer zu verbrennen glaubt, wenn er davon isset. Mit der Zeit empfindet man dies weniger, und endlich gewinnt man solchen Geschmack daran,

daß

daß man nichts lieber isset, als diese Suppe. Bey den Indiern reitzt sie die vom Betel betäubten und stumpf gemachten Zungennerven, und stärkt ihren schlaffen und zum Verdauen trägen Magen. Um das Hitzige zu mildern, thut man wohl, jeder so viel ihm gefällig ist, etwas Reiß hinzu, wenn man davon essen will.

Zu den Javaschen Gewürzgewächsen gehört auch der Arabische Kostbaum (Costus Arabicus). Diesen traf ich sogar am Stadtgraben vor Batavia an. Die aromatische Wurzel desselben wird nach verschiednen Gegenden Indiens verführt, und mit Vortheil verkauft. Auch der Ingber, sowohl der rechte oder gemeine (Amomum Zingiber), als auch der wilde (Amomum Zerumbet), wachsen auf Java in den etwas tief hinein liegenden Gegenden auf dürren Sandfeldern, und oft sogar am Wege. Beyde Arten sind im Grunde vermuthlich nur eine; wenigstens ist wohl nur ein geringer Unterschied dazwischen, weil die Blumenähre, welche anfangs rund ist, nach und nach herauswächst und länger wird. Der Ingber wird aber doch von den Chinesern in den Gärten förmlich gezogen. Man reiniget zur rechten Zeit die Wurzel von Erde, kocht sie mit Zucker, und verkauft sie sowohl nach Indien, als nach Europa. In Ostindien ißt man sie oft, wenn man Thee trinkt, zur Stärkung des Magens. In Europa hingegen gebraucht man sie meistentheils gegen Heiserkeit, Husten und andre Brustkrankheiten.

In den hiesigen Gärten bauet man auch eine Art Kardomom (Amomum compactum), das gerundete Samenkapseln hat. Der Same gleicht dem auch in Europa gewöhnlichen Kardomom, das von verschiednen Gewächsen genommen zu werden scheint. Die Blumentraube sitzt ganz unten an der Wurzel, und die Blätter haben mit den Blättern der Schwertlilie Aehnlichkeit, nur daß am Ende des Blatts eine Spitze wie ein feiner Faden befindlich ist.

Den Indischen Maulbeerbaum mit Citronenblättern (Morinda citrifolia), findet man auf dieser Insel auch. Er heißt hier Bengado. Die Einwohner bedienen sich des Saftes aus der Wurzel, um roth zu färben.

Der Indigo (Anil Indigofera) wächst allenthalben wild, wird aber auch von den Chinesern in Gärten gezogen. Man bereitet hier überall blaue Indigofarbe daraus.

Unter vielen andern ausländischen Gewächsen, die hier gebauet werden, sah ich auch den Weißbaum oder Schwarzweiß (Melaleuca leucadendra), hier Kajoputibaum genannt, aus dessen Blättern das berühmte und vortreffliche Kajoputiöhl destillirt wird. Kajo bedeutet in der Maleyischen Sprache einen Baum, und Puti heißt weiß. Das Holz dieses Baums ist, wie das Holz der Birken, auswendig mit einer dünnen, zarten Haut umgeben. Die Blätter sind es, woraus das Oehl destillirt wird. Dies Oehl gehört zu den feinsten, die man

hat, und ist den Aerzten in Europa fast gar nicht bekannt. Wenn es ächt ist, sieht es grasgrün aus, ist so dünn wie Weingeist, und so fein und rein, daß es nicht das mindeste Residuum zurückläßt, man mag es anzünden, oder verdünsten lassen. Es enthält folglich kein Phlegma, sondern kommt den reineren Spiritusarten sehr gleich. Der Geruch ist, wie vom Kampher mit etwas Terpentingeruch vermischt. In geringer Quantität riecht dies Oehl sehr angenehm; in Menge aber zu stark und unangenehm. Im Grossen wird es auf der Insel Banda destillirt, und von da in Bouteillen nach Batavia und Holland gebracht. In der Medicin ist es sehr brauchbar bey Erkältungen, Rheumatismen, Zahnschmerzen, Entzündungen und Gichtweh, wenn man die leidenden Theile damit bestreicht. Es vertreibt auch Flechten und Kopfschmerzen. Die Insekten können es gar nicht vertragen; es ist daher ein gutes Verwahrungsmittel gegen Motten und dergleichen. Vor diesem war dies Oehl sehr theuer, ich habe es aber durch mein Fürwort bey meinen Bekannten in Ostindien dahin gebracht, daß es in den Schwedischen Apotheken für die Hälfte des vorigen Preises verkauft werden kann.

Nun ein Paar Worte von dem medicinischen Gebrauche einiger andrer hiesigen Gewächse. Der Kern der Frucht des Boa Ati, welcher sehr bitter schmeckt, wird, zu Pulver gestossen, sowohl von den Maleyen, als den Javanern, gegen die Kolik

 gebraucht.

gebraucht. Die Melanzanäpfel treiben den Urin und Nierengries. — Die Frucht der Kassie, sowohl der Javaschen (Cassia Javanica), als der Fistulkassie (Cassia fistula) enthält inwendig eine schwarze, laxirende, breyartige Substanz. Sie heißt Dranguli; die Schoten sind lang, aber dabey rund, auswendig schwarz, und hangen wie lange Stäbe vom Baume herab. — Ein sonderbares Kraut lernte ich hier kennen, wovon man mich versicherte, daß es nicht nur den Stein in der Harnblase auflöse, sondern auch Stücke Porzellan, wenn man sie in das Kraut hinein legt, mürbe mache. In der That kan man kleine Porzellanstücke, wenn sie darin liegen, ohne Mühe zerkauen. Allein eben das müßte auch geschehen können, wenn man sie in Leinwand oder dergleichen einwickelte, das die glatte Oberfläche des Porzellans bedeckte, und hinderte, daß es seiner Glätte wegen zwischen den Zähnen nicht weh thun könnte. Man nennt dies Kraut Daun Kitji. In Blüthe habe ich es nie gesehen. Es scheint aber zu den rauhblättrigen Gewächsen (asperifoliis) zu gehören. Einige wollen, es sey eine Art Steinbrech (Saxifraga).

Das Palmriet oder Rothang (Calamus Rotang) gebrauchen die Javaner fast durchgängig statt Stricke und Seile, entweder ganz oder in schmale Streifen zerspalten. Sie wissen damit alles sehr behende zu binden. Auch flechten sie Körbe, die nicht nur stark, sondern auch nett sind, und breite Matten, um darauf zu sitzen, die eben-

falls sehr artig gearbeitet sind, aus diesem dünnen Rohr.

Der Bambosbaum (Arundo Bambos) gehört zu den nützlichsten und unentbehrlichsten in diesem Lande. Die Javaner verfertigen daraus in gröster Geschwindigkeit fast alles, was sie bedürfen. Sie bauen Häuser davon, machen Stühle daraus, Tische, Bettstellen, allerley andre Meublen, Treppen, Leitern, Tragstangen, Schiffsgeräth und mancherley andre Sachen, die wirklich nett, stark und leicht gearbeitet sind.

Achter Abschnitt.

Einige zoologische Nachrichten, Batavia und Java betreffend.

Auf Java giebt es viele Büffelochsen, die aber denen, welche ich in den afrikanischen Wäldern gesehen hatte, sehr unähnlich sind. Die hiesigen sind kleiner, ihre Farbe fällt ins Graue, und sie wälzen sich in schlammigen Sümpfen und Pfützen. Sie lassen sich zähmen, wiewohl sie dabey immer etwas von ihrer natürlichen Wildheit, bald mehr, bald weniger, beybehalten. Man braucht sie als Zugthiere häufig vor grossen Karren. Das Fleisch der Javaschen Büffel wird bisweilen den Sklaven und Matrosen zu essen gegeben, die aber, besonders die Sklaven, es nicht gern essen, sondern für eine grobe und ungesunde Speise halten, welche es auch in diesem heissen Lande wohl seyn kann.

Das meiste Fleisch, welches hier gegessen wird, ist von Federvieh, als Hühnern, Enten, Gänsen; besonders aber isset man hier eine Menge Fische, weil diese leichter, als Fleisch zu verdauen sind, und nicht so geneigt zu Fäulniß und faulen Fiebern machen.

Schafe gehören zu den seltensten Thieren dieses Landes. Ihr warmes Fell macht die Hitze ihnen unausshaltbar. Wird daher manchmahl ein lebendiges Schaf vom Vorgebirge der guten Hoffnung hieher gebracht, so schickt man es gemeiniglich sogleich in das Innere der Insel, und zwar meistentheils nach den sogenannten blauen Bergen, wo das Land höher und die Luft viel kühler ist.

Wilde Schweine findet man in den Wäldern im Ueberfluß. Sie leben auch unter den Javanern, als Bekennern der mahomedanischen Religion, in völliger Freyheit und Sicherheit, ob sie gleich sowohl den Reißfeldern als den Zucker-Plantagen viel Schaden zufügen. Die Einwohner tödten sie eben so wenig, als sie sie essen.

Krokodile halten sich hier häufig in den Mündungen der Flüsse und in den Strömen selbst auf. Sie wachsen zu einer ansehnlichen Länge. Auf meinen botanischen Spaziergängen sah ich nicht selten verschiedene dieser Thiere am Strande liegen, um in der Sonne zu schlafen. Bisweilen fangen die Javaner diese Thiere, und zwar mit Haken. Dies scheint zwar unglaublich, geschieht aber doch ohne viele Mühe. Der Krokodil hat einen sehr wei-

weiten Rachen, und seine Zähne in beyden Kinnladen sind so scharf als ein geschliffnes Beil; daher beißt er die stärksten Taue mit Leichtigkeit ab. Die Javaner bedienen sich aus dieser Ursache, um ihn zu fangen, eines sehr los zusammengewundnen dicken Stricks von baumwollnem Garn, an dessen einem Ende sie einen Hacken mit etwas Aas oder Fleisch befestigen. Wenn der Krokodil den Haken niedergeschluckt hat, und nun den Strick abbeissen will, verwickeln seine Zähne sich in den losen Fäden und haken sich darin fest, so daß er nicht im Stande ist, sie zu zerbeissen. Der verschluckte Haken hindert ihn auch, den Strick auf andre Art abzureissen. Der Haken ist von Holz. So bald man merkt, daß der Krokodil fest ist, kommen Leute herbey, um ihn mit andern Werkzeugen zu tödten.

Auf Java trifft man verschiedne merkwürdige Grashüpfer oder Gespenstkäfer (Mantis), besonders den Hottentottsgötzen (precaria) und den Europäischen Blattwandrer (religiosa) an, die von den Einwohnern Subatten genannt werden. Die Brust ist bey ihnen eben so lang, als der übrige Körper. Sie heben allezeit die Vorderfüsse auf, wie die Indier, wenn sie grüssen oder um etwas bitten wollen. Weil dies Thier sehr träge, sich selten, und wenn es geschieht, ungemein langsam bewegt, die Brust völlig wie der Stiel eines Blatts, und die Flügel mit ihren dunkeln Adern genau wie ein Blatt aussehen, so hat man deswegen eine Art des Gespenstkäfers (Mantis gongylodes) das wandernde

oder lebendige Blatt genannt. Die Indier sehen sie für heilige, wenigstens für glückbringende Thiere an.

In den Javaschen Wäldern hält sich eine Gattung grosser Cicaden (Cicada) auf, die man Gaxing nennt. Sie sitzen auf den Bäumen, und geben einen so gellenden Schall von sich, als wenn man eine Trompete hörte. Es ist schwer, dies Insekt zu sehen zu bekommen, noch schwerer es zu fangen. Es sitzt an den Stämmen und an grossen kahlen Zweigen der Bäume, und man entdeckt es nicht leicht mit den Augen. Wenn man ihm näher kommt, schweigt es allmählig mehr still, und fliegt endlich in Geschwindigkeit davon. Am bequemsten fängt man es mit einem Insektenfänger, den man ihnen vorhält. Die Indier haben noch eine andre Methode: sie bringen das Ende eines mit Vogelleim bestrichnen langen Stocks an den Hintertheil der Flügel, und machen dadurch, daß diese zusammenkleben; alsdann können sie nicht wegfliegen.

Fliegende Eidechsen (Draca volans) fliegen in den heissen Stunden des Tages vor der Stadt in Menge umher; es sieht gerade so aus, als wenn bey uns die Fledermäuse des Abends umherschwirren. Sie thun aber niemand etwas zu leide. Ich fing manche von ihnen im Fliegen.

Kakerlaken (Blattae) und Ameisen sind in Indien eben so allgemein, als in hohem Grade beschwerlich. Jene sind indessen auf den Schiffen am lästigsten. Von den letzteren wird man allent-

halben

halben geplagt. Besonders sind die kleinen rothen Ameisen arg; diese verzehren und verderben alles. Sie sind so klein, daß man sie wenig bemerkt, und und daß sie durch die feinsten Ritzen kommen können. Wenn man ein Insekt fängt, und in einen Kasten setzt, wird es von diesem kleinen Ungezieser sogleich aufgefressen, und sie lassen nichts als die Flügel übrig. Sie stellen insonderheit dem Zucker nach, und sammeln sich in der Nähe desselben in so ungeheurer Anzahl, daß sie die Kasten und Schränke, worin er befindlich ist, ganz bedecken. Um die Kakerlaken aus den Koffern und Kleiderschränken zu vertreiben, ist das beste Mittel, Kampher hineinzulegen; und die kleinen rothen Ameisen hält man am besten durch Kajoputiöhl und Kulit Lawang ab, denn den Geruch dieser Oehle können sie schlechterdings nicht vertragen, sondern sterben davon sehr geschwind. Mit dem Kajoputiöhle, das flüchtiger als das andre ist, machte ich verschiedne Versuche, um zu sehen, wie weit ich damit meine Insekten-Sammlungen vor diesen verheerenden Thierchen schützen könnte. Wenn ich auf einem Tisch einen Kreis damit beschrieb, und Ameisen hinein setzte, sah ich deutlich, daß sie es nicht wagten hinüber zu gehen, sondern nach einer kleinen Weile von den Ausdünstungen desselben gleichsam berauscht wurden, bald förmlich taumelten und endlich starben. Wenn man den Kasten inwendig mit diesem Oehle beschmiert, und dann Ameisen hinein setzt, können sie nach einigen Augenblicken kaum mehr gehen,

 und

und nicht lange darauf sind sie ganz todt. Auch andre Insekten sterben davon, einige früher, andre später. Es ist also klar, daß dieses Oehl für die Insekten überhaupt so gefährlich und tödtlich ist, als es in den meisten Krankheiten ein vortreffliches und wirsames Arzneymittel abgiebt.

Eben so viel Plage, nur auf andre Art, verursachen hier überall die Mücken oder Muskitos. Das Vergnügen, welches man des Abends und in den kühlen Nächten hier sonst würde geniessen können, wird durch dies verdrießliche Ungeziefer oft sehr gestört und vermindert. Es ist nicht nur unangenehm, durch ihre widrige und pfeifende Musik jeden Augenblick im Schlafe beunruhigt zu werden, sondern sie stechen auch empfindlich, und ihr Stich ist noch dazu so giftig, daß grosse Beulen darnach entstehen, und Hände und Gesicht aufs häßlichste dadurch entstellt, und oft mit Geschwulst ganz überzogen werden. Aus dieser Ursache darf man im Schlafzimmer nicht leicht Thüren oder Fenster öffnen; thut man es, so muß man des Abends die Mücken sorgfältig hinausjagen. Auffallend ist es, daß besonders Fremde von ihnen mehr angegriffen werden, auch von ihrem Stiche mehr leiden, als wenn sie sich hier einige Wochen aufgehalten haben. Entweder müssen die Ameisen ihre scorbutischen Säfte einladender finden, oder gerade diese salzigen und unreinen Säfte müssen stärkere Geschwulst veranlassen.

Reise von Batavia nach Japan, an den Hof des Kaisers zu Jedo, Aufenthalt daselbst, so wie in Japan überhaupt.

Japan war bisher vielleicht das am wenigsten gekannte Land des Erdbodens, und doch macht das wenige, was wir aus Kämpfern u. a. wissen äusserst begierig auf mehrere Nachrichten. Um so angenehmer muß unsern Lesern gegenwärtiger Auszug aus Thunbergs Reise seyn, da er an Vollständigkeit alle seine Vorgänger übertrift. Aus den ältern Zeiten, als der Zutritt zu demselben noch erlaubt war, haben wir entweder keine, oder sehr unvollständige, fabelähnliche Nachrichten, die den leichtglaubigen Europäern von der Unwissenheit, im Bunde mit verschmizter eigennüziger Geheimnißkrämerey aufgebunden wurden. Später hin erbitterte die zu grosse Zudringlichkeit und Bekehrungssucht der Mißionarien, und die zu wenig verhehlte Gewinnsucht der dahin handlenden Kaufleute die Eingebohrnen so, daß aller Zutritt Fremden unmöglich, oder nur unter Erniedrigungen möglich ist, welche nur heisser Durst nach Geld oder nach Kenntnissen erträglich machen kan.

Eine kurze Geschichte der europäischen Bekanntschaft mit diesem Lande wird, wie ich hoffe, den jungen Lesern nicht unangenehm seyn.

Wir wollen nicht untersuchen, woher Japan bevölkert worden seye. Sprache, Sitten, können hier zwar zu einigen jedoch sehr ungewissen Muth-

massungen leiten. Denn Sprache und Sitten verändern sich bey einer Colonie immer mehr oder minder, und werden unkenntlich, so daß die genaueste Bekanntschaft mit dem präsumtiven Mutterlande dazu gehören würde, um etwas zu entscheiden. Und wie viel Zeit und Fleiß gehört nicht dazu, um sich diese Bekanntschaft zu erwerben! Kämpfer besaß diese Erfordernisse in einem Grade, wie wenige sie besitzen, aber auch er vermag nichts mehr als Vermuthungen zu geben *).

Noch weit weniger darf man sich hierinnen auf die eigene Geschichte der Japaner verlassen. Sie ist wie die meiste ältesten Geschichten fremder Völker in ein Gewirre gehüllt, in welchem Wunder und Natur, Göttlichkeit und Menschheit, Fabel und Wahrheit so sonderbar gemischt sind, daß es unnütze Mühe seyn würde, alles dieß aus auseinander zu flechten. Auch hievon hat Kämpfer vieles gesammelt, was man bey ihm nachlesen mag **).

Die neuere Geschichte der Japaner, das heißt von dem Zeitpunkt an, wo das Fabelhafte aus derselben verschwindet, und sie wenigstens keine innere Kennzeichen ihrer Unglaubwürdigkeit mehr an sich trägt — beginnt mit dem Jahre 660 vor Christi Geburt Aus diesem ganzen Zeitraum hebe ich hier nur dasjenige aus, was auf die Geschichte der Europäer in Japan Bezug hat, und verschone meine

*) Geschichte und Beschreibung von Japan. Neu herausgegeb. v. Dohm 1r B. p. 98 und folg.

**) a. a. Ort. p. 111.

ne jungen Leser mit der trocknen Aufzählung der Reihe geistlicher und weltlicher Regenten, von Japan und der Cometen, die dort beobachtet worden sind.

Ein Zufall half im Jahr 1542 den Portugiesen das bis dahin unbekannte Japan entdecken. Eines ihrer Schiffe, welches sie nach China ausgerüstet hatten, wurde durch einen Sturm an die Japanische Küste verschlagen. Sie landeten in einem Hafen in dem Fürstenthum Bungo. Sie sahen bald ein, daß hieher ein vortheilhafter Handel getrieben werden könnte, und schickten deßwegen wiewohl anfänglich nur je über's andere Jahr ein Schiff nach Bungo, um europäische Waaren zu verkaufen, und Japanische dagegen einzuhandeln.

Erst im Jahr 1549 errichteten sie, unter Mitwürkung und zu folge der Aufmunterung eines zur christlichen Religion bekehrten Japaners, der mit einem rückgehenden Schiffe sich nach Goa geflüchtet hatte, einen festen Wohnplaz in Japan, wohin sie unverzüglich von Macao und Goa einen Vorrath von Kaufmanns-Waaren und Mißionären brachten, um den Tauschhandel und das Bekehrungs-Geschäft zugleich zu beginnen. Und damit ja weder an Europäischen und Indischen Waaren, noch an Priestern Mangel seyn möchte, so schickten auch die Spanier von den nahegelegenen Philippinischen Inseln, und besonders von der Stadt Manilha Schiffe nach Japan ab, die mit beyderley Waaren im Ueberfluß befrachtet waren.

Die Japanische Regierung hatte damals noch

keine

keine Probe von der Europäischen Zudringlichkeit erfahren, mithin standen dem Handel mit Fremden so wenig als den Mißionsanstalten Gesetze entgegen, vielmehr durften die Japaner eben sowohl ausser Landes reisen, als es allen Fremden erlaubt war, die Häfen des Reiches zu besuchen, und dort ungestört Geschäfte zu treiben.

Bey dieser Handelsfreyheit befanden die Spanier und Portugiesen sich treflich wohl, denn sie gewannen ungeheure Summen durch Vertauschung ihrer Gewürze, ihrer Seide, Stoffe, Weine, Arzneywaaren und Kunstprodukte, gegen die kostbare Erze von Japan.

Auch das Bekehrungs-Geschäft der Japaner hatte guten Fortgang, nachdem die Mißionarien es erst so weit in Kenntniß der Landessprache gebracht hatten, daß sie ihre Reden an das Volk in dieser verfaßen und halten konnten, und sich nicht mehr der oft unwissenden ungeschickten, oft muthwilligen Dollmetscher bedienen mußten. Ausserdem half der fromme und sittsame Lebenswandel der Mißionarien, die Gleichheit des National-Charakters und Temperaments beyder Nationen, und vielleicht eben so viel als diese beyden Dinge, der Pomp des catholischen Gottesdienstes, welcher der glühenden Einbildungskraft dieser Orientaler so viel zu arbeiten gab, zur Ausbreitung der christlichen Religion beytragen.

Bald zählte man eine grosse Anzahl Proselyten, und unter diesen mehrere Japanesische Fürsten,

sten, oder Unterbeherrscher der Provinzen, in welche Japan getheilt ist. So nahmen auf der Insel Kiusju die drey Fürsten von Bungo, Arima und Omura die christliche Religion an. Selbst der junge Kaiser Fidejori gieng nach dem Zeugniß Japanischer Schriftsteller, mit seinen Hof- und Kriegsbedienten zur christlichen Sekte über.

Um die Ausbreitung der neuen Lehre noch mehr zu befördern, fehlte nichts mehr, als eine Verfolgung; und diese wurde ihr denn auch bald zu Theile. Die einheimischen Priester verlohren bey dieser Reformation immer mehr von ihren Einkünften und ihrem Ansehen, und darneben mag wohl auch die christliche Religion Gelegenheitsursache, vielleicht auch Deckmantel zu politischen Unordnungen geworden seyn. Jenes war der Grund und dieses der Vorwand des allgemeinen Verbots, welches im Jahr 1586 die Annahme der christlichen Religion jedem Japaneser bey Todesstrafe untersagte. Eine Verordnung, welche noch in demselben Jahre zur Ausübung gebracht wurde, welche aber auch das würksamste Mittel ward, die christliche Religion immer weiter auszubreiten.

Dem hartnäckigen Verfolgungsgeiste sezten die Neubekehrten Standhaftigkeit im Leiden und dem Muthwillen ihrer Peiniger eine unerschütterliche Glaubensfreudigkeit entgegen. Dieß erweckte grosses Zutrauen zu einer Religion, welche selbst die Bitterkeit des Todes versüssen konnte, und die niedrigere

Clas-

Classen des Volks nahmen haufenweise öffentlich so wie die vornehmen heimlich den neugepredigten Glauben an. Ungeachtet des unaufhörlichen Christenschlachtens zählte man im Jahr 1590. 20570, und in den Jahren 1591. und 1592, da schon alle christliche Bethäuser geschlossen waren, 12000 neue Proselyten.

Eben so glücklich, als die Missionarien in Ausbreitung ihrer Lehre, waren die Portugiesische und Spanische Kaufleute in Ausbreitung ihres Handels. Gegen Waaren von geringem Werth tauschten sie die köstlichste Japanische Produkte mit ungeheurem Gewinn ein. So führten sie z. B. noch im Jahr 1636, also am Ende ihrer mercantilischen Laufbahn, für 2,317,214 Thail *) Europäische und Indische Waaren ein, an welchen meist 100 von 100 gewonnen wurde. In den Zeiten ihres grösten Flors sollen sie sogar jährlich über 300 Tonnen Goldes von Japan ausgeführt haben.

Ich komme zu den Schicksalen der Europäer zurük. Umsonst war es, daß die kaiserlichen Befehle gegen die Portugiesen mit unverkennbarer Nachsicht ausgeführt wurden, weil man der Europäischen Waaren nicht entbehren zu können glaubte. Weder diese Schonung noch das Gewitter, das ihnen drohte, konnte sie vorsichtiger und bescheidener machen. Insbesondere vergassen zulezt die Geistlichen ganz den Zweck ihres Aufenthalts, wendeten ihren Sinn vom Himmlischen allzusehr auf irrdische

*) Ungefähr eben so viele Thaler rheinisch.

dische Pracht und Ansehen, und betrugen sich mit einer unglaublichen Insolenz gegen die erste Männer des Japanischen Reichs. Sogar maßten sie sich Vorzüge vor diesen an, was nun natürlich jedermann, selbst ihre neue Proselyten, gegen sie aufbringen mußte.

Die gänzliche Vertilgung der Christen in Japan aber wurde hauptsächlich durch zween Vorfälle beschleunigt. Der erste war, daß ein christlicher Bischoff einem Reichsrathe, der ihm auf der Strasse begegnete, nicht durch Stillhalten mit der Sänfte oder Austretten aus derselben die gehörige Ehrerbietung erwies, sondern seinen Trägern befahl vorbeyzugehen.

Der zweyte spätere bestand darinnen, daß Jiejas den minderjährigen Kayser Fidejori meuchelmorden ließ, und sich selbst zum Kaiser aufwarf. Eben dieser Fidejori war selbst Christ, und seine Parthey bestand aus Christen, mithin war diese Religionsparthey verlohren, sobald Jiejas die Oberhand bekam; sie waren dann nicht nur Kezer sondern auch Rebellen.

Die erste Folge dieser Staatsrevolution war, daß Jiejas alle Geistliche exilirte, und verbot neue einzuführen. Dessen ungeachtet kamen immer noch welche herein und unter andern auch einige Franciscaner, welche die Tollkühnheit hatten, in Miaco zur Zeit der grösten Erbitterung gegen alle Christen eine Kirche aufzurichten, und in der-

selben, wie nicht weniger auf offener Strasse, zu predigen.

Nun wurde alle Schonung bey Seite gesetzt, und es begann eine vierzigjährige Verfolgung, welche nur dann endete, als der lezte christliche Blutstropfen geflossen war.

Zwar wären die Kaufleute sicher gewesen, mit einer Einschränkung ihres Handels, die freylich immer enger gemacht wurde, davon zu kommen, aber eine Verschwörung der Japanischen Christen gegen ihren Kaiser, in welche die Portugiesen sich verflechten liessen, und welche sie durch Schiffe, Munition und sogar durch den Seegen seiner Heiligkeit zu unterstützen versprochen hatten, brach auch ihnen den Stab. Diese Verschwörung wurde von den Holländern, welche seit 1600 in Firando ein Etablissement errichtet hatten, entdeckt, und natürlich zu ihrem eigenen Vortheile und zur Verdrängung der Portugiesen benuzt.

Im Jahr 1637 erschien eine Verordnung des Kaisers in Japan, welche allen Japanern verbietet, das Reich zu verlassen, allen die es schon verlassen haben, die Rückkehr verbietet, beydes bey Todesstrafe; alle Portugiesen ohne Ausnahme exilirt, auf die Entdeckung christlicher Priester einen Preiß aussezt, und endlich allen Handel der Privatpersonen in Japan mit Ausländern gänzlich aufhebt.

Mittelst Ausübung dieses Befehls waren noch vor Ende des Jahrs 1639 die Portugiesen und

Spa-

Spanier aus Japan gänzlich vertrieben, und alle spätere Versuche derselben, sich in Japan wieder einzunisten, waren fruchtlos. So wurde im Jahr 1740 eine von Macao ausgeschikte portugiesische Gesandtschaft von 73 Personen in Arrest gebracht, und alle bis auf 12, die entlassen wurden, aber nie nach Hause zurückkamen, von den unerbittlichen Japanern enthauptet. Die Holländer traten in Absicht des Handels an ihre Stelle, doch unter mannigfaltigen Einschränkungen, ja anfangs sogar unter der Bedingung, die Japanische Christen und die Portugiesen und Spanier mit ausrotten zu helfen. Jedoch die Liebe zum Gewinn ließ sie diese harte Behandlung verschmerzen, und gab ihnen Muth, nicht nur ihre Mitchristen zu verfolgen, sondern sogar ihre Religion auf jede Weise zu verläugnen und zu höhnen. Aber eben diese niederträchtige Bereitwilligkeit machte sie auch bey den Japanern immer mehr verachtet und verhaßt, und reitzte diese an, ihnen immer drückendere Einschränkungen vorzuschreiben, so daß der jetzige Handel nach Japan gegen den ehmaligen Flor ganz wie nichts zu achten ist. Von der Art, wie der Holländische Handel geführt wird, werde ich meinen Lesern unten ausführlichere Nachricht geben. Jetzt lasse ich Herrn Thunberg selbst erzählen.

Reise von Batavia nach Japan und Aufenthalt im Hafen von Nangasaki, und auf der Insel Dezima.

Der 20. Junius 1775 war es, als ich Batavia verließ, und mich an Bord des Schiffes begab, das mich nach Japan bringen sollte. Dies Schiff war einer von den nach diesem Lande bestimmten Dreydeckern, und führte den Nahmen Stavenisse. Die Holländische Ostindische Compagnie hat schon seit langer Zeit jährlich nur zwey Schiffe nach Japan geschickt. Die Regierung zu Batavia sucht diese Schiffe aus. Gewöhnlich sind beyde, wenigstens aber eins, grosse Dreydecker, und zwar von denen, welche der Provinz Seeland zugehören, weil man die Fahrt von Java nach Japan für eine der allergefährlichsten in ganz Ostindien hält. Während dieser Reise war ich auf dem Schiffe als erster Chirurgus angestellt. Nach glücklicher Ankunft in Japan, war meine Bestimmung, ein Jahr da zu bleiben, und in der Eigenschaft eines Legations-Medicus den Holländischen Ambassadeur an den kaiserlichen Hof nach der Hauptstadt Jedo zu begleiten. Ausserdem aber hatte ich mich anheischig gemacht, für den medicinischen Garten in Amsterdam und einige vornehme Privat-Personen in Holland lebendige Gewächse und Samen, besonders von Sträuchen und Bäumen zu sammeln, und mit zurückgehenden Schiffen nach Europa zu schicken, wo man sie pflanzen wollte. Das Schiff wurde

vom

vom Capitain van Eß geführt. Als alles zur Abreise fertig war, kam Herr Feith an Bord, der jetzt zum vierten Mahl die Stelle eines Chefs des Japanischen Handels und eines Abgesandten an den Kaiserlichen Hof antrat, und den Supercargeur Haringa, nebst vier Assistenten, als Gehülfen beym Handel, bey sich hatte. Das andre Schiff, das fertig war, uns Gesellschaft zu leisten, war etwas kleiner, und ein Supercargeur und ein Assistent befanden sich darauf. Alle Schiffs-Officiere*) hatten einen oder mehrere Sklaven mit sich am Bord, zu ihrer Bedienung, sowohl auf der Reise, als während ihres Aufenthalts in Japan, wo sie ein Jahr bleiben sollten. Dies haben die Japaner vor mehr als hundert Jahren erlaubt, obgleich die Sklaven nicht ausserhalb der Factorey, oder der dabey gelegenen Stadt Nangasaki kommen dürfen.

Am folgenden Tage lichteten wir die Anker, löseten die Kanonen, und giengen von Batavia unter Segel, legten uns aber hernach nicht weit von diesem Orte wieder vor Anker, um alles zu der bevorstehenden Reise in Ordnung zu bringen. Den Officieren machte indessen ihre Verproviantirung nicht viel zu schaffen, weil der Chef jetzt so-

*) Officiere heissen auf diesen Schiffen der Capitain, die Supercargeure, die Assistenten, der Secretair und der Arzt oder Doctor. Es ist ihre gewöhnliche Benennung. Dies ist wegen des Gebrauchs des Worts Officiere im Folgenden, zu merken.

wohl als während der ganzen Reise, theils auf seine, theils auf der Compagnie Kosten, ihnen allen freyen Tisch gab, und sie mit Liqueuren, Bier und Wein versorgte.

Erst nach sechs Tagen segelten wir weiter. Wir kamen theils mit wenig Wind, theils mit der Fluth in die Meerenge Banca (Straet Banca), die beynahe so breit ist, als der Kanal zwischen Frankreich und England. Zur Linken sahen wir Sumatra, das einen ebenen und flachen Strand hat, zur Rechten Java: beyde prangen mit häufigen Waldungen. Uebrigens lagen wir hier einen Tag still, um das andre Schiff zu erwarten, das langsamer segelte und zurück geblieben war.

Am 30 kamen wir aus dem Sunde glücklich in die offne See. Beyde Schiffe begrüßten einander mit Kanonenschüssen, und man wünschte sich Glück zur Reise. Den 3. Junius passirten wir die Linie. Nach acht Tagen sahen wir die Klippe Pulo Sapato, die anfangs in der Ferne wie ein Schiff, hernach in der Nähe wie ein quer abgeschnittener Schuh aussieht; der Nahme bedeutet auch Schuhinsel. Pulo heißt in der Maleyischen Sprache Insel und Sopato Schuh.

Den 10. zeigte sich das Chinesische Land. Der Anblick erweckt auf dieser Reise allezeit Freude, weil man dann ganz sicher weiß, wie weit man gekommen ist. Auf dieser Höhe hat man fast immer Sturm. Uns gieng es auch so. Unser Capitain, ein sehr kluger und vorsichtiger Mann,

machte

machte deswegen sogleich Anstalt, daß die Segel größtentheils fest gebunden, die Spitzen der Masten gestrichen, und die Raaen herunter genommen wurden. Dieser Vorsicht bediente man sich hernach allezeit, sobald sich böses Wetter und Sturm einstellten, und der Erfolg lehrte, daß sie sehr nützlich war. Dagegen sahen wir, daß das andre Schiff, welches etwas zurück geblieben war, noch mit vollen Segeln ging, bis die Spitzen der Masten vom Winde herabgeworfen wurden, bey Fortdauer des Sturms der eine Mast nach dem andern verlohren ging, und das Schiff vom Hin- und Herwerfen so beschädigt und zugleich so leck ward, daß es im Hafen von Macao mit Mühe vom Sinken gerettet wurde. Von Macao brachte man es hernach nach Canton, wo es ausgebessert wurde. Die Reise nach Japan konnte es nicht fortsetzen. Die Ladung, welche meist aus Puder-Zucker bestand, war fast ganz verdorben. Nach einigen Tagen hatten wir wieder schrecklichen Sturm, dem gewaltige Orkane folgten, die zwey Tage und Nächte, zwar mit vielem Regen, aber doch ohne Gewitter, anhielten. Als der Sturm sich gelegt hatte, sahen wir ein umgeworfenes Chinesisches Fischerboot in die See treiben. Die Fischer waren umgekommen.

Den 22. bekamen wir das Chinesische Land abermahls zu Gesicht. Vier Fischerböte kamen mit Fischen mehrerer Gattungen zu uns. Ich fand darunter die schöne und durchsichtige Muschelart (Ostrea pleuronectes), deren eine Schale weiß,

die andre roth ist, daher die Holländer ihr den Nahmen Mondmuschel (Maan-Mossel) gegeben haben. Auch waren Blackfische (Sepia), einige Taschenkrebse, und der Schwanenkrebs (Cancer Mantis), darunter. Man verkaufte uns die ganze Ladung, durch Tausch gegen Reiß und Arrak; Waaren, welche die Fischer ungemein gerne nahmen.

Seit unsrer Reise von Batavia hatten kalte Fieber unter den Matrosen sehr stark geherrscht, aber so bald mit dem starken Winde die Kälte zunahm, hörten sie auf. Bontius sagt, zu seiner Zeit seyen die kalten Fieber in Ostindien sehr selten gewesen; jetzt sind sie von allen Arten sehr allgemein. Der Unterschied des Grades der Wärme war indessen bey schönem Wetter nicht von Erheblichkeit. Zu Batavia stand das Thermometer von 80 bis 86, und auf der nördlichen Höhe, die wir jetzt hatten, 78 bis 79 Grad nach Fahrenheit.

Auf den letzten Sturm folgte starker Regen, dieser war uns nicht weniger beschwerlich, als die Orkane. Denn alles, was wir zur Hand hatten, war naß, und mußte heraus gelegt, und getrocknet werden; manches war ganz verdorben.

Die Krebse und Blackfische, die ich mir ausgesucht hatte, um sie zu trocknen und aufzubewahren, gaben mir gegen Abend, so bald es dunkel wurde, den schönsten Anblick, indem jene stellenweise, diese beynahe ganz und gar, meine kleine Kajüte mit einem bläulichen phosphorischen Lichte erhellten. Dieser Schein hatte das Sonderbare, daß er, beson-

besonders an den Krebsen, nur hie und da zu sehen war, aber keinen Theil des Körpers ganz bedeckte, so daß auf der einen Seite des Schwanzes ein Fleck leuchtete, auf der andern nicht. Der Schein blieb 2. Tage lang, wenn aber das Thier am Tage aufs Verdeck genommen wurde, war nichts von Schein zu sehen. Mit blossen Augen konnte ich weder See-Ungeziefer oder sonst etwas, das die Ursache des Scheins seyn konnte, entdecken. Wenn ich eine leuchtende Stelle mit dem Nagel rieb, blieb der Schein, ohne sich zu vermindern.

Die Chinesischen Fischerböte sind sehr groß und lang, aber von dünnen Planken gebauet, haben ein Verdeck, und sind an beyden Enden abgestutzt. Der Hintertheil ist viel breiter, als der Vordertheil, und beym Steuer offen. Sie haben einen Mastbaum, aber nur ein einziges Segel. Mit solchen Böten gehen 4. bis 5. Mann Tag und Nacht weit in die See, um zu fischen.

Nachdem wir die Insel, welcher die Holländer den Nahmen Met zyn Gat (mit ihrem Loche) zu geben pflegen, paßirt waren, kamen wir in der Meerenge bey Formosa an. Den 29. erblickten wir die Insel Formosa, die vor diesem der Holländischen Compagnie gehört hat. Sie ist lang, groß und sehr fruchtbar. In vorigen Zeiten legten die nach Japan gehenden Schiffe hier an. Dies machte die Reise bequemer und sicherer, dagegen sie jetzt, selbst bey Stürmen, keinen Hafen zum Einlaufen haben. Der damahlige Gouverneur Coyet übergab die da-

sige Citadelle Zeeland im Jahr 1662 nach einer 9. monathlichen Belagerung dem aufrührerischen und von den Tartaren aus China vertriebenen Chinesen Coxinja. (Die Geschichte hievon findet man in Het Verwaarloozd Formosa, door C. E. S.) Das verwahrlosete Formosa. (Amsterdam 1675. 4.) Jetzt steht die Insel wieder unter Chinesischer Botmäßigkeit.

Auch in diesen Tagen hatten wir verschiedne Stürme mit Regen auszustehen, die aber doch bald vorüber gingen. Nur einer hielt volle drey Tage an, er war sehr heftig, und mit vielem Regen begleitet. Die See gieng sehr hoch und war in solcher Empörung, daß das Wasser auf das Schiff herab fiel, als wenn es beständig regnete. Officiere und Schiffsvolk behielten zuletzt kaum trockne Kleider, um sich umzukleiden, und man hatte viel Mühe, das Schiff gegen Wind und Wellen aufrecht zu halten. Mir ging es auch sehr übel. Bey den heftigen Stössen und stetem Hin- und Herschwanken des Schiffs hielt ich mich meistens auf dem Verdecke in freyer Luft auf. Zum Schutz gegen das heran stürmende Wasser hatte man an einer Seite ein Segeltuch aufgespannt, das auch wirklich etwas schützte. Dagegen erfuhr ich sehr bald eine andre grosse Unbequemlichkeit davon. Bey einem heftigen Stosse wurde ich von dieser Seite über das rund erhabne schlüpfrige Verdeck nach der andern Seite geworfen, und das mit solcher Gewalt, daß ich Gefahr lief, über Bord zu fallen:

zum

zum Glück war die Brustlehne, wie auf allen Ostindischen Schiffen, sehr hoch. Beynahe hätte ich aber doch das rechte Bein gebrochen, weil der Stoß gegen den Bord so heftig war; nun kam ich noch mit einer grossen Beule davon. Nach Verlauf einiger Tage überfiel uns zum fünften Mahl Sturm und Regenwetter, das 24 Stunden dauerte.

Hieraus kann man sehen, wie beschwerlich und gefahrvoll die Reise nach Japan, und wie unruhig und stürmisch das Meer auf beyden Seiten von Formosa ist, und zwar selbst in der besten Jahrszeit. Die Compagnie rechnet von 5. hieher gehenden Schiffen, eins für verlohren. Daß dies mit einer mehr als 100 jährigen Erfahrung übereinstimmt, kann man aus dem vorhandnen Verzeichnisse der verunglückten Schiffe sehen, von denen man zum Theil gar nicht weiß, wo sie geblieben sind.

Den 13. August früh zeigte sich die Insel Meaxima mit ihren hohen und spitzen Bergen. Am Nachmittage sahen wir schon Japanisches Land. Abends um 9. Uhr gingen wir beym Eingange in den Hafen von Nangasaki vor Anker. Hier bilden die hohen Berge einen runden Binnenhafen, der wie ein halber Mond gestaltet ist.

Auf den Bergen umher sahen wir verschiedne Vorposten stehen. Diese werden auf Befehl der Japanischen Regierung dahin gestellt, und mit Fernröhren versehen, damit sie die Schiffe von weitem entdecken und dem Statthalter zu Nangasaki sogleich

gleich von ihrer Ankunft Nachricht geben können. Jetzt zündeten diese Schildwachen mehrere Feuer an.

Auf unserm Schiffe waren wir heute auch sehr geschäfftig. Die Matrosen mußten ihre Bibeln und Gesangbücher hergeben; diese wurden in einen Kasten gepackt, und der Kasten zugenagelt. Dieser wird hernach den Japanern in Verwahrung gegeben, die ihn bis zur Abreise behalten, da denn jeder sein Buch wieder bekommt. Die Absicht ist, zu verhüten, daß keine christlichen oder katholischen Bücher ins Land kommen. — Auf dem Verdecke schlug man ein Bett mit einem Himmel, aber ohne Gardinen, auf. Dies war für die ankommenden Japanischen Beamten bestimmt, darauf zu sitzen. — Auch verfertigte man eine Musterrolle von der ganzen Besatzung, die ungefähr 110. Mann und 34. Sklaven ausmachte. Eines jeden Alter wird in einer solchen Rolle angegeben, aber nicht das Vaterland, weil alle für Holländer angesehen werden; diesmahl waren verschiedne aus Schweden, Dännemark, Deutschland, Portugal und Spanien darunter. Sie wird hernach den Japanern eingehändigt, die unmittelbar nach ihrer Ankunft, und in der Folge jeden Morgen und Abend an den Tagen, da das Schiff gelöschet oder geladen wird, und die Fahrt zwischen dem Schiffe und der Factorey offen ist, die ganze Besatzung nach Inhalt derselben mustern. Hierdurch wissen sie gewiß, daß ohne ihr Vorwissen oder Erlaubniß niemand heimlich entkommen, oder aus der Factorey zurück bleiben kann.

Am folgenden Tage giengen wir wieder unter Segel. Kaum hutten wir die Anker gelichtet, als wir ein Boot vom Lande uns entgegen kommen sahen. Unser Capitain zog deswegen einen blauen, mit Silber besetzten, seidnen Rock an, der sehr groß und weit ausgestopft, und vorn vor dem Bauche mit einem grossen Kissen versehen war. Dieser Rock war ehedem seit langer Zeit dazu gebraucht, Contrebande heimlich einzubringen, und auszuführen, weil der Chef und der Capitain die einzigen waren die nicht visitirt wurden. Der letztere machte in diesem ganz voll gepfropften Rocke jeden Tag gewöhnlich dreymahl den Weg vom Schiffe nach der Factorey, und zwar manchmahl mit Wäaren so bepackt, daß ihn unter jedem Arme ein Matrose unterstützen mußte, wenn er ans Land stieg. Dies brachte ihm jährlich ansehnliche Summen, bisweilen mehrere 1000 Thaler ein, nicht nur durch das, was er für eigne, sondern auch für Rechnung der Officiere mitnahm. Zu dem gedachten Boote kamen von der Factorey, im Nahmen des dasigen Chefs, ein Supercageur und 3. Aßistenten an, um uns zu unsrer Ankunft Glück zu wünschen, und sich nach den Schiffen, der Ladung, Neuigkeiten von Batavia und dergleichen zu erkundigen.

Mittlerweile waren auf dem Schiffe mancherley Arten Flaggen und Wimpel aufgezogen, um unsre Einfahrt in den Hafen glänzend zu machen. So bald wir uns den beyden an jeder Seite des Hafens befindlichen Kaiserlichen Wachen, deren eine

ne des Kaisers, und die andre der Kaiserin Wache heißt, näherten, feuerten wir die Kanonen ab, um sie zu salutiren. Während dieser ganzen Fahrt in einem langen und krumm herum gehenden Hafen hatten wir die schönste Aussicht von der Welt: rund umher sahen wir Berge und Hügel, die bis in die Spitze angebauet waren: ein Anblick der in andern Ländern selten ist.

Endlich kamen wir beym Ankerplatze selbst an. Hier liessen wir froh die Anker nieder, und blieben einen Büchsenschuß weit von der Stadt Nangasaki und der dabey liegenden kleinen Insel Dezima, auf welcher die Holländische Factorey ist, liegen.

Nachdem die von der Factorey an uns abgeschickten Personen sich wieder an Land begeben, und die Briefe der Compagnie so wohl als andre, mitgenommen hatten, kam bald nachher der dies Jahr in Japan zurück gebliebene Chef an Bord. Er hielt sich nur kurze Zeit auf, und nahm den neu angekommenen Chef, den Capitain, den Supercargeur und die Aßistenten mit nach der Factorey.

Die Neuigkeit, welche er uns mitgebracht hatte, war uns sehr unangenehm. Vom Hofe waren sehr scharfe Befehle angekommen, um allen ferneren Schleichhandel zu hemmen. Der Chef so wohl als der Capitain sollen von nun an, ohne Unterschied wie jeder andre, visitirt werden, welches bis dahin nie geschehen war; der Capitain solle sich in Zukunft wie andre kleiden, und den weiten Oberrock, der bisher zur Beförderung des Schleichhan-

dels

dels gedient habe, ablegen, entweder beständig an Bord bleiben, oder, wenn er an Land gehen wolle, nicht die Erlaubniß haben, während der ganzen Zeit seines Aufenthalts daselbst, mehr als zweymahl von da sich auf das Schiff zu begeben. In Ansehung dieses letzten Punctes gab man indessen sehr nach. Der Capitain dürfte schon am dritten Tage wieder an Bord gehen, um das Schiff vor 2. Anker zu legen. Die Erlaubniß hiezu gab der Gouverneur zu Nangasaki, theils auf Bitten, theils durch die Drohung bewogen, daß, wenn das Schiff Schaden nähme, solches für des Kaisers Rechnung seyn, und, wenn dem Kaiser das gleichgültig seyn sollte, die Compagnie es gewiß rächen würde. Die Veranlassung zu diesem strengen Befehle hatte die im Jahr 1772 gemachte Entdeckung gegeben, da das von den Holländern verlassene Schiff an die Japanische Küste angetrieben kam, und man beym Ausladen fand, daß es viele, besonders dem Chef und dem Capitain zugehörige, verbothne Waaren, mit sich führte. Dies Schiff war auf der Reise hieher so leck geworden, daß man es verließ, und so gewiß glaubte, es müsse binnen einigen Stunden untergehen, daß man es nicht in Brand steckte, welches sonst in solchem Falle, dem Befehl der Compagnie gemäß, geschehen muß. Dessen ungeachtet war es verschiedne Tage nach dem Lande hin umher getrieben, da denn die Japaner es entdeckt, und in den Hafen von Nangasaki bogsiert hatten. Da hatten diese nun alle Ecken und Winkel

kel durchsucht, und eine Menge, den vornehmsten Officieren gehörende, mit den am schärfsten verbothnen Waaren angefüllte, und mit ihren Nahmen bezeichnete Kisten entdeckt. Besonders waren sie über eine dem Chef zugehörige Kiste aufgebracht worden, die mit falschem Som, oder Ginsengwurzel, welche durchaus nicht eingeführt werden darf, angefüllt war, und daher ausserhalb des Wasserthors der Factorey mit allem, was sie enthielt, verbrannt wurde. Ausserdem, daß es für den Chef ein Schimpf ist, visitirt zu werden, verlieren der Schiffs-Capitain und alle Officiere jährlich einen beträchtlichen Gewinn auf ihre Waaren, und der erstere auch noch eine ansehnliche Summe dafür, daß er die Waaren der letzteren mitnahm. Vor diesem hatte der Capitain nicht nur den weiten Oberrock, sondern auch grosse weite Hosen an, die ebenfalls mit Contrebande angefüllt waren, aber diese waren verdächtig geworden, und man hatte sie schon vor mehreren Jahren ablegen müssen; nun mußte man den Rock, diese letzte Zuflucht, auch fahren lassen. Uebrigens sah es gar lächerlich aus, wie die meisten Japaner unsern, nunmehr an Dicke den gewöhnlichen Menschen ähnlichen Capitain mit vieler Verwunderung ansahen, da sie sich vorher immer eingebildet hatten, alle unsre Schiffs-Capitaine wären wirklich so dick und fett, als sie sie zu sehen gewohnt waren.

Kaum war das Schiff vor Anker gelegt, und Nangasaki von unsern Kanonen begrüßt, als 2. Japani-

panische Oberbeamte (Banjosen) und einige (Unterbanjosen) nebst Dolmetschern und Bedienten an Bord kamen. Die Banjosen nahmen ihren Platz auf der aufgeschlagnen Bettstelle ein, worauf eine dicke Japanische Matte von Stroh, und darüber cattunene Decke lag. Vor dem Bette stand ein Fußschemel, damit man bequem hinauf kommen konnte. Das Ganze war gegen den Regen mit einem Zelte von Segeltuch bedeckt. Nachdem sie die Schuhe ausgezogen hatten, stiegen sie hinauf und setzten sich, nach Landessitte, auf die Fersen, und die Füsse untergeschlagen. Da sie dieser Art zu sitzen gewohnt waren, konnten sie es lange aushalten; daß es ihnen aber endlich unbequem wurde, konnte man daraus sehen, daß sie sich manchmal eine Weile auf Europäische Art setzten. Das Geschäfft dieser Banjosen war, während der ganzen Zeit, da das Schiff auf der Rhede lag, dahin zu sehen, daß alle Persönen und Güther, die an Land gebracht würden, oder aufs Schiff kamen, genau visitirt wurden; die Befehle vom Gouverneur in der Stadt anzunehmen; alle Pässe und Papiere, womit Leute versehen werden mußten, zu unterschreiben, und dergleichen. Ihr Zeitvertreib während ihres langen und ermüdenden Sitzens wär Toback zu rauchen, bisweilen ein Paar Worte mit einander zu sprechen, Thee zu trinken, und ein Glas Europäischen Branntweins zu nehmen. Zu diesem Ende ließ der Schiffs-Capitain 2. krystallne Flaschen mit verschiednen Liqueuren, und 2. geschliffne krystallne Glä-

Stadtbibliothek Augsburg

Gläser, wie auch Confect auf einem Teller, aufsetzen, wiewohl sie nicht viel Liqueur trinken, sondern meist nur davon probiren.

Als alles Salutiren mit den Kanonen vorbey war, sollte nach Gewohnheit das übrige Pulver, nebst den Kugeln, allem Gewehr, und der oben gedachten Bücherkiste den Japanern in Verwahrung gegeben werden. Man überlieferte ihnen eine gewisse Quantität Pulver, 6. Kisten mit Kugeln, 6. Musketen, 6. Pistolen, sechs Säbel und 6. Bajonette, und machte ihnen weiß, dies sey unser ganzer Vorrath von Ammunition. Es wurde in einem Packhause verwahrt, bis das Schiff bey seiner Rückreise die Rhede verließ, da die Japaner es von selbst zurück gaben. Auch das Schiffsboot und die Schalupen nahmen sie in sichere Verwahrung, und weder Personen noch Sachen konnten anders als mit Japanischen Böten und Japanischen Seeleuten hin- und herkommen. Diese Maaßregeln befolgen die Japaner bey jedem Holländischen Schiffe. Vor diesem nahmen sie so gar auch das Steuerruder, die Segel und die Kanonen mit an Land ins Packhaus, welches ihnen aber unsägliche Last machte; jetzt sind sie so vernünftig, diese Sachen nicht anzurühren. Wenn nun die Japaner uns völlig entwaffnet zu haben glauben, lassen sie die Musterung auf dem Schiffe das erste seyn, die sie hernach an den Tagen, da gelöscht oder geladen wird, Morgens und Abends wiederhohlen. Sie zählen dabey nur bis zehn, und fangen immer wieder mit

Eins

Eins an, eben so zählen sie bey Güthern und Sachen. Jedesmahl wird genau angeschrieben, wie viel Mann ans Land gegangen, wie viele krank, und wie viel auf dem Schiffe anwesend sind. An allen den Tagen, da etwas ein- oder ausgeschiffet wird, sind Oberbanjosen, Unterbanjosen, Dolmetscher, Schreiber und Besucher am Bord, bis gegen Abend, da sie sämmtlich ans Land gehen, und den Europäern auf dem Schiffe Freyheit lassen. Bey solchen Gelegenheiten läßt man allezeit die Flaggen auf dem Schiffe so wohl, als auf der Factorey, wehen. Wenn beyde Schiffe glücklich angekommen sind, wird auf jedem einen Tag um den andern gearbeitet.

Damit weder die Holländer selbst vom Schiffe, noch die Japaner dahin kommen können, um, besonders des Nachts, unter Begünstigung der Dunkelheit, und da keine Japanischen Officiere am Bord sind, heimlich Handel zu treiben, werden verschiedne grosse Wachschiffe in einiger Entfernung rund um das Schiff gelegt, und ausserdem müssen mehrere kleine Böte bey Nachtzeit alle Stunden sehr nahe um das Schiff herum rudern.

Unter dem ersten, das ans Land gebracht wurde, waren die von Batavia mitgebrachten Kälber, Ochsen, Schweine, Ziegen, Schafe und Hirsche. Die Japaner haben gar keine Schafe, auch keine Schweine. Ochsen und Kühe sind auch etwas seltnes, und dazu ungemein klein, werden auch nur bisweilen zum Ackerbau gebraucht; das Fleisch isset

 der

der Japaner nicht, auch macht er sich die Milch auf keine Art zu Nutze. Weil daher die Europäer hier diese Arten Vieh zum Schlachten nicht kaufen können, sehen sie sich genöthigt, so wohl zu frischer Provision auf der Factorey, als auch zum Behuf der Schiffe bey der Abreise, dergleichen mitzubringen. Dies Vieh steht beständig auf der Insel in dem Stalle, der im Sommer offen, im Winter zugeschlossen ist. Es wird mit Gras und Laub gefuttert, das täglich dreymahl von Japanischen Knechten rund um die Stadt gesammelt und hergebracht wird. Des Winters besteht das meiste Futter in etwas Reiß und in Zweigen von Bäumen, auch Stroh von ausgedroschnem Reiß. Ich pflegte dies Futter, jedesmahl so wie es gebracht wurde, zu durchsuchen, und die darunter befindlichen seltnen Gewächse heraus zu nehmen, die ich hernach trocknete und in Herbarien sammelte; denn auf dem Felde durfte ich dergleichen nicht selbst sammeln.

In den folgenden Tagen wurden die Kleidungsstücke und Meublen der Officiere, nebst ihrem Vorrath von Eßwaaren, Wein, Bier, und was sonst Privat-Personen gehört, und nicht verkauft werden soll, ans Land gebracht. Dies muß allezeit besonders geschehen, ehe irgend etwas von Handelswaaren ausgeladen werden darf. Man pflegt es in den drey ersten Tagen zu thun.

Den 4. September wurde das Schiff von den Japanern visitirt, nachdem alles, was nicht verkauft wer-

werden sollte, ans Land geschafft war. Alle von Privat-Personen zum Verkauf bereits angegebene Waaren, wurden heute abgeschickt; vergaß jemand in der Eile etwas, so durfte er es hernach nicht ans Land bringen, noch verkaufen. Die Visitation geschah allenthalben, und zwar sehr genau, ausser ganz unten und in der Pulverkammer. Der übrige Theil dieses Monaths wurde zum Löschen der Waaren der Compagnie angewandt.

Beym Ein- und Ausladen zu helfen, wie auch die Böte hin- und herzurudern, sind eine Menge Arbeitsmänner (Kuli) bestellt, nebst andern, die über diese die Aufsicht haben. Diese Leute haben die Gewohnheit, allezeit, wenn sie etwas aufheben oder tragen sollen, imgleichen wenn sie rudern, zu singen, und zwar jedesmahl nach einem gewissen Tacte, in einem gewissen Tone und mit anpassenden aufmunternden Worten. In vorigen Zeiten nahmen die Holländer sich die Freyheit, diese Arbeitsleute, die von der geringern Volks-Classe sind, für begangne Fehler abzustrafen und zu schlagen; jetzt aber ist dies, als etwas, das die Nation für schimpflich hält, gänzlich und bey schwerer Strafe von der Regierung verbothen. Wenn ein Europäer vom Schiffe ans Land geht, oder umgekehrt, er habe Sachen bey sich oder nicht, so geht allezeit ein Bedienter mit, und er muß einen Paß haben, worauf sein Nahme, seine Uhr und was er sonst bey sich hat, aufgeschrieben ist.

So bald das Schiff zur Hälfte gelöschet war, fieng man schon wieder an zu laden, und zwar Kupfer in Stäben, das in hölzernen Kisten lag. Dies Jahr, da nur ein Schiff hieher gekommen war, brachte man in dasselbe anderthalb so genannte Lasten Kupfer, oder 6700 Kisten, jede ein Pickel oder 124 Pfund schwer.

An den Tagen, da keine Ein- oder Ausschiffung geschieht, kommen weder Japanische Beamte noch andre Japaner an Bord. Auch die Holländer selbst kommen an solchen Tagen weder nach dem Schiffe, noch davon. Das Wasserthor der Stadt ist alsdann auch verschlossen. Wenn eine wichtige Ursache es nothwendig macht, daß ein Officier, zum Beyspiel der Capitain oder Doctor, sich nach dem Schiffe begeben muß, welches man vom Schiffe durch Aufziehen der Flagge zu erkennen giebt, so muß die Erlaubniß dazu vom Gouverneur in der Stadt gesucht werden. Wird sie gegeben, so wird dennoch das Wasserthor nicht geöffnet, sondern man wird von Dolmetschern und Beamten durch einen kleinen Theil der Stadt nach einer kleinen Brücke begleitet, von wo man, nach vorgängiger sehr genauer Visitation, in einem Boote nach dem Schiffe gebracht wird. Jene Leute steigen jedoch nicht selbst mit aufs Schiff, sondern warten in ihren Böten, bis man sein Geschäfft verrichtet hat. Alsdann wird man auf gleiche Art und auf dem nämlichen Wege wieder nach der Factorey geführt. In der Stadt sammelt sich während

rend dieses Aufzuges allezeit eine Menge Volk, den Europäer zu beschauen, und ein zahlreicher Schwarm Kinder, die über die grossen runden Augen desselben, durch ihr Geschrey Hollanda O-Me ihre Verwunderung bezeigen.

Einmal bekamen wir auf dem Schiffe Besuch von einigen Fürsten und beyden Gouverneurs der Stadt. Neubegierde trieb sie zu uns, unser Admiral-Schiff zu besehen, das ein sehr grosser und zugleich sehr schöner Dreydecker war. Einer der Dolmetscher behauptete, während der dreyßig Jahre, die er auf der Factorey gedient, habe er nie ein so grosses und prächtiges Holländisches Schiff gesehen.

In diesen Tagen geschah es auch, daß wir einen unsrer Matrosen verlohren, der nebst andern Kranken in das auf der Insel befindliche Krankenhaus gebracht war. Man zeigte dem Gouverneur von Nangasaki den Todesfall an, und bekam Erlaubniß zur Beerdigung. Die Leiche wurde von dazu verordneten Japanern sehr genau visitirt, darauf in einen breternen Sarg gelegt, und von den Japanern selbst auf die andre Seite des Hafens gebracht, und in die Erde gegraben. Einige wollten behaupten, solche Todte würden von den Japanern wieder ausgegraben und verbrannt; ich habe hievon aber nichts gewisses erfahren können.

Zölle kennt man in Japan nicht, weder im Lande, noch an den Küsten; und Zollabgaben werden niemahls, weder von ein- noch ausgehenden Waaren, weder von Fremden noch Einheimischen

 gefor-

gefordert. Ein sehr wichtiger Vorzug, den dies Land vor so vielen andern hat. Damit aber keine verbothne Waaren heimlich eingebracht werden mögen, wird die strengste Aufsicht gehalten, und Menschen und Sachen so genau durchsucht, daß es alle Vorstellung übertrifft. Geht ein Europäer ans Land, so wird er zuerst auf dem Schiffe, und hernach, so bald er ans Land kommt, visitirt. Diese gedoppelte Visitirung ist sehr scharf. Man befühlt die Taschen, und streicht an den Händen, an den Kleidern, den Leib und die Lenden herab; nicht genug, bey geringen Leuten durchsucht man so gar die heimlichen Oerter, und bey den Sklaven die Haare auf dem Kopfe. Auf gleiche Weise werden auch alle Japaner, die an Bord kommen, visitirt, und niemand ist davon ausgenommen, als die Ober-Banjosen. Alle Sachen, die ein- oder ausgeschifft werden, sind eben so einer zwiefachen Durchsuchung, am Bord nämlich und auf der Factorey, unterworfen, nur grosse Kisten nicht; diese werden auf der Factorey ausgepackt, und so genau untersucht, daß man so gar gegen die Breter schlägt, ob sie etwa hohl sind. Die Betten werden nicht selten aufgeschnitten und die Federn umgerührt; in die Buttergefässe und Confitur-Kruken werden dünne eisene Stangen gesteckt; oben in die Käse wird ein viereckiges Loch geschnitten, und mit einem langen spitzigen Eisen von da der ganze Käse nach allen Seiten durchstochen. Ihr Argwohn ging diesmahl so weit, daß sie von den Eyern, welche wir

bey uns hatten, eins und das andre nahmen und entzwey schlugen. Eben diese Strenge wird beobachtet, wenn man von der Factorey nach dem Schiffe oder aus der Stadt Nangasaki nach der Insel Dezima, und umgekehrt, geht. Die Uhr muß man aus der Tasche ziehen und vorzeigen, und sie wird jedesmahl angeschrieben. Bisweilen wird auch der Hut visitirt. Geld und Münze darf von Particuliers gar nicht eingeführt werden, sondern es wird meistens bis zur Abreise in Verwahrung genommen. Briefe dürfen nicht einmahl versiegelt nach oder von dem Schiffe geschickt werden, sondern man öffnet sie, und die Dolmetscher müssen sie so gar bisweilen lesen; das geschieht auch wohl mit andern Papieren. Religions-Bücher, besonders mit Kupferstichen, einzubringen, ist sehr gefährlich. Bücher andrer Art können die Europäer zu ihrem eignen Gebrauche, so viel sie wollen, einführen; in Ansehung dieser war das Visitiren am wenigsten genau: sie sahen nur einige an. Lateinische, Französische, Schwedische und Deutsche Bücher gehen überhaupt besser, als Holländische, durch, weil die Dolmetscher sie nicht verstehen. Waffen und Gewehr dürfen zwar nicht eingebracht werden; man erlaubte uns aber doch noch, unsre Degen mitzunehmen. Uebrigens sitzen am Wasserthore von Dezima, wenn etwas aus- oder eingeschifft wird, eben so als auf dem Schiffe, allezeit Ober- und Unter-Banjosen, und Ober- und Unter-Dolmetscher, vor deren Augen alles durchsucht wird.

Und damit die Europäer nicht im Stande seyn mögen, mit den Besuchern Bekanntschaft zu machen, werden diese so oft umgewechselt, daß dazu keine Gelegenheit ist.

An diesem übertriebenen Visitiren, dessen Strenge bey verschiednen Gelegenheiten so zugenommen hat, daß sie nun zu ihrer grösten Höhe gestiegen ist, sind die Holländer selbst Schuld. Die weiten Hosen und der ungeheure Rock des Capitains, und hundert andre Kunstgriffe wurden angewandt, verbothne Sachen heimlich nach der Factorey zu bringen, und die Dolmetscher, die vormahls gar nicht visitirt wurden, brachten die Contrebande-Waaren allmählig nach der Stadt, wo sie für baares Geld verkauft wurden. Oft machte man dies so fein, daß man dergleichen Sachen vorn in die Hosen und in die Haare steckte. Vor einigen Jahren fanden die Japaner bey einem Schiffs-Unterbedienten einen Papagey in den Hosen, wo er während der Visitirung anfing zu sprechen, und dadurch entdeckt wurde. Diesmahl traf man bey einem Assistenten in den Unterhosen verschiedne Thaler und Dukaten versteckt.

Hiezu kommt der Hochmuth, den einige unverständige Officiere gegen die Japaner auf eine sehr unvorsichtige Art blicken lassen, indem sie ihnen zur Unzeit widersprechen, sie über die Achsel ansehen, sie auslachen und ihnen verächtlich begegnen. Dies erzeugt bey den Japanern Haß und Verachtung: diese Verachtung nimmt sehr zu, wenn

sie

sie sehen, wie unfreundschaftlich und unhöflich die Europäer nicht selten mit einander selbst umgehen, und wie barbarisch sie ihre Matrosen mit Fluchen, Prügeln und andern Grausamkeiten behandeln. Dies alles hat denn die Japaner von Jahr zu Jahr mehr gereitzt, die Handelsfreyheit der Holländer einzuschränken, und sie so genau und scharf visitiren zu lassen, daß sie mit den ausgedachtesten Kniffen kaum im Stande sind, Leuten von einer so wachsamen Nation die Augen zu blenden.

Alle diese Anstalten sollen gleichwohl nur den eigentlichen Schleichhandel, nicht aber den Privat-Handel hindern, sondern jedermann kann alles, was verkauft werden darf, und wozu sich Käufer finden, ja sogar solche Sachen, die nicht verkauft werden dürfen, einbringen, wofern es nur nicht heimlich geschieht. Nur mit Sumatraschem Kampfer und mit Schildkrötenschalen dürfen Privatpersonen nicht handeln, weil das ein ausschliessendes Recht der Compagnie ist. Die Ursache, warum Particuliers solche Waaren, deren Verkauf in öffentlicher Auction nicht verbothen ist, so gern heimlich herein bringen, ist die, daß sie für das, was vermittelst der Auction verkauft wird, kein baares Geld bekommen, sondern andre Waaren zur Bezahlung nehmen müssen. Diese bestehen entweder in Porcellain, oder in lackirten Sachen, und sind, weil dergleichen jährlich mitgebracht werden, zu Batavia so wohlfeil, daß man bisweilen weniger dafür bekommt, als man dafür bezahlt hatte. Hingegen

gegen wenn die Sachen heimlich verkauft werden, so bekommt man oft noch einmahl so viel als sonst, und zwar in klingender Goldmünze.

Vor einigen Jahren, da der Schleichhandel noch im Flor war, wurde zwar das meiste durch die Dolmetscher von der Factorey nach der Stadt gebracht; manchmahl warf man aber auch die Waaren über die Mauer von Dezima, und nahm sie in einem dazu bestellten Japanischen Boote in Empfang. Verschiedne Mahl wurden Dolmetscher und andre Japaner hiebey ertappt und meistens am Leben gestraft. Auch die Holländer haben von jeher, wenn man Schleichhandel entdeckt hat, ansehnliche Geldstrafe bezahlen müssen, die in neuern Zeiten so erhöhet ist, daß ein Europäer, wenn er betroffen wird, zweyhundert Katjes Kupfer erlegen muß, und auf immer Landes verwiesen wird. Ueberdem werden für Rechnung der Compagnie alsdann zehn tausend Katjes Kupfer abgezogen, und wenn die Sache entdeckt wird, nachdem das Schiff schon die Rhede verlassen hat, muß sowohl der Chef als der Capitain zweyhundert Katjes Kupfer - Strafe geben.

Die Waaren der Compagnie sind keinem Visitiren unterworfen, sondern werden sogleich nach den Packhäusern gebracht, welche von den Japanern versiegelt werden, und wo sie liegen bleiben, bis man sie abhohlt, um sie zu verkaufen.

Die Dolmetscher sind alle gebohrne Japaner und sprechen mehr oder weniger fertig Holländisch.

Kei-

Keinem Ausländer erlaubt die Regierung, die Sprache zu lernen, damit niemand in den Stand gesetzt werde, irgend Kenntniß des Landes zu bekommen. Dagegen hält sie vierzig bis funfzig Dolmetscher, die auf der Factorey beym Handel und andern Gelegenheiten die Holländer bedienen müssen. Sie werden gemeiniglich in drey Classen getheilt. Die ältesten, welche das Holländische am besten sprechen, bekommen den Nahmen Ober-Dolmetscher; die, welche es nicht so gut sprechen, heissen Unter-Dolmetscher; und diejenigen, welche es noch weiter lernen müssen, nennt man Lehrlinge. Vor diesem unterrichteten die Holländer selbst die Japanischen Lehrlinge; besonders war dies das Geschäfft des Arztes; jetzt aber bekommen sie den Unterricht von den ältern Dolmetschern. Die Lehrlinge hatten ehemals auch die Freyheit, nach Belieben auf die Factorey und in die Zimmer der Holländer zu kommen; allein nunmehr dürfen sie nicht eher und öfter hinkommen, als sie wirklich gebraucht werden, und alsdann gehen allezeit ein oder zwey Ottona mit. Auch haben sie allezeit etliche Schreiber mit sich, die anschreiben, was ein- und ausgeladen wird, und Pässe und dergleichen ausfertigen müssen. Die Dolmetscher avanciren sowohl im Range als in Einkünften nach der Anciennität, ohne zu andern Bedienungen genommen zu werden. Ihre Amtspflicht ist, daß, gewöhnlich einer, bisweilen zwey, von jeder Classe zugegen seyn müssen, wenn die Japaner und Holländer, es betreffe den Handel

oder andre Gegenstände, etwas mit einander abzumachen haben. Sie dolmetschen entweder mündlich oder schriftlich, wenn beym Statthalter, bey den Beamten oder andern, etwas zu suchen, zu klagen, oder sonst anzubringen ist. Auch müssen sie bey den Visitirungen auf dem Schiffe sowohl, als auf der Factorey zugegen seyn, ingleichen auf der Reise nach Hofe mitgehen. Von den ältern unter ihnen sprechen einige das Holländische, wenn von gewöhnlich vorkommenden Gegenständen die Rede ist, ziemlich fertig und verständlich. Weil aber die Japanische Sprache in Ausdrücken sowohl als in Wortfügungen von den Europäischen so sehr abweicht, so hört man gar oft von ihnen recht lächerliche Ausdrücke und sonderbare Redensarten. Manche lernen es nie richtig sprechen. Wenn sie Holländisch schreiben, gebrauchen sie statt der Feder ihren gewöhnlichen Pinsel, ihren Tusch und ihr eignes Papier, schreiben aber doch nach Europäischer Art von der Linken zur Rechten, und zwar meistens sehr ansehnliche und schöne Italiänische Buchstaben.

Die Dolmetscher sind sehr grosse Liebhaber von Europäischen Büchern, und verschaffen sich deren jährlich eins oder mehrere von den ankommenden Kaufleuten. Sie besitzen sie nicht nur, sondern lesen auch fleißig darin, und behalten sehr gut, was sie daraus gelernt haben. Ueberhaupt lassen sie es sich sehr angelegen seyn, von den Europäern etwas zu lernen, und nach allem, besonders was

ins

ins medicinische, physikalische und naturhistorische Fach schlägt, zu fragen: sie fragen so unglaublich viel und so mancherley, daß man dessen oft sehr müde wird. Die meisten legen sich förmlich auf die Arzneywissenschaft; diese sind auch die einzigen, welche sie nach Europäischer Methode und mit Europäischen Arzneymitteln ausüben. Hiedurch bekommen sie nicht nur Gelegenheit, Geld zu verdienen, sondern erwerben sich auch etwas mehr Ansehen. Bisweilen nehmen sie sogar Schüler in dieser Wissenschaft an. Sowohl ihre Kenntnisse als die Arzneyen bekommen sie von den Holländischen Aerzten.

Sobald ich ans Land gestiegen war, ließ ich meine erste Sorge seyn, mir die Bekanntschaft der Dolmetscher zu verschaffen, und mich, so viel möglich war, bey den Beamten, welche sich sehr oft auf unsrer kleinen Handels-Insel einfanden, in Gunst zu setzen. Dies gelang mir auch. Denn mein Betragen gegen die Japaner war sehr freundschaftlich und aufrichtig. Als Arzt aber hatte ich besondere verschiedne erwünschte Gelegenheiten dazu. Es traf sich oft, daß ich ihnen oder ihren zu Hause gelaßnen Kranken, Angehörigen und Freunden mit nützlichem Rath und heilsamen Medicamenten an Hand gehen konnte. Den Nutzen meiner medicinischen Kenntnisse sahen sie noch mehr ein, als ich nach und nach unter den in ihrem eignen Lande wild wachsenden Gewächsen verschiedne sehr wirksame Arzneymittel entdeckte. Und weil ich nicht

zu der handelnden Classe gehörte, war ich weniger verdächtig als andre.

Sowohl durch die Dolmetscher als die auf der Insel oft befindlichen Beamten suchte ich mir eine Freyheit zu verschaffen, die sonst keinem Europäer ertheilt wird, nehmlich auf dem Felde um die Stadt zu botanisiren. Anfangs schien meine Bemühung ziemlich zu glücken, und ich erhielt wirklich die Erlaubniß des Gouverneurs; in kurzem aber wurde sie wieder aufgehoben. Die Ursache davon war sehr lächerlich. Die Japaner sind in Rücksicht auf die Europäer sehr argwöhnisch, und der Statthalter scheuet sich ungemein, ihnen etwas zu bewilligen, wovon man vorher noch kein Exempel hat. Wie ich nun um Verstattung botanischer Excursionen ansuchte, sahe man in den Tagebüchern nach, ob ein Holländer irgend vorher dergleichen Freyheit gehabt habe. Man fand, daß vor langer Zeit, als viele Krankheiten grassirt, und es an Arzneymitteln zu fehlen angefangen hatte, ein Chirurgus in der Gegend der Stadt umhergewandert war, um dergleichen zu suchen, und bewilligte mein Gesuch ohne Bedenken. Hernach aber bey genauerer Untersuchung zeigte es sich, daß jener nur Unter-Feldscher gewesen sey, mir also als Ober-Feldscher dergleichen Erlaubniß nicht zu Theil werden könne. Ein so kleiner Umstand ist oft sehr bedeutend in den Augen der Japaner, die mit dem möglichsten Eifer ihre Pflichten zu erfüllen suchen, und den Gesetzen ihres Regenten blinden

Gehor-

Gehorsam leisten, ohne in ihren Sinn einzudringen, sie gehörig zu erklären, und nach Beschaffenheit der Umstände zu ändern oder neue zu machen. Für mich war jener Umstand auch von nicht geringer Erheblichkeit. Von allen mir bisher zugestoßnen Widerwärtigkeiten hatte sich keine so sehr gefühlt, als diese. Ich ließ indessen noch nicht alle Hofnung sinken, so sehr ich mich auch grämte, daß der Herbst vielleicht ungenutzt vorbeygehen würde. Mittlerweile munterte ich die Dolmetscher, welche ich täglich in der Medicin und Chirurgie unterwies, auf, aus der ganzen Gegend von allen Gewächsen, Blätter, Blumen und Samen zu bringen. Auch suchte ich sowohl sie, als die Beamten zu überzeugen, daß zwischen einem Ober- und Unter-Feldscher wenig oder gar kein Unterschied sey, daß ein Ober-Feldscher vorher Unter-Feldscher gewesen seyn müsse, und daß, sobald jener sterbe, dieser sogleich seinen Platz einnehme. Dies wirkte so viel, daß ich die Vergünstigung des Gouverneurs wieder bekam, aber so spät, daß ich nicht eher, als im Anfange des Februars Gebrauch davon machen konnte.

Während dieser Zeit suchte ich mir einige Kenntniß der Javanischen Sprache zu erwerben, obgleich dies scharf verbothen ist, und die Schwierigkeiten dabey gegenwärtig weit grösser, als je vorher waren. Ich erkundigte mich daher bey den Dolmetschern, ob keine gedruckten Wörterbücher oder andre Hülfsmittel dazu vorhanden wären.

Nach vielem vergeblichen Nachfragen trieb ich endlich ein altes Lateinisch-Portugiesisch-Japanisches Dictionnaire auf, wobey die Portugiesischen Geistlichen Calepins bekanntes Lexicon zum Grunde gelegt hatten. Das Titelblatt fehlte ganz, und ich konnte die Jahrzahl des Drucks nicht ausfindig machen. Aus der Vorrede aber sahe ich, daß die Societas fratrum Europaeorum simul et Iapanicorum es in Japan gemeinschaftlich ausgearbeitet hatte. Das Buch war in Quart, auf Japanisches Papier gedruckt, und enthielt ausser dem Titelblatte, und dem letzten Blatte, worauf die Druckfehler standen, 906 Seiten. Es sah alt aus, und war auch an einer Ecke etwas verbrannt. Einer der älteren Dolmetscher besaß es als ein Erbstück von seinen Vorfahren in der Familie. Es mußte wohl eine gar grosse Rarität seyn, weil weder ich noch der Holländische Chef auf keine Art und für keinen Preis es durch Tausch oder Kauf an uns zu bringen im Stande waren.

Nun einige topographische Nachrichten. Der Hafen von Nangasaki ist ungefähr eine halbe Meile lang, und vier Büchsenschüsse breit, und krümmt sich an der einen Seite etwas ins Land hinein. Er erstreckt sich von Süden nach Norden, hat Modergrund, und ist so tief, daß die Schiffe sich in der Nähe eines Flintenschusses gegen die Factorey legen können. Ebbe und Fluth ist im Hafen sehr stark. Die Berge umher sind sehr steil, und der Strand ist abschüssig. Im Hafen trifft man eine

Menge

Menge grosser und kleiner Japanischer Fahrzeuge an, manchmahl über hundert, die grosse Anzahl der aus den umher liegenden Gegenden dahin kommender Fischerböte ungerechnet. Bey unsrer Ankunft fanden wir auch eilf Chinesische Fahrzeuge (Ionke), die so dicht am Lande lagen, daß sie zur Zeit der Ebbe nur den Schlammgrund unter sich hatten. Einige bekamen bald hernach ihre Ladung und segelten ab; aber sieben blieben den Winter über liegen. Jedes dieser Fahrzeuge ist gewöhnlich von einer grossen Menge Leute besetzt, manchmahl von siebzig bis achtzig. Daher kommts, daß des Winters hier jährlich ungefähr 600 Mann zurück bleiben, die sich auf einer, zur Seite der Holländischen Factorey ausserhalb der Stadt liegenden, Insel aufhalten. Der Hafen bey Nangasaki ist der einzige im ganzen Reiche, wo fremde Schiffe vor Anker gehen dürfen. Wird ein fremdes Schiff durch Sturm oder Unglücksfälle an die Japanische Küste getrieben, oder ist es genöthigt, anderswo einzulaufen, so wird davon sogleich Bericht an den Hof zu Jedo abgestattet, und das Schiff nach Nangasaki gewiesen.

Die Stadt Nangasaki ist eine von den fünf sogenannten Reichsstädten, und durch ihren Handel mit Ausländern eine der ansehnlichsten Handelsstädte im Reiche. Sie gehört dem weltlichen Kaiser allein, die Einkünfte aus derselben fliessen in seine Schatzkammer, und ein Statthalter übt in seinem Nahmen den Oberbefehl darin aus. In

ehemaligen Zeiten residirten hier 2 Gouverneure; hingegen heutiges Tages sind zwar auch allezeit 2 bestellt, aber nur einer ist am Regiment, und sie lösen einander jährlich im October ab. Der dienstfreye reiset jedesmahl nach Jedo, und bringt seine müßige Zeit daselbst bey seiner Familie zu, die während seiner Anwesenheit zu Nangasaki, allezeit als Unterpfand seiner Treue, da bleiben muß. Die jährliche Besoldung eines Statthalters beträgt ungefähr zehntausend Thaler, wozu noch manche ausserordentliche Einnahme kommt. Indessen kann er, theils wegen der Geschenke, die er bey Hofe machen muß, und andrer Ausgaben, die er da hat, theils wegen der Menge hoher und niedriger Bedienten, die er auf eigne Kosten halten muß, nicht viel davon erübrigen. Der Gouverneur hat den höchsten Befehl nicht nur in der Stadt, sondern auch über die beyden, die Holländische und Chinesische, Factoreyen. Die Stadt selbst ist auf allen Seiten landeinwärts mit hohen, nach dem Hafen sich herab senkenden Bergen umgeben, und von ganz ansehnlichem Umfange.

Die Stadt ist offen, und hat weder Wall noch Graben, noch eine Citadelle. Die Gassen sind krumm. Durch die Stadt gehen einige Kanäle, die das Wasser von den umliegenden Bergen sammeln und ableiten, und sich ganz bis zum Hafen herab erstrecken. An jedem Ende der Strassen ist ein hölzernes Thor. Des Nachts sind diese Thore allezeit verschlossen. Die Strassen sind selten länger als dreyßig bis vierzig Laden,

den, und enthalten auch eben soviel Häuser. Ueber jede Strasse ist ein Beamter zur Aufsicht angesetzt, so wie auch jede Strasse ein Haus hat, worin ihre Geräthschaften zum Löschen des Feuers aufbewahret werden. Die Häuser sind selten zwey Stockwerke hoch; das zweyte Stockwerk ist auch gemeiniglich niedrig. Das Stadtregiment führen vier Bürgermeister, die eine hinlängliche Anzahl Stadtbedienten von verschiednem Rang und Ansehen (Ottonas) unter sich haben, wodurch Ordnung und Sicherheit in so hohem Grade erhalten wird, daß man es bewundern muß. Ehe die Portugiesen hieher kamen, war Nangasaki nur ein kleines Dorf; hernach aber hat es sich dadurch, daß um des Handels willen immer mehr Leute dahin gezogen sind, zu seiner jetzigen Grösse allmählig ausgedehnt.

Die Insel Dezima wird von der Stadt an die Holländische Compagnie vermiethet, und nur wie eine zur Stadt gehörige Strasse angesehen. Die Stadt läßt daher alle Wohnhäuser auf derselben bauen, unterhält sie auch, und bessert sie, wenn sie baufällig sind. Indessen muß jeder Bewohner auf seine Kosten Fensterrahmen einsetzen, und das Haus weissen lassen, auch das Dach und die Wände mit Tapeten versehen, und andre Einrichtungen zu seiner Bequemlichkeit selbst machen lassen. Die Insel hängt mit der Stadt und dem festen Lande zusammen, und ist bey niedrigem Wasser blos durch einen Graben davon getrennt; nur

bey hohem Wasser ist sie eine Insel. Gemeinschaft mit der Stadt hat sie vermittelst einer Brücke. Ihre Grösse ist unbeträchtlich; sie hat etwa 600 Fuß in die Länge und 240 in die Breite. Rund umher ist sie mit einer Planke eingeschlossen. Sie hat zwey Thore, eins nach der Stadt bey der Brücke, das andre nach der See. Dies letztere wird nur an solchen Tagen geöffnet, da das Schiff gelöscht oder geladen wird; das erstere wird am Tage stets von einer Anzahl Japaner bewacht, und des Nachts zugeschlossen. Zugleich steht ein Wachhaus dabey, worin die Ein- und Ausgehenden visitirt werden. Längs am Strande sind zu beyden Seiten verschiedne Packhäuser und Krankenhäuser für die Compagnie, und mehrere Häuser zur Wohnung für ihre Bedienten angelegt. Diese sind zwey Stockwerke hoch, wovon nur das obere bewohnt, das untre aber zu Buden, Ställen und statt andrer Nebengebäude gebraucht wird. Zwischen diesen Häusern laufen zwey Gassen hin, die sich in der Mitte durchkreuzen. Ausser den grossen feuerfreyen Packhäusern sind die Gebäude alle von Fachwerk mit Lehm, mit Ziegeln gedeckt, und nach Landessitte mit papiernen Fenstern und Strohmatten auf dem Fußboden versehen. In neuern Zeiten haben einige von Batavia entweder kleine Glasfenster oder einzelne Fensterscheiben mitgebracht, um ihren Zimmern mehr Licht zu geben, und Aussicht zu bekommen. In der Nähe des Wasserthors stehen allerhand Geräthschaften

zum

zum Feuerlöschen bereit. Am andern Ende ist ein Lust- oder Küchengarten, und ein, zwey Stockwerke hohes, ansehnliches Lusthaus befindlich. Zur steten und genauen Aufsicht auf die Holländer sind verschiedne Beamte, Dolmetscher und Leute zur Wache bestellt. In drey Ecken stehen Wachhäuser, worin während der Zeit, da die Schiffe auf der Rhede liegen, Wache gehalten wird; nach ihrer Abreise wird bloß eins davon gebraucht. Die Wache geht wie eine Nachtwache, nicht nur bey Nachtzeit, sondern auch am Tage, verschiedne Mahl auf der Insel herum. Die Dolmetscher haben ein ansehnliches Haus, das ihr Collegium genannt wird, und wo die Handelszeit über, eine beträchtliche Anzahl, aber wenn keine Schiffe da sind, einer oder zwey, täglich sich aufhalten, die alle 24 Stunden von andern ordentlich abgelöset werden, welches gemeiniglich Nachmittags geschieht, damit die Abgehenden vor Abend zu Hause kommen können. Ein andres Haus ist für die Ottona (der Nahme sagt ungefähr so viel als Rapportir-Bürgermeister), deren sich, so lange die Handelszeit währt, mehrere hier versammeln, ausserdem aber nur einer oder zwey da sind. Sie werden, wie die Dolmetscher, abgelöset; haben die Aufsicht auf alles, was auf der Insel vorgeht, und müssen dem Gouverneur Bericht davon abstatten. In dem kleinen Bezirke dieser Insel müssen übrigens die Holländer ihre Zeit zubringen: eine Einschränkung, die denen, welche das Jahr über hier bleiben, nicht wenig lästig ist.

 Um

Um die Stadt her auf den Anhöhen und an den schönsten Stellen stehen Tempel in grosser Menge. Bey den Dörfern und Höfen in der Nachbarschaft der Stadt findet man meist auf den Anhöhen und am Wege eine grosse Menge in die Höhe stehender Grabsteine von allerhand Gestalten. Jedem Verstorbenen wird ein solcher Leichenstein errichtet. Vor diesen Steinen fand ich oft 1. oder 2. dicke Bamboröhre hingesetzt, die mit Wasser, Laub oder Blumen angefüllt waren. Die Steine sind zum Theil roh, sehr häufig aber mit Kunst gehauen, theils mit, theils ohne Inschrift, diese letztern auf einigen vergoldet, auf andern nicht. Der vielen in die Höhe ragenden Grabsteine wegen kann man diese Begräbnißplätze oft in sehr weiter Entfernung sehen. — An den Wegen traf ich auch hie und da grosse ausgegrabene Löcher an, worin der Landmann den Urin und den Unrath des Viehes sammelt. Dergleichen sammelt man hier mit vieler Sorgfalt, um hernach den Acker damit zu düngen, verursacht aber dadurch den Vorbeypaßirenden einen häßlichen und nicht selten unausstehlichen Gestank.

Ich brachte meine Zeit mit Sammlung, Untersuchung und Aufbewahrung von Insekten und Gewächsen, in dem Umgange mit den Dolmetschern, und, als ich erst Erlaubniß dazu hatte, mit Botanisiren zu. Die Dolmetscher nahmen bey mir Unterricht in verschiednen Wissenschaften, besonders in der Kräuterkunde und der Arzneykunst. Mir

machte diese Beschäfftigung Vergnügen, und sie bewiesen sich als wißbegierige und gelehrige Schüler. Verschiedne von ihnen hatten unter meiner Anführung eine ausgebreitete und einträgliche Praxis in der Stadt. Einige brachten mir verschiedne schöne, seltne, mir bis dahin ganz unbekannte, und diesem Lande eigne Gewächse, die sie theils durch ihre Freunde aus den inneren Provinzen bekommen hatten. Zugleich verschaffte ich mir durch ihre Hülfe allmählig zuverläßige Nachrichten, die Regierung, Religion, Sprache, Sitten, Haushaltung des Volks und dergleichen betreffend. Auch erhielt ich durch sie unterschiedliche Bücher und andre Seltenheiten.

Im October und November herrschten so wohl auf dem Schiffe, als zu Nangasaki Diarrhöen mit starkem Stuhlgangszwang (Tenesmus). Unter dem Schiffsvolke entstand diese Krankheit von der starken Tageshitze und nächtlichen Kälte. In der Stadt kam noch eine Ursache hinzu, nämlich das häufige Essen der Persimone oder Kaki (Diospyros Kaki), die um diese Jahrszeit reif ist und verkauft wird, angenehm schmeckt und mit gelben Pflaumen Aehnlichkeit hat.

Den 24. Oct. wurde das Holländische Schiff von der Stadt nach dem so genannten Papenberge gebracht. Hier sollte es vor Anker liegen und den rückständigen Theil der Ladung einnehmen. Meine Obliegenheit brachte es mit sich, mitzugehen und an Bord zu bleiben, bis mein Vorgän-

ger, der hernach mit diesem Schiffe nach Batavia gehen sollte, mich ablösen würde. Es wird nämlich, einige Tage nachdem das Schiff bey seiner Ankunft im Hafen sich vor Anker gelegt hat, vom Statthalter der Tag festgesetzt, da es wieder absegeln soll. Dieser Befehl muß schlechterdings befolgt werden, und wenn der Wind auch noch so stark, oder gar Sturm ist, muß das Schiff dennoch ohne Einwendung hinaus. Wir hatten heute auch in der That widrigen Wind, der so heftig wehete, daß das Schiff mit mehr als hundert grossen und kleinen Böten hinaus bogsirt werden mußte. Alle diese, in verschiedne lange Reihen gestellten, kleinen Fahrzeuge, die ein ungeheuer grosses Schiff durch Hülfe langer Taue fortschleppten, gaben einen gar sonderbar auffallenden Anblick; lustig war dabey das aufmunternde Freudengeschrey der mehreren hundert Japaner, die jene Böte ruderten.

Ehe das Schiff die Rhede verläßt, wird das zu Anfange ihm abgenommene Schießpulver, Gewehr und Bücherkasten wieder ausgeliefert. Auch werden die Kranken aus dem Hospitale vorher aufs Schiff gebracht. Mittlerweile das Schiff aussegelt, werden die Kanonen gelöset, um die Stadt und die Factorey, und hernach die beyden Kaiserlichen Wachen zu salutiren.

Unter dem Papenberge liegen auch die Chinesischen Fahrzeuge vor Anker, nachdem sie einen

Theil ihrer Ladung eingenommen haben, bis sie mit gutem Winde absegeln können.

Während der Zeit nun, da das Schiff hier liegen blieb, wurde der übrige Theil des Kupfers und des Kampfers, wie auch die den Privat-Personen gehörigen Waaren und andere Sachen umgeladen. Dies geschieht aber nur einen Tag um den andern. Alsdann müssen so wohl die Japanischen Beamten als die Dolmetscher diesen, eine ganze Meile langen Weg zu Wasser machen, um auf dem Schiffe zugegen zu seyn. Hier wird auch das, was das Schiff auf der Rückreise gebraucht, besonders Wasser in Menge, eingenommen. Wachschiffe liegen auch hier, um auf die Holländer Auge zu haben; größtentheils aber doch in ziemlicher Entfernung. Und da in dieser Gegend verschiedne grosse und kleine Inseln liegen, so dürfen die Holländer, ohne von den Japanern daran gehindert zu werden, mit ihrer Schaluppe, die sie nunmehr auch wieder bekommen haben, sich zu ihrem Vergnügen zu denselben hinrudern lassen. Verweilen sie aber lange daselbst, besonders auf den grossen unter diesen Inseln, die bewohnt sind, so kommen Wachschiffe nach, jedoch ohne daß die darauf befindlichen Beamten, die alsdann den Holländern nur Gesellschaft leisten, sie im geringsten hindern, umher zu gehen. Kommt man auf solchen Spatziergängen zu einem Dorfe, (die Dörfer sind zum Theil sehr groß), so strömt eine unglaubliche Menge Leute und Kinder herbey, die mit grossem Geschrey die in ih-

ren Augen gar sonderbaren Europäer beschauen, und sich vorzüglich über ihre grossen runden Augen lustig machen, und daher allezeit Hollanda O-me rufen.

Papenberg ist eine kleine Insel, die ganz bis an den Strand hin von einem spitzigen Berge bedeckt wird, der auf 2. Seiten so allmählich herab geht, daß man ihn da besteigen kann, welches gemeiniglich in Zeit einer Viertelstunde geschieht. Auf den beyden andern Seiten ist er sehr steil. Die Insel soll ihren Nahmen davon bekommen haben, daß die Japaner damahls, als sie die Christen und Portugiesen verjagten, wie man erzählt, viele von den Portugiesischen Mönchen von diesem Berge ins Meer gestürzt haben. Zur Seite von Papenberg liegt die Fischer-Insel, welche nur aus einem, wiewohl etwas länglich rundem Berge besteht, womit sie bis an den Strand bedeckt ist; sie ist wie jene ganz unbewohnt.

Nachdem ich verschiedne Monathe unter Papenberg mich am Bord hatte aufhalten müssen, wurde ich endlich im Anfange des Novembers von dem bisherigen hiesigen Arzte abgelöset, der nunmehr nach Batavia zurück gehen mußte, um mir, der ich die Absicht hatte, wenigstens ein Jahr hier zu bleiben, Platz zu machen.

Am ersten Jan. 1776 feyerten wir unsern Neujahrstag, und viele von den Japanern trugen dazu bey, ihn feyerlich zu machen. (Die Kälte war sehr stark und empfindlich; Schnee lag gar nicht). Gegen

Mittag kamen nach Gewohnheit die meisten von denjenigen Japanern, welche mit dem Holländischen Handel irgend etwas zu thun haben, als Ober- und Unter-Banjosen, Ottonas, Ober- und Unter-Dolmetscher, Aufseher, Vögte und dergleichen, nach der Factorey, um uns ein glückliches Neujahr zu wünschen. Sie hatten ihre Feyerkleider an, legten bey dem Chef einen feyerlichen Besuch ab, und wurden hernach von ihm zum Mittagsessen gebethen. Das Essen war meistentheils auf Europäische Art zubereitet, daher waren der Gerichte wenige, wovon die Japaner kosteten. Indessen ging doch alles darauf. Von der Suppe aßen alle; von den andern Gerichten aber, als: gebratenen Ferkeln, Schinken, Salat, Kuchen, Torten und anderm Backwerk, nahmen sie wenig oder nichts. Statt dessen wurde von jedem Gerichte ein Stück auf einen Teller gelegt, der, wenn er voll gepackt war, mit einem Blatte Papier, worauf der Nahme dessen, dem er gehörte, geschrieben war, zugedeckt, und nach der Stadt geschickt wurde. Dies geschah mehreremahl nach einander. Gesalzenes Fleisch und dergleichen, das die Japaner nicht essen, heben sie auf und brauchen es als Medicin. Eben so machen sie es mit gesalzner Butter, wovon ich ihnen oft auf ihr Bitten etwas mittheilte; sie machen Pillen daraus, und geben davon den Schwindsüchtigen und andern Kranken täglich eine gewisse Anzahl. Nach der Mahlzeit wird mit warmem Sakki (dem bekannten von Reiß präparirten Getränke) tractirt,

ctirt, das aus lackirten hölzernen Tassen getrunken wird. Bey dieser frohen und festlichen Gelegenheit läßt der Chef auch verschiedene Mädchen aus der Stadt nach der Insel bitten, deren Bestimmung ist, theils den Sakki-Trank zu serviren, theils zu tanzen und den auf der Insel bereits befindlichen Mädchen Gesellschaft zu leisten. Diese tractirten auch nach Mittage die Japaner mit verschiednen Gerichten des Landes, die auf kleinen viereckigen Tischen standen, welche sie mit künstlichen Fichtenbäumen geschmückt hatten, deren Blätter von grüner Seide gemacht, und hie und da mit kleinen Zöpfen weisser Baumwolle, die Schnee vorstellen sollten, bestreuet waren. Das Sakki bothen die Mädchen nie stehend, sondern nach Landessitte sitzend, an. Abends tanzten sie auf Japanische Art. Um 5. Uhr nahmen die Gäste ihren Abschied.

Dies war jedoch nicht das einzige Mahl, daß ich von den Töchtern des Landes welche zu sehen bekam. Denn da das weibliche Geschlecht bey den Japanern nicht eingeschlossen gehalten wird, war es mir sehr leicht, auf den Strassen in der Stadt und selbst in den Häusern sie in Augenschein zu nehmen.

Den 20. Januar wurde Geld für Rechnung der Holländer ausgezahlt, und alle ihre Aßignationen liquidirt, welches nur einmahl im ganzen Jahre geschieht. Zu diesem Ende fanden sich auf der Rent-Kammer in der Stadt Dolmetscher, Bediente, Kaufleute, Compradore und alle andre,

die

die etwas zu fordern hatten, ein. Jeder, der Geld empfangen soll, muß selbst zugegen seyn, sonst wird nichts für ihn ausgezahlt.

Den 7. Februar wanderte ich zum ersten Mahl in der Gegend der Stadt umher, um zu botanisiren, nachdem ich endlich so glücklich gewesen war, vom Gouverneur dazu die Erlaubniß zu erhalten. Mich begleiteten verschiedne Ober- und Unter-Dolmetscher, Ober- und Unter-Banjosen, Campradore, und eine grosse Menge Unterbediente. Dies zahlreiche Gefolge hinderte mich zwar nicht, auf allen Bergen und Hügeln nach Herzenslust umher zu streifen; machte aber meine Excursionen sehr kostbar. Denn meine Schuldigkeit war, ihnen gegen Abend, wenn sie müde waren, in einem Wirthshause etwas vorsetzen zu lassen, wovon die Kosten jedesmahl 16. bis 18. Thaler betrugen. Dessen ungeachtet bediente ich mich wöchentlich ein- oder zweymahl der erhaltenen Freyheit, bis die Reise nach dem Hofe des Kaisers den Anfang nahm.

Auf den Anhöhen vor der Stadt sah ich bey allen Dörfern ganze Strecken mit Erdäpfeln (Convolvulus edulis) bepflanzt, die locker und angenehm von Geschmack waren. Die Stauden lagen sammt den Stengeln und Blättern an der Erde, und hatten keine einzige Blume. Diese Erdfrucht ist weit wohlschmeckender und leichter zu verdauen, als die Kartoffeln, deren Bau man hier auch versucht hat, die aber nicht gut arten wollen. — Hin und wieder fand ich Wachholder (Iuniperus communis),

munis), der gewöhnlich im nördlichen Europa zu Hause ist: indessen war er nur selten; meistens traf ich ihn nahe an den Tempeln. — Die Kalmuswurzel (Acorus calamus) wächst hier auch, und zwar an nassen Stellen, wild. Wegen ihres starken aromatischen Geschmacks sehen die Japaner sie zwar als ein kräftiges Heilmittel an, kennen aber doch ihren rechten und eigentlichen Nutzen nicht. — Ferner wächst hier eine Art Ingber (Amomum Mioga), wiewohl nur an einigen wenigen Stellen, und sehr sparsam, wild. Die Wurzel ist ziemlich heiß und scharf, und beynahe so gut, als der gewöhnliche Ingber, statt dessen er auch von den Einwohnern bisweilen gebraucht wird. — Epheu stand an mehrern Orten im schönsten Grün. Anfangs schien er mir von dem gewöhnlichen Europäischen unterschieden zu seyn, denn er hatte sehr häufig ganze und ungetheilte Blätter. Hernach aber sah ich, daß er sich in Ansehung der Gestalt und Grösse der Blätter sehr veränderte. — Buchsbaum (Buxus sempervirens) ist nicht selten. Man trifft ihn so wohl wild als gepflanzt an. Von seinem feinen und schönen Holze macht man Kämme, die mit rothem Firniß überzogen, und vom Frauenzimmer zum Schmuck in den Haaren getragen werden. — Das Bamborohr (Arundo bambos), diese einzige Grasart, die zu der Höhe eines Baums hinan wächst, findet man an vielen Stellen, und von sehr ungleicher Höhe und Dicke. Die Wurzel davon wird hier, so wie auf andern Indischen

Inseln zu Atjar gebraucht, das heißt mit Eßig eingemacht. Die dicken Stämme gebraucht man Lasten zu tragen, und die einzelnen Zweige zu Pinselstielen, und zerschnitten zu Fächerstäben und mancherley anderm Behufe. — In der Nähe einiger Höfe und besonders bey den Tempeln, fand ich einen sonderbaren Busch, 3. bis 4. Ellen hoch, vom Geschlechte der Celaster (Celastrus alatus), der längs der Zweige hervor stehende, abgebrochne und zusammen geballte Kanten hat, und jetzt voll reifender Früchte stand. Man erzählte mir, die Freyer bedienten sich der Zweige, um sie vor der Thür desjenigen Hauses, wo sie sich eine Braut zu nehmen gedächten, zu befestigen. — Den bisamartigen Gänsfuß (Chonopodium scoparium) gebrauchen hier zu Lande einige als ein Arzneymittel. — Die Rosenpappel (Alcea rosea) und die Stockrose (Malva mauritiana) hat man hier ihrer grossen schönen Blumen wegen sehr häufig in den Gärten. — Die Pfeffermünze (Mentha piperita) wächst an vielen Stellen wild. — Die krause Basilie (Ocymum crispum), welche noch die Hügel schmückte, gebraucht man zu einem Thee (Infusum) gegen Erkältungen und Flüsse. Das Kraut giebt gekocht einen rothen Decoct, womit die Japaner die Rettiche und Rüben zu färben pflegen. — Von süssen Patatos (Dioscorea) wachsen mehrere Arten wild. Ich bemerkte aber nicht, daß sie zur Nahrung gebraucht werden, ausser eine Gattung, die im Systeme die Japanische heißt, deren wohlschmeckende Wurzeln

man in Scheiben schneidet und kocht. — Hanf wächst nicht nur wild, sondern man bauet ihn auch. — Von Spanischem Pfeffer traf ich 2. Arten, meistens gebauet, an. Die jährige Beißbeere Capsicum annuum) ist die gewöhnlichste. Die Japaner selbst machen wenig Gebrauch davon, sondern verkaufen sie gemeiniglich an die Sklaven auf der Factorey. Die andre ist das Capsicum grossum. Diese zieht man in Töpfen, hindert sie mit Gewalt, groß, und zwingt sie, ganz ungestalt zu werden; eine Gewohnheit, welche die Japaner, mehr als irgend ein ein andres Volk, bey vielen Gewächsen lieben. — Grosse Gartenbohnen (Vicia faba), Erbsen (Pisum sativum), nebst einigen Arten Türkischer Bohnen, nämlich die gemeine (Phaseolus vulgaris) und die gestrahlte (radiatus) traf ich bey den Bauern als allgemeine Gartengewächse an, welche sie nicht nur nach der Stadt, sondern auch nach der Holländischen Factorey zu Kauf brachten.

Zur Bedienung ihrer Person gebrauchen die Holländer ihre mitgebrachten Sklaven. Zu allen andern Diensten für sie aber sind Japaner bestellt, als Compradore, oder Schaffner von verschiedner Art, welche die Eßwaaren und was sonst in der Haushaltung gebraucht wird, herbey schaffen; Köche, die das Essen auf Holländische Weise zurichten; und Bediente, die zwar gebohrne Japaner und dabey keine Dolmetscher sind, aber doch das Holländische sprechen gelernt haben: von diesen letzteren bekommt der Chef vier, der Secretair einen

und

und der Doctor einen, welche zusammen die Reise nach Hofe machen. Hat man Handwerksleute aus der Stadt nöthig, so bekommen diese vom Gouverneur Erlaubniß nach der Insel zu kommen.

Die Holländer essen hier, so wie zu Batavia, viel Reiß, es wird aber doch zu ihrem Gebrauche in der Stadt Weitzenbrot gebacken, und täglich frisch nach der Insel gebracht.

Fischspeisen essen die Holländer hier häufig. Einige von den Fischen, die auf unsern Tisch kamen, schienen mir merkwürdig. Unter andern: ein Fisch aus dem Geschlechte der Umberfische (Sciaena), dessen Bauchflossen aus einer dicken, mit vielen Gräten versehenen Zacke bestehen, und dessen Haut sehr hart und knochenartig ist; die leztere wird abgezogen, und der Fisch gekocht: er hat festes und wohlschmeckendes Fleisch. Ferner hübsch aussehende Barsche mit 7. schmalen Strichen. — Auch isset man hier eine sehr grosse und dabey sehr längliche Art Austern, die hierzu Lande fallende Austern heissen, weil sie nicht wie andre an den Klippen fest sitzen. Sie schmecken gut; weil sie aber so groß sind, werden sie meistens gekocht oder gestobt, und mit etwas Brühe gegessen. — Ferner bereitet man hier etwas, das sich mit Kaviar vergleichen läßt, auch, wie dieser, roh gegessen wird. Es sieht wie ein Stück Käse aus. Ich hielt es für Fischrogen, den man eingesalzen, etwas gepreßt und hernach gedörret hatte. — Vor der Seeflasche (Tetrodon hispidus) muß man sich hier in Acht nehmen.

men. Er ist so giftig, daß er denen, welche davon essen, nicht selten den Tod zuzieht. Die Japaner haben ihm deswegen auch einen Nahmen gegeben, welcher so viel sagt, als dieser Fisch mache Norden dem Menschen zum Kopfkissen, weil unter ihnen der Gebrauch allgemein ist, daß, wenn jemand mit dem Tode ringt, der Kopf allezeit nach Norden gekehrt seyn muß.

Die Officiere, nämlich der Secretair, der Doctor und die Aßistenten bewohnen jeder 2. oder 3. schöne Zimmer, und zwar umsonst, ausser daß sie Tapeten, Meublen und Hausgeräth selbst anschaffen müssen. In den Packhäusern haben sie ihre Sachen liegen. Die Officiere speisen auch Mittags und Abends unentgeldlich beym Chef am Tische der Compagnie. Ihre gewöhnlichen Ausgaben betragen daher wenig, wenn sie nicht unter einander oft kostbare Gesellschaften halten und zu Abend tractiren.

In der Mitte des Octobers wurde es auf unsrer Insel schon empfindlich kalt, besonders rührte dies von den starken Ost- und Nord-Winden her, die jetzt weheten. Wir fingen daher nun auch schon an einzuheitzen. Dies hilft aber nicht sehr viel, weil weder Thüren noch Fenster recht dicht sind. Das Einheitzen selbst verrichteten wir mit Kohlen, die aus der Stadt gehohlt, und in einem grossen kupfernen Topfe mit breitem Rande mitten ins Zimmer gestellt wurden. Dies muß aber oft wiederhohlt

hohlt werden, weil das Zimmer dadurch jedesmahl nur auf einige Stunden warm wird.

Nun ist noch übrig, von dem hiesigen Handel der Holländer und Chineser einige Nachricht zu geben. Die Holländer und Chineser sind bekanntlich die einzigen Völker des Erdbodens, die Erlaubniß haben, mit ihren Schiffen hieher zu kommen, und hier Handlung zu treiben.

Seit 1641 sind die Holländer im Besitz des Japanischen Handels, jedoch unter stets steigenden Einschränckungen. Anfänglich wurde eine Summe festgesetzt, über welche der Belauf ihres jährlichen Handels nicht steigen sollte; Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurde die Zahl der Schiffe, welche Japan besuchen dürfen, gar auf 3. herunter gesetzt. Ueberhaupt ist seitdem die Freyheit der Holländer und die Anzahl ihrer Handelswaaren allmählig mehr und mehr vermindert, so daß man jetzt nicht mehr als ein Paar Millionen Gulden in dem hiesigen Handel anwendet, da vorher gewöhnlich für mehrere Millionen umgesetzt wurde. Im Jahr 1685 kam, nachdem die Flotte mit einer reichen Ladung im Hafen eingelaufen war, vom Hofe der strengste Kaiserliche Befehl, daß die Holländer zwar, der ihnen gegebnen Erlaubniß zufolge, alle und jede Waaren, nach Belieben, und in so grosser Menge als sie wollten, nach der Factorey einbringen dürften, daß aber von nun an jährlich für nicht mehr als 3000 Thails oder Thaler verkauft, sondern der Ueberrest bis zum folgenden Jahre aufbewahrt

wahrt werden sollte. Dies war ein sehr empfindlicher Stoß für ihren Handel. Ausserdem aber ersann ein den Holländern eben nicht günstiger Gouverneur noch zwey andre Mittel, den Gewinn, welchen sie von ihren Waaren haben konnten, noch mehr zu vermindern, einen Theil davon den Beamten der Stadt zufliessen lassen, und den Einwohnern selbst auch einen sehr ansehnlichen Vortheil zuzuwenden. Der eine Kunstgriff bestand darin, daß die Kaufleute, welche Holländische Waaren kauften, davon, ehe sie wieder verkauften, gewisse Procente, 15. und darüber, als eine Abgabe an die Stadt entrichten sollten. Dies Geld heißt Fannagin (Blumengeld) und wird unter die Magistrats-Personen und Bürger vertheilt. Weil nun diese Abgabe hernach auf die Waaren geschlagen werden mußte, so war die natürliche Folge, daß die Japanischen Kaufleute nicht mehr so viel als sonst dafür bezahlten, und die Holländer einen beträchtlichen Verlust erlitten. Der andre war der, daß der Werth des Geldes für die Holländer erhöhet wurde, so daß ein Kobang, der sonst im Lande allgemein 60 Mas gilt, ihnen zu 68 berechnet wurde. Dadurch verlohren sie auf jeden Kobang 8 Mas, und dieser Verlust wurde ein bedeutender Gewinn für die Stadt, ihre Einwohner und einige ihrer Beamten. Wenn also die Compagnie das Recht hatte, für 300000 Thail von ihren Waaren zu verkaufen, so bekam sie in der That nicht mehr als den Werth von 260000 Thail dafür. Die fehlenden 40000 Thail wurden daher den Particu-

ticuliers, welche bisher ihre Waaren in beliebiger Quantität und zu dem möglichst hohen Preise hatten verkaufen dürfen, zugelegt; so daß diese Summe unter die Chefs, Kaufleute, Schiffs-Capitaine, Aßistenten und andre vertheilt wurde. Auch für die Particuliers war der Japanische Handel vor diesem viel einträglicher als nun. Er brachte ihnen so viel ein, daß man nur vorzügliche Günstlinge als Chefs hieher schickte; und wenn ein Chef 2. Reisen hieher gemacht hatte, hielt man ihn für so reich, daß er von seinen Kapitalien leben könne, und einem andern Platz machen müsse. Nunmehr kann ein Chef die Reise verschiedne Mahl machen; sein Glück ist doch nicht mehr beneidenswerth, und seinen Gewinn schätzt man sehr geringe.

Jetzt schicken die Holländer jedes Jahr nicht mehr als 2. Schiffe hieher, die zu Batavia im Junius ausgerüstet werden, und gegen Ende des Jahrs dahin zurück kommen. Kupfer und roher Kampfer sind die vornehmsten Handelswaaren, welche die Compagnie hier aufkauft und ausführt. Das Kupfer beträgt den größten Theil. Es wird für besser, goldhaltiger und feiner, als alles andre Kupfer gehalten. Die Holländer verkaufen es meistentheils auf der Küste Koromandel, und zwar mit gutem Vortheile. Es ist allezeit in Stangen oder Stäben, die einen halben Fuß lang und einen Finger dick, auf der einen Seite flach, auf der andern rund erhaben sind, und eine schöne glänzende Farbe haben. Jeder wiegt ungefähr $\frac{1}{3}$ Pfund. Diese Stäbe werden

in breterne Kisten, jede zu einem Pickel oder 125 Pf. gepackt, und jede Schiffsladung besteht aus 6 bis 7000 solcher Kisten. Nächst Kupfer wird auch roher Kampfer in Menge ausgeführt; man packt ihn in hölzerne Fässer. Das übrige besteht in grossen seidnen Schlafröcken, die mit seidnen Watten unterlegt sind, etwas wenigem Porcellan, Soja, eingemachten Früchten und dergleichen. Das Kupfer wird aus entlegnen Gegenden des Landes hieher gebracht, und in einem besondern Packhause verwahrt. So bald ein Theil der Ladung des Schiffes gelöschet ist, wird mit Einschiffung des Kupfers angefangen. Es wird alsdann in Gegenwart Japanischer Beamter und Dolmetscher, und Holländischer Supercargeure und Aßistenten gewogen, und in den oben beschriebnen Kisten von Japanischen Knechten (Kuli) nach der Brücke getragen, von da es weiter an Bord geschafft wird. Beym Tragen gehen allezeit einige Matrosen mit, die darnach sehen müssen, daß die Träger unterweges nichts stehlen; denn das thun sie, wenn sie können, so viel lieber, da sie das gestohlne Kupfer an die Chineser verkaufen können, welche es besser, als die Holländer bezahlen. Das Porcellan wird in Stroh gepackt, und zwar so gut und fest, daß auf der Reise selten etwas davon beschädigt wird. Bekanntlich ist dies Porcellan gar nicht schön, sondern plump und dick, und die Mahlerey taugt vollends nichts. In diesen Stücken kommt es also mit dem Chinesischen, das von Canton gebracht

wird,

wird, sehr überein, es hat aber doch den Vorzug vor diesem, daß es von der Hitze, so gar von glühenden Kohlen, nicht leicht springt. — Folgende Sachen dürfen, einem sehr strengen Verbotte gemäß, gar nicht, weder von Privat-Personen, noch von der Compagnie, ausgeführt werden: Japanisches Geld, Japanische Landkarten und Risse von Städten, und Japanische Bücher, besonders solche, die Nachrichten vom Lande und dessen Regierung enthalten; ferner alle Arten von Waffen und Gewehr, insonderheit aber ihre vortreflichen Säbel, die an Güte und Stärke, so wie an Werth, alle Säbel, die sonst irgendwo verfertigt werden, übertreffen. — Die Waaren, welche dies Jahr von Particuliers gekauft und mitgenommen wurden, bestanden meistens in grossen braunen irdenen Kruken, worin sich das Wasser gut hält; Soja in irdenen Gefässen; Sakki; Fächern; Japanischen seidnen weiten oder Schlafröcken; lackirter Arbeit von verschiedner Art; grobem und feinem gemahlten und weissen Porcellan; schmalen seidnen Zeugen und Sowas-Arbeit; auch feinem, in papiernen Paketen pfundweis eingepacktem, Reiß.

Unter den Waaren, welche die Officiere dies Jahr zum Verkauf nach Japan brachten, war besonders Kampfer, feines Rohr, Schildkröten-Schalen, Hörner von Einhornfischen (Monondon monoceros) oder so genanntes Einhorn (Unicornu verum), Glaswerk, grosse und kleine Taschenuhren, Chitze, Safran, Theriak, Lakritz, Ninsiwur-

zel, und Nürnberger Arbeit, als Spiegel und dergleichen. Auch hatten sie Holländische Bücher aus verschiednen Wissenschaften mitgebracht; diese wurden aber nicht sowohl in der gewöhnlichen Auction verkauft, als vielmehr mit ansehnlichem Gewinn an die Dolmetscher gegen andre Sachen vertauscht.

Wenn alle von den Holländern mitgebrachte, sowohl der Compagnie, als Privatpersonen gehörige Waaren visitirt, und nach den Packhäusern gebracht sind, und den Kaufleuten im Lande Nachricht davon gegeben ist, so wird mit dem Verkauf derselben der Anfang gemacht. Vor diesem wurden die Waaren in öffentlicher Auction verkauft. Jetzt geschieht es auf folgende Art: Die Kaufleute besehen im Hause des Gouverneurs zu Nangasaki Proben von allen Waaren, und thun darauf ihr Geboth, sowohl in Ansehung der Quantität, die sie haben wollen, als des Preises. Hernach kommen sie selbst oder ihre Commissionaire nach der Insel, um sie mehrere Tage hindurch in den Packhäusern noch genauer in Augenschein zu nehmen. Darauf zeigen gewisse dazu ernannte Commissarien den Holländern ohne zu fragen, was sie für ihre Waaren begehren, an, wie viel sie für jede Sorte geben wollen. Das erste Geboth pflegt sehr geringe zu seyn: kann es nicht angenommen werden, so wird zum zweyten Mahl etwas mehr gebothen. Wird auch dieses geweigert, so biethen sie zum dritten Mahl. Ist der Verkäufer hiemit noch nicht zufrieden, so wird gefragt, was er für seine Waare

ver-

verlangt. Dieser pflegt alsdann zu überbieten, damit die Käufer noch etwas abdingen können. Ist es nun den Japanern darum zu thun, so wird gemeiniglich von ihnen noch etwas zugelegt, und von jenen etwas abgelassen. Wenn nicht, so wird die Waare entweder bis zum folgenden Jahre aufbewahrt, oder nach Batavia zurück genommen. Die Japaner biethen allezeit nach Mas und nicht nach Katje, zum Exempel für ein Mas Einhorn acht Mas Silber, und dergleichen. Nach geschloßnem Handel werden die Waaren gewogen und nach der Stadt gebracht, wo jene Aufkäufer sie an die Kaufleute im Lande theuer wieder verkaufen. Dieser öffentliche Verkauf heißt Kambang, welches ungefähr so viel als bey uns Markt bedeutet.

Einhorn wurde dies Jahr auf dem Kambang ziemlich theuer verkauft. Vor diesem wurde es gewöhnlich heimlich herein gebracht, und mit unglaublichem Vortheil abgesetzt. Die Japaner haben eine übertriebne Meinung von dem medicinischen Nutzen desselben in Verlängerung des Lebens, Stärkung der Lebensgeister und des Gedächtnisses, und Heilung aller Krämpfe. Dieser Handelszweig ist den Holländern erst vor einiger Zeit, und zwar durch einen Zufall bekannt geworden. Ein nach Europa zurückgegangner Chef des hiesigen Handels schickte einem seiner Freunde unter den Dolmetschern nebst andern Seltenheiten ein grosses und schön gewundnes Grönländisches Einhorn, und dieser Mann wurde durch den Verkauf desselben ein

ungemein reicher Mann. Seit dieser Zeit haben die Holländer aus Europa alles nur aufzutreibende Einhorn verschrieben, und in Japan sehr viel darauf gewonnen. Im Anfange wurde jedes Katje oder $\frac{5}{4}$ Pfund für 100 Kobang oder 600 Thaler verkauft, hernach ist der Preis allmählig bis 70, 50 und 30 Kobang gefallen. Da dies Jahr der weite Rock des Capitains abgelegt werden mußte, und nichts heimlich eingebracht werden konnte, sah man sich genöthigt, alles auf dem Kambang zu verkaufen, da jedes Katje zu 136 Thaler angebracht wurde, 1 Mas Japanisches Silber für 8 Mas und 5 Coederyn Einhorn gerechnet. Konnte man auf dem Schiffe ein oder andres Einhorn heimlich verkaufen, so wurde es mit 15 bis 16 Kobang bezahlt. Die 37 Katje, 4 Thail und 6 Mas Einhorn, die ich mitgebracht hatte, wurden mir daher mit 5071 Thail und 1 Mas gut bezahlt, und ich kam dadurch in Stand, meine vorher gemachten Schulden zu bezahlen und zugleich auf meine Lieblingswissenschaft hier 1200 Thaler zu verwenden.

Die Ninsiwurzel, welche bey den Japanern Nisi und bey den Chinesern Som heißt, wird hier nicht weniger theuer bezahlt. Die Chineser sind die einzigen, welche die ächte und unverfälschte Sorte davon hieher bringen. Sie wächst im nördlichen Theile von China, hauptsächlich in Corea. Eine unächte Gattung bringen die Holländer nicht selten her. Diese wird gebraucht, die ächte zu verfälschen

und

und zu durchmengen. Man sagt, daß die Franzosen sie aus Amerika nach China bringen, und vielleicht ist es die Ginsengwurzel. Die ächte Ninsi wurde dies Jahr das Katje für 100 Kobang verkauft, wenn sie groß und von alten Wurzeln war. Die kleine war wohlfeiler. Die unächte, wovon die besten Stücke die zweygespaltnen und weissen sind, ist hier als Contrebande scharf verbothen; sie darf für keinen Preis verkauft, sondern muß, um allem Unterschleife und Betruge vorzubeugen, ganz und gar verbrannt werden.

Das Kambang-Geld, oder die Summe, welche man für die gleichsam auf dem Markte verkauften Waaren zu gut hat, wird nie in baarer Münze ausgezahlt, (denn Geld darf nicht aus dem Lande gebracht werden), sondern man assignirt nur darauf, und zieht Wechsel auf alles, was man nicht nur das Jahr über, sondern auch hernach, auf dem Markte der Insel kauft. Dies Kambang-Geld ist, wie man es zu nennen pflegt, viel leichter, oder am Werth geringer, als baares Geld, so daß man mit diesem Gelde, das man assignirt, alles beynahe doppelt bezahlen muß. Alle durch solche Assignationen gemachte Kambang-Rechnungen werden nicht eher, als wenn die Japaner Neujahr haben, bezahlt. Ehe die Schiffe absegeln, wird eines jeden Rechnung aufgesetzt und im Collegium der Dolmetscher vorgezeigt und acceptirt, worauf die Bücher abgeschlossen werden. Alles was man nach Neujahr nöthig hat, nimmt man auf Credit für das ganze folgende Jahr.

Wenn

Wenn die Holländer hier nicht für baares Geld kaufen oder verkaufen, so ist ihr Handel nicht viel anders als ein Waaren-Tausch. Zu diesem Ende wird vierzehn Tage vor Musterung des Schiffs und seiner Abreise nach Papenberg gleichsam ein Markt gehalten, da gewisse Kaufleute mit Erlaubniß des Gouverneurs und gegen eine gewisse Abgabe ihre Waaren dahin bringen und in aufgeschlagnen Buden zu Kauf haben.

Ausser dem Chef, der jährlich abgelößt wird, bleiben nach Abgang der Schiffe zwölf bis dreyzehn Europäer, die Sklaven nicht gerechnet, hier, und von diesen machen drey die Reise nach dem Hofe des Kaisers zu Jedo.

Die Chineser haben seit den ältesten Zeiten nach Japan Handel getrieben, und sind vielleicht das einzige Asiatische Volk, das dies je gethan hat. Vor Zeiten liefen sie mit ihren Fahrzeugen im Hafen Osakka ein, so gefährlich er auch seiner Klippen und Sandbänke wegen ist. Die Portugiesen lehrten sie zuerst den Weg nach Nangasaki, wo sie nunmehr allezeit einlaufen müssen. Anfangs stieg die Zahl ihrer Kauffahrtey-Schiffe auf 100. bis 200, davon jedes mit 50 Mann und drüber bemannt war. Obgleich die Chineser die nächsten Nachbarn der Japaner sind, unterscheiden sie sich doch in verschiednen Stücken von ihnen. Jene tragen Busaronen, oder ein weites Wamms und weite lange Hosen; diese gehen allezeit in weiten Röcken wie unsre Schlafröcke. Jene brauchen Stiefeln von Leinwand und Schuhe

mit

mit Oberleder; diese gehen mit blossen Beinen, und haben nur Socken und Sohlen an. Ihrer beyder Sprache ist eben so wesentlich verschieden, als ihre Grund-Religion. Dagegen sind sie einander an Farbe und Bildung gleich; sie schreiben auf Eine Art, und haben mehrere Religions-Secten und Sitten gemein. Auch sind von alten Zeiten her Auswanderungen von China nach Japan geschehen, besonders nach den südlichen Inseln, die Liquejo heissen, und unter Japanischer Herrschaft stehen, aber doch dem Kaiser in China jährliche Geschenke geben.

Die Freyheit, deren sie hier ehemals im Handel genossen, ist ebenfalls jetzt sehr eingeschränkt, seitdem man sie im Verdacht hat, sie möchten den katholischen Missionairen in China ergeben seyn, und seitdem sie die Unvorsichtigkeit begangen haben, in China gedruckte, katholische Bücher nach Japan zu bringen. Heutiges Tages werden sie eben so argwöhnisch und strenge, und in einigen Rücksichten noch strenger, als die Holländer behandelt. Man schließt sie auf eine kleine Insel ein, und visitirt sie genau, wenn sie kommen und weggehen. Indessen haben sie den Vorzug vor den Holländern, daß sie in der Stadt zur Verrichtung ihres Gottesdienstes einen Tempel haben und besuchen dürfen, auch zu täglichen Ausgaben Japanische Münze haben, weswegen sie auch am Thore das, was sie zu ihrem Unterhalte gebrauchen, selbst kaufen können. Wenn ein Fahrzeug von China hier angekommen, und im Hafen vor Anker gegangen

ist,

ist, werden alle Leute, die es an Bord hat, ans Land gebracht, und sie dürfen sich von der Zeit an mit dem Schiffe gar nicht eher wieder befassen, als bis alles zur Abreise fertig ist. Die Japaner laden selbst alles aus, und bringen hernach das Schiff näher ans Land, wo es während der Ebbe ganz trocken auf dem Grunde liegt. Im folgenden Jahre laden sie ihnen andre Waaren wieder ein.

Den Chinesern wird nicht verstattet, eine Reise an den Kaiserlichen Hof zu machen. Hiedurch ersparen sie ansehnliche Summen, welche die Holländer theils auf der Reise, theils zu Geschenken an den Hof und die Vornehmern anwenden müssen. Japanische Dolmetscher haben sie bey ihrer Handlung eben so nöthig, als die Holländer, weil ihre Sprache von der Japanischen so sehr abweicht, daß beyde Völker einander nicht verstehen.

Die Chineser dürfen zwar eine doppelt so grosse Summe, als die Holländer, hier verhandeln; allein da ihre Reise hieher weder so weit noch so gefährlich ist, so hat man sie auch genöthigt, zum Vortheil der Stadt Nangasaki viel mehr beyzutragen, als jene. Sie müssen an 60 Procent Fannagin oder Blumengeld bezahlen. Zoll und andre Abgaben fordert man aber auch von ihnen nicht.

Ihre Waaren, welche gemeiniglich auf siebzig Schiffen hieher gebracht werden, verkaufen sie jährlich zu drey verschiednen Mahlen. Der erste Markt ist im Frühlinge, da sie die Ladung von zwanzig; der zweyte im Sommer; da sie die von dreyßig;

und

und der letzte im Herbste, da sie die von den übrigen zwanzig Schiffen verkaufen. Kommen in einem Jahr mehr, als so viele Schiffe, so müssen die überzähligen zurücksegeln, ohne einmahl etwas ausladen zu dürfen. Der gröste Handel der Chineser besteht in roher Seide, und verschiednen Droguen, die zu Medicamenten eingebracht werden, als Ninsiwurzel, Terpenthin, Myrrhe, Kalumbakholz; ingleichen Zink nebst einigen gedruckten Büchern, die aber erst die Censur zweyer Gelehrten passiren müssen, ehe sie verkauft werden.

Obgleich ihre Reisen hieher weit weniger kostbar sind, als die der Holländer, und sie auch nicht nöthig haben, hier einen Directeur und andre Bedienten zum Behuf der Handlung zu halten, so ist doch ihr Gewinn wegen der mehreren Prozente, die ihnen abgezogen werden, viel geringer, als der Gewinn der Holländer. Und da sie nunmehr auch kein baares Geld mitnehmen dürfen, müssen sie ebenfalls Japanische Waaren aufkaufen, um sich bezahlt zu machen, als: Kupfer, lackirte Arbeit und dergleichen.

Wenn ihre Fahrzeuge die völlige Ladung haben und zur Abreise fertig sind, werden sie von einer Menge Japanischer Wachtschiffe nicht nur aus dem Hafen, sondern auch eine gute Strecke weit in die offne See begleitet, um zu hindern, daß sie ja nichts von den Waaren, die sie unverkauft wieder mitnehmen müssen, an Schleichhändler verkaufen können.

Die Chinesischen Fahrzeuge sind dünn und leicht gebauet, sehr hoch und mit noch höhern Gallerien versehen, die an den Enden, besonders am Vordertheile, sehr in die Höhe ragen. Nach hinten sind sie sehr offen. Steuer und Segel sind groß und unbehülflich.

Unter den Droguen, welche die Chineser als Arzneymittel hieher bringen, ist auch etwas, wovon die Japaner glauben, es sey des Sommers ein kriechender Wurm, des Winters aber ein Gewächs. Selbst die Dolmetscher stehen in diesem Wahn. Zuerst verschaffte ich mir eine Abbildung davon, und hernach die Drogue selbst. Da sah ich denn deutlich, daß es nichts anders war, als eine Schmetterlings-Larve, die gegen die Zeit ihrer Verwandlung in eine Puppe, in die Erde gekrochen war, und sich da an die Wurzel eines Gewächses fest gesetzt hatte.

Reise von Dezima nach der Kaiserlichen Residenz-Stadt Jedo.

Die Gesandtschaft selbst macht die Reise nach Jedo zu Lande. Ein grosser Theil Sachen aber wird zur See nach Simonoseki, Fiogo und andern Oertern geschickt. Wir luden daher in ein ziemlich grosses Fahrzeug verschiedne Kisten mit Wein auf Bouteillen, Liqueuren, Bier auf Bouteillen, allerley Hausgeräth und einige leere Kisten zum Einpacken der im Lande zu kaufenden Handelswaaren. Dies Fahrzeug sollte zuerst nach Simono-

monoseki gehen, und nach unsrer Ankunft daselbst auch unsre Personen nach Fiogo überführen. Hierauf besorgten wir die mitzunehmenden Geschenke, die in Tuch von verschiedner Farbe und Feinheit, in Chitsen, seidnen Zeugen und dergleichen bestanden. Diese Geschenke waren für den regierenden weltlichen Kaiser, den Kronprinzen, die Reichsräthe und andre vornehme Herren am Hofe bestimmt. Wir packten sie in grosse Kasten; wagten es aber nicht sie Wind und Wellen Preis zu geben, sondern sie mußten den ganzen Weg eine Strecke von 320 Meilen getragen werden.

Den 25. Febr. ging unser Chef, von einigen Supercargeuren, Assistenten und Dolmetschern begleitet, nach der Stadt, um vom Gouverneur Abschied zu nehmen. Einige Tage darauf wurden unsrer aller, welche die Reise mitmachen sollten, Kasten und Koffer, die Medicin-Kiste nicht ausgenommen, auf der Insel visitirt, und sogleich hernach von unsern Zimmern nach einem Packhause gebracht, wo sie bis zum Tage der Abreise versiegelt stehen blieben.

Den 4. Merz 1776 begab sich die Ambassade von der Insel Dezima auf den Weg. Der 15. oder 16. Tag im ersten Monathe des Japanischen Jahres, ist zum Antritt dieser Reise ein für allemahl fest gesetzt. Holländer, welche sie machten, waren nur drey: der Ambassadeur als Chef der Handlung, Herr Feith; ich als Doctor oder Legations-Medicus; und ein Secretair, Nahmens Köh-

ler. Der übrige Theil unsrer ansehnlichen beynahe aus 200 Menschen bestehenden Gesellschaft waren alle Japaner: Beamte, Dolmetscher, Bediente, Aufwärter.

Ein Banjos war abseiten des Gouvernements zu Nangasaki Anführer der ganzen Reisegesellschaft, und hatte den Befehl in allen Stücken. Er wurde in einem grossen Norimon getragen, und vor ihm her trug man eine Picke zum Zeichen seiner Würde und Befehlshaberschaft. Zur Ausführung seiner Befehle waren verschiedne Unter-Banjosen verordnet. Der oberste Dolmetscher (gemeiniglich ist es ein bejahrter Mann) wurde in einem Kango getragen. Dieser ist auf der Reise Verwalter der Casse, besorgt und veranstaltet alles, was zur Reise gehört, bezahlt im Nahmen der Holländischen Compagnie alle Kosten, und zwar meistentheils mit so genauer Sparsamkeit und Vorsicht, daß er selbst dabey ansehnlich gewinnt, und eine solche Reise allezeit für sehr einträglich gehalten wird. Um das Essen für den Ambassadeur und die an seiner Tafel essenden Holländer zuzurichten, gehen zwey Japanische Köche von der Factorey mit. Ferner werden sechs Japanische Bediente, die Holländisch sprechen, zur Aufwartung für die Holländer mitgenommen, ausser denjenigen, welche der Gouverneur zu ihrer Bedienung mitschickt, die aber die Holländische Sprache nicht verstehen. Die Köche reiseten allezeit eine Meile voraus, um das Essen fertig zu haben, wann wir in der Herberge ankämen.

kämen. Sie nahmen zugleich den nöthigen Proviant, einen Feldtisch, drey Feldstühle, Tischtuch, Servietten und Tischgeräth mit, welches alles wir in Ordnung fanden, sowohl wenn wir zu Mittage als zu Abend eintrafen. Mit den Köchen gingen ausser den Männern, welche diese Sachen trugen, einige Schreiber, um in unserm Logis das Nöthige für die ganze Suite zu besorgen, und die Ausgaben anzuschreiben.

Der Ambassadeur, der Arzt und der Secretair, reiseten sämmtlich in grossen, schönen, lackirten Norimon. Zu Kämpfers Zeiten mußten die beyden letzteren reiten, und Kälte, Regen und Wind sich gefallen lassen. Die Norimon oder Portchaisen sind aus dünnen Bretern und Bamborohr verfertigt, länglich viereckig, und sowohl vorn als zu beyden Seiten mit Fenstern versehen. Die Seitenfenster sind in der Thür befindlich, deren auf jeder Seite eine ist. Ueber die Decke geht eine lange eckige Stange, womit dieser Tragsessel von den Trägern auf der Schulter getragen wird. Er ist so geräumig, daß man mit Bequemlichkeit darin nicht nur sitzen, sondern auch, wiewohl mit etwas zusammen gezognen Füssen, liegen kann. Auswendig ist er mit mancherley Zierrath geschmückt, und inwendig mit Sammet und seidnen Stoffen aufs kostbarste überzogen. Auf dem Boden liegt eine, mit Sammet überzogne, Matratze. Hinten und auf beyden Seiten hängen längliche ebenfalls mit Sammet überzogne Kissen. Auf dem Sitze liegt

 ein

ein rundes, in der Mitte mit einem Loche versehenes Polster. Auch findet man eine los liegende dünne Decke, gleichfalls von Sammet, oder andern kostbaren Zeuge, zu beliebigem Gebrauch. Vorn sind ein oder zwey Breter, um Schreibkasten, einige Bücher und andre Kleinigkeiten hinzusetzen. Die Seitenfenster kann man niederlassen, wenn man frische Luft schöpfen will; und will man nicht gesehen werden, so kann man sie mit seidnen Gardinen und einem Rouleau von Bamborohr zumachen. In dieser Sänfte reiset man mit vieler Bequemlichkeit, und das lange Sitzen darin ermüdet selten. Die Zahl der Träger, welche sie auf ihren Schultern tragen, richtet sich nach Stand und Würde dessen, der darin sitzt: ihrer sind von 6 bis 12, und darüber; sind ihrer mehrere, so gehen einige los zu beyden Seiten, um sich von Zeit zu Zeit abzulösen. Oft singen die Träger, um alle gleichen Schritt zu halten.

Diejenigen von unsern Sachen, die nicht zu Schiffe weggeschickt waren, wurden theils von Pferden, theils von Leuten getragen, nehmlich unsre kleinen Kleiderkoffer, Leuchten, ein Vorrath Wein zum täglichen Gebrauche, Bier und dergleichen, nebst einem Japanischen Geräthe zu Theewasser, worin man dasselbe sogar während des Marsches kocht, und immer so oft man davon gebrauchen will, zur Hand haben kann. Wir Europäer bedienten uns indessen selten dieses den Magen erschlaffenden Getränks, und tranken lieber ein Glas

rothen

rothen Wein oder Holländisches Bier, von welchen beyden wir stets eine Bouteille bey uns führten, die wir, nebst einer länglichen lackirten Büchse, worin ein eben so längliches doppeltes Butterbrot steckte, zu den Füssen in unsern Norimon stehen hatten. Jeder wer hier im Lande reiset, führt allezeit sein Bett mit sich; dies mußten auch wir auf der ganzen Hin- und Herreise thun. Und da zur Behauptung des Ansehens der Holländischen Compagnie, die Pracht in allem groß seyn muß, so mußten auch unsre Bettdecken, Kissen und Matratzen mit dem kostbarsten durchbrochnen Sammet und seidnem Stoffe überzogen seyn. Die Japaner, welche entweder zu Fuß gingen, oder den Weg zu Pferde machten, waren mit einem kegelförmigen, unter dem Kinn fest gebundnen Hute; einem Fächer, einem Sonnen- oder Regenschirme; und zum Theil mit einem Regenmantel versehen, der aus in Oehl getränktem Papier verfertigt, sehr weit, und wie eine Feder leicht war. Die, welche zu Fuß wandern mußten, als: Knechte, Aufwärter und dergleichen, hatten sich auch mit dünnen Kamaschen und verschiedenen Paaren stroherner Schuhe versorgt, und ihre weiten, unsern Schlafröcken ähnliche, Röcke aufgeschürzt.

Diese zahlreiche Caravane gab in der That einen schönen Anblick. Uns Europäern begegnete man mit eben der Achtung und Ehrenbezeugung, wie den Grossen des Landes selbst. Dabei sorgte man so für unsre Sicherheit in jeder Rücksicht,

 daß

daß uns unmöglich ein Unfall begegnen konnte, und bediente uns so, daß wir uns um nichts mehr zu bekümmern hatten, als ein Kind, das an der Mutter Brust liegt. Unsre ganze Beschäfftigung bestand darin, zu essen, zu trinken, zu schlafen, uns aus- und anzuziehen, zu unserm Vergnügen zu lesen oder zu schreiben, und uns tragen zu lassen.

Als wir bey der Brücke, welche die Stadt Nangasaki mit der Factorey verbindet, an die Wache kamen, wurden wir sehr genau visitirt, unsre Koffer und andre Sachen aber, die vorher untersucht und versiegelt waren, gingen jetzt frey durch. Zugleich wurden wir von den auf der Factorey befindlichen Holländern, und denjenigen Japanern, welche daselbst im Dienst standen, oder etwas zu thun hatten, und eine grosse Anzahl ausmachten, durch die Stadt begleitet. Die letzteren gaben uns bis zu einem draussen vor der Stadt stehenden Tempel das Geleit, wo wir eine Weile ausruheten, und unsre muntre Gesellschaft mit Satti tractirten. Als wir hernach unsre Reise von hier weiter fortsetzten, hatten alle diese Japaner, welche sich nun von uns trennen sollten, sich zu beyden Seiten des Weges, den wir zu nehmen hatten, mehr als eine halbe Meile in die Länge, haufenweise, nach Stand, Rang und Würden, hingestellt, welches von uns mit Recht als die gröste Ehre angesehen wurde. Es waren die Ottona der Stadt und der Insel, Ober- und Unter-Dolmetscher, nebst Dolmetscher-Lehrlingen, Ober- und

Unter-Compradore, Ober- und Unter-Banjosen, Kuli und viele andre, die mit den Holländern in einiger Verbindung standen.

Am ersten Tage reiseten wir bis Isafaga, wo wir das erste Nachtlager bekamen. Dieser Weg betrug 7 Meilen, oder eben so viele Stunden.

Zu Jagami, wo wir zu Mittag assen, wurden wir von unserm Wirthe auf eine so höfliche und dienstfertige Art aufgenommen, als ich es bisher an keinem Orte der Welt erfahren hatte. Es ist hier zu Lande allgemeine Sitte, daß der Wirth den Reisenden eine Strecke entgegen kommt, sie mit den tiefsten Ehrenbezeugungen willkommen heißt, und darauf sich geschwind wieder nach Hause begiebt, um seine ihm nachkommenden Gäste eben so ehrerbietig in Empfang zu nehmen. Als wir im Hause angekommen waren, brachte man uns auf einem kleinen niedrigen viereckigen Tische ein unbedeutendes Geschenk, darauf Thee, und Tobak und Pfeifen; der letztern bedienten wir uns nicht. Dann führte man uns in die für uns zurecht gemachten Zimmer, wo wir das zubereitete Mittagsessen und Kaffee uns gut schmecken liessen, dann unsre Pfeifen ansteckten, und uns wieder auf den Weg machten.

Auf Rechnung der Compagnie bekamen wir hier funfzig Japanische Thail, welche ungefähr eben so viel Holländische Thaler betragen, um damit die kleinen Ausgaben zu bestreiten, die einem jeden von uns unterweges zustossen möchten, und

so genau berechnet waren, daß davon nichts übrig bleiben konnte. Dies war die erste Japanische Münze, die in unsre Hände kam. Die erste Ausgabe bestand in Neujahrsgeschenken an unsre Aufwärter und Knechte auf Dezima, und auch an unsre Norimons-Träger, welche für meinen Theil über 10 Thaler betrugen.

Am folgenden Tage gingen wir über Omura nach Sinongi, wo wir übernachteten. Heute waren wir 8 Meilen gereiset. Am Tage darauf kamen wir nach einem Wege von zehnthalb Meilen, über Orissino und Swota nach dem Orte unsers Nachtlagers Otsinsu.

Zu Orissino ist ein schwefelhaltiges siedend heisses Bad, das eingeschlossen, und mit einem schönen und bequemen Hause für die Kranken versehen ist. Das heisse Wasser wird nach verschiednen Stellen hingeleitet, wo die Kranken sowohl dieses, als kaltes Wasser, welches durch Kunst hieher getrieben wird für sich abzapfen können. Ausserdem sind verschiedne Einrichtungen zum Ausruhen nach dem Baden und zum Spatzierengehen vorhanden. Alles ist sehr nett und reinlich.

Swota ist der sehr grossen Krüge wegen, die da verfertigt werden, (gewiß die allergrößten in der Welt), merkwürdig. Sie sind von braunem Thon, sehr gut gebrannt, und so groß, daß sie mehrere Zuber enthalten. Die Holländer kaufen jährlich eine Menge davon, und nehmen sie mit nach Batavia, wo sie, sowohl als an andern Oertern in Ostindien, mit Vortheil verkauft werden. Das

Wasser hält sich darin kalt, und seine Unreinigkeiten fallen nieder; und es wird also dadurch reiner und gesunder.

Unser bisheriger Weg war sehr gebirgig, steinig und beschwerlich. Nun aber kamen wir in die Provinz Fisen, ein fruchtbareres, schöneres und volkreicheres Land. Die Dörfer liegen dichter bey einander, sind sehr groß und lang, und nicht selten sind zwey, deren jedes eine Meile lang ist, so nahe beysammen, daß nur ein Fluß, eine Brücke oder dergleichen sie trennt. Das Land ist allenthalben vortrefflich angebauet, und man sieht die schönsten Reiß- und andre Felder. Die Leute, besonders das weibliche Geschlecht, sind in dieser Landschaft kleiner, als in der vorigen. Die verheuratheten Frauen, die sonst wohlgebildet, und zum Theil schön sind, entstellen sich hier bis zu einem hohen Grade von Häßlichkeit dadurch, daß sie alle Haare aus den Augbraunen gerissen haben. Dies soll ein Zeichen des verheuratheten Standes seyn, so wie zu Nangasaki schwarze Zähne es sind. Uebrigens ist diese Provinz ihres schönen und kostbaren Porcellans wegen sehr bekannt. Es wird aus einer ganz weissen Thonerde gemacht, die an sich selbst schon sehr fein ist, aber dennoch mit der grösten Mühe unbeschreiblich gut bearbeitet wird, so daß die davon verfertigten Sachen durchsichtig, schneeweiß und über die Maasse schön werden.

Am folgenden Tage passirten wir den ziemlich grossen Fluß Kassanga, und die Stadt Sanga,

die anderthalb Meilen lang ist, worauf wir nach einer Tagereise von 9 Meilen zu Taisero eintrafen, wo wir das Nachtlager nahmen.

Sanga ist die Hauptstadt dieser Landschaft. Sie hat ein Schloß, wo der Fürst derselben residirt, Wall und Graben, und an den Thoren Wache. Sie ist, wie die meisten Städte, ordentlich gebauet, und hat, wie fast alle, gerade und breite Strassen. Auch hat sie verschiedne Wasserkanäle, die ganz durch sie hingehen.

Den 8. März reiseten wir ungefähr 10 Meilen bis zu der Stadt Jeska. Der Weg ging verschiedne grosse und kleine Dörfer vorbey, und über sehr hohe Berge nach Utsini.

Während wir heute unsre Reise in der Landschaft Tsikudsen fortsetzten, wurden wir von einem Beamten begleitet, den der Fürst derselben uns entgegen geschickt hatte, um uns eine glückliche Ankunft zu wünschen, und uns durch sein Land das Geleit zu geben. So verachtet die Europäer auf ihrer Factorey, und so schlecht alle Ausländer in den Augen der Japaner sind, mit so vorzüglicher Höflichkeit und Dienstfertigkeit begegnet man, auf der Reise nach Hofe und zurück, der Holländischen Ambassade. Man beweiset ihr eben die Achtung und Ehrerbietung, die den eignen Befehlshabern des Landes erzeiget wird, wenn sie ihre jährliche Reise zum Kaiser, und von da zurück machen. Wenn wir an der Gränze einer Provinz ankamen, kam uns, wie diesmahl, allezeit ein von seinem

Herrn

Herrn abgeschickter Beamte entgegen, der uns nicht nur in dessen Nahmen allen erforderlichen Beystand an Leuten, Pferden, Fahrzeugen u. dgl. anboth, sondern uns auch bis an die andre Gränze begleitete, wo er von uns Abschied nahm, und von einem andern abgelöset wurde. Die geringen Leute erzeigten uns eben die unterthänigen Ehrfurchtserweisungen, als dem Fürsten, und bückten sich mit der Stirn bis auf den Erdboden, kehrten uns auch wohl den Rücken zu, um zu erkennen zu geben, ihre Niedrigkeit sey nicht werth, uns anzusehen.

Von Utsini reiseten wir zehnthalb Meilen bis nach Kokura, einer reichen Handelsstadt, die zu den grossen Städten des Reichs gerechnet wird, und deren Flor auf ihrem sehr ansehnlichen Handel beruhet. Der Hafen ist indessen jetzt so seicht, daß nur kleine Fahrzeuge und Böte an die Stadt kommen können. Die Stadt ist eine Japanische Meile lang, macht ein längliches Viereck, und wird von einem durch die Strassen nach der See fliessenden Flusse durchschnitten. Die Thore haben militärische Wachen, die von Officieren commandirt werden. An dem einen Ende der Stadt, und zwar am Flusse, liegt das Schloß des Fürsten der Landschaft Kokura, das sehr schön, und nach Landesart gut befestigt zu seyn scheint, mit Gräben und Mauern umgeben ist, und durch einen hohen Thurm beschützt wird. Gern hätten wir die Stadt in nä-

heren

deren Augenschein genommen, allein wir bekamen nicht die Erlaubniß, darin herum zu gehen.

Ehe wir an diesem Orte ankamen, wurden wir im Nahmen des Fürsten von zwey jungen Edelleuten, die er uns vom Schlosse entgegen schickte, empfangen und nach unserm Quartier begleitet. Wir logirten hier sehr gut. Sowohl hier als auf der ganzen Reise wurden wir in die hintern Zimmer des Hauses, welche hier zu Lande den schönsten und vornehmsten Theil desselben ausmachen, quartiert. Eben so bemerke ich hier ein für allemahl, daß, da die Japaner in ihrem ganzen Hause gar keine Meublen, mithin auch keine Bettstellen haben, unsre Matratzen und Betten auf den Fußboden, der allezeit mit dicken Strohmatten bedeckt ist, gelegt wurden. Die Japaner von unserm Gefolge lagen des Nachts eben so auf dem Fußboden, hatten aber keine Kopfkissen, sondern statt deren ein längliches Stück lackirtes Holz, das sie unter den Kopf legten. Einem alten Herkommen gemäß bekam hier der vom Statthalter zu Nangasaki zu unserer Aufwartung mitgegebene Diener ein Trinkgeld von ungefähr 1½ Thaler.

Gegen Abend des folgenden Tages fuhren wir mit einer Jacht drey Meilen weit über den Meerbusen nach Simonoseki, wo wir in einem Wirthshause übernachteten.

Simonoseki liegt an dem Ende von Nipon, der größten von allen Inseln dieses Reichs, auf welcher beyde Hauptstädte desselben liegen. Die

Stadt

Stadt ist zwar keine Fürstliche Residenz, auch keine der größten im Lande, aber doch sehr blühend und ansehnlich. Dies hat sie ihrer Lage zu danken. Sie hat einen sehr berühmten Hafen, der ungemein häufig besucht wird: man sieht oft 2 = 300 Fahrzeuge von verschiedner Grösse vor Anker liegen. Gewöhnlich laufen alle die, welche von den westlichen Küsten des Reichs nach den östlichen, und umgekehrt, segeln, hier ein, entweder um Waaren abzuhohlen, oder bey widrigem Winde und Sturme sicher zu liegen. Wegen der fast aus dem ganzen Reiche hieher zusammen strömenden Menge Menschen ist Handel und Verkehr hier sehr groß; Man findet daher hier auch eine grosse Menge Waaren, die aus andern Landschaften zum Verkauf hieher gebracht werden, welches man in andern Städten und Häfen nicht immer antrifft, indem jeder Handelsort hauptsächlich nur mit den Waaren und Producten handelt, die er selbst, und die Provinz, worin er liegt, hervorbringt und verfertigt. Wir bestellten jetzt auf die Zeit unsrer Rückkunft, theils zu eignem Gebrauch, theils zum Verkauf, ausser andern Waaren, Reiß, der in dieser Gegend ganz vorzüglich gut ist, und Kohlen, die man zur Feuerung im Winter und zum Kochen gebraucht. —

Am Strande sammelt man in dieser Gegend eine Art Watt (Ulva), die hier Awa Stori heißt. Sie wird getrocknet, über Feuer geröstet, und zu einem sehr feinen Pulver zerrieben, und mit gekochtem Reiß, bisweilen in der Misosuppe gegessen.

Von Simonoseki geht zwar zu Lande ein Weg nach Jedo; wir bedienten uns dessen aber nicht, weil er gebirgig und beschwerlich ist, sondern zogen die Wasserreise vor. Zu diesem Ende begaben wir uns den 10. März an Bord eines grossen, 90 Fuß langen, Japanischen Fahrzeuges. Dies Schiff wird zur Ueberfahrt der Ambassade nach Fiogo, für Rechnung der Compagnie, jährlich für 480 Thaler gemiethet, und zwar zu einer Reise von etwa 130 kleinen Seemeilen, die bey gutem Winde bisweilen in Zeit von acht Tagen zurück gelegt werden. Ein ähnliches Fahrzeug führte einen Theil der Bagage und des Gefolges. Wir logirten uns in die Kajüte. Unser Banjos bekam sein abgetheiltes Zimmer auf einer, und wir Holländer die andre größre Seite. Diese war auch in zwey Gemächer vertheilt: eine ganz kleine Schlafkammer für den Ambassadeur, und ein grösseres für mich und den Secretair, welches zugleich zum Speisesale gebraucht wurde. Die übrigen Gemächer im Schiffe nahmen die Dolmetscher und andre ein.

Wir segelten 36. Meilen bis Kamiro, von da bekamen wir nach einer Fahrt von 7. Meilen widrigen Wind, wir mußten uns deswegen bey Nakaßima vor Anker legen. Allein da dieser Wind nicht nur anhielt, sondern auch Sturm entstand, so sahen wir uns genöthigt, unsere Anker wiederum zu lichten, und ganze 14. Meilen bis Kaminoseki zurück zu segeln, um in den dasigen bequemern und sichern Hafen einzulaufen. Hier mußten wir gegen

drey

drey Wochen zubringen, ehe wir günstigen Wind bekamen, und die Reise fortsetzen konnten. Diese ganze Zeit waren wir beständig auf dem Schiffe, hatten aber doch verschiedne Mahl Gelegenheit, ans Land zu gehen, und uns in den Wirthshäusern und Tempeln umzusehen. Es war jetzt auf dem Schiffe so kalt, daß wir in den Zimmern einheitzen mußten, und doch Schnupfen und andre Erkältungen davon trugen. Die Japaner vertrieben sich die Zeit mit allerhand Spielen. Meine Freunde unter ihnen beschäfftigte ich theils mit medicinischen Vorlesungen, theils mit Erkundigungen nach dem Lande, der Regierung, der Haushaltung, der Sprache und dergleichen. Die Sprache studierte ich besonders fleißig, und bereicherte jetzt sehr mein schon angefangenes Wörterbuch.

Die Küsten, welche wir bisher vorbey gefahren waren, sind überall bergig, dennoch aber aufs höchste angebauet. Die Berge sahen meistens wie schöne Gärten aus.

Zu Kaminoseki uud zu Simonoseki bemerkte ich, daß die öffentlichen Beamten zum Theil zwey Säbel, zum Theil aber nicht mehr als einen tragen dürfen: jene heissen Samrai, diese Tionen. In beyden Städten haben auch junge Leute aus der Bürgerschaft, wirkliche Bürgersöhne, bey dem Bürgermeister auf eine gewisse Zeit die Aufwartung Sie werden Kodom genannt, sind wohl gekleidet, und tragen, wie Personen in öffentlichen Aemtern,

 lange

lange Beinkleider. Nach Verlauf einer gewissen Zeit werden sie von andern abgelöset.

Endlich nach langem Harren machte sich ein günstiger Wind auf, und wir konnten weiter unter Segel gehen. Wir fuhren bis Dsino Kameru, wo wir wieder still lagen. Allenthalben sahen wir, so wie auf der bisherigen Reise, uns von grossen und kleinen Inseln umgeben, zwischen denen wir hinschifften, und womit diese ganze Gegend besäet ist. In allen diesen Fahrwassern trafen wir auch mehrere Arten wilde Enten, besonders die Federkappe (Anas galericulata) an. Sie versammeln sich bey schönem Wetter in solcher Menge, daß man sie in der Ferne für grosse Inseln ansehen sollte, und scheuen sich weder vor Schiff noch vor Menschen, so gar nicht einmahl, wenn man unter sie schießt. Hier, und wo wir uns sonst vor Anker legten, unterliessen unsre Japaner nicht, sich ans Land setzen zu lassen, und zu baden.

Nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise von 26. Tagen langten wir endlich, da wir die letzte Zeit sehr guten Wind hatten, zu Fiogo an. Dieser Ort liegt ungefähr 10. Meilen, oder 13. Seemeilen von Osaka, an demselben Meerbusen, und zwar schräge gegen über. Er hat einen grossen ins Land hinein gehenden Hafen, der aber auf der Süd-Seite offen und daher von Natur unsicher war, bis der Kaiser Feki mit unglaublicher Mühe, und Kosten, selbst mit Verlust einer Menge Leute, die dabey ums Leben gekommen sind, dem Uebel abgeholfen hat.

Die.

Dieser ließ auf der Süd-Seite des Hafens, einen Damm anlegen, der wie eine lange schmale Sandbank aussieht, und eben nicht tief unter dem Wasser liegt, und wodurch nun der Hafen sehr sicher gemacht wurde. Mehrere hundert Schiffe hatten jetzt mit uns ihre Zuflucht hieher genommen. Dieser Hafen ist auch desto wichtiger, da das Fahrwasser nach Osaka seicht ist und von grossen Fahrzeugen nicht befahren werden kann. Die Stadt liegt eben so als Nangasaki, längs am Strande des Hafens, und am Fusse der hinterwärts empor steigenden Berge, und ist ziemlich groß und schön. Der Zusammenfluß von Menschen ist ansehnlich.

Von Fiogo reißten wir nach Kansaki, einem Dorfe, das an der Mündung eines grossen Flusses liegt. Dieser Weg betrug 3. Meilen. Von Kansaki liessen wir uns nach dem Ausflusse des grossen Flusses, welcher durch die Stadt Osaka ins Meer läuft, 3. Meilen weit in Böten übersetzen.

Unser zukünftiger Wirth kam uns in einem Boote entgegen, und begleitete uns den Strom hinauf durch die Vorstädte, die am Strande liegen, und die man vor den vielen 100. hier sich aufhaltenden Fahrzeugen kaum sehen kann. Wir passirten verschiede Brücken, Thore und auf beyden Seiten liegende Wachhäuser, und merkten nunmehr, daß wir in der Stadt selbst waren. Hier fanden wir vortrefliches Logis und eben so erwünschte Aufnahme. Unser Wirth kam, in seinem festlichsten Anzuge, mit dem heitersten Blicke und den ehrerbie-

thigsten Geberden, so gleich herein, um uns durch den Dolmetscher zur Beendigung der langweiligen und lästigen Seereise Glück zu wünschen. Er hatte einen Bedienten bey sich, der einen gewöhnlichen kleinen viereckigen Tisch hinsetzte, worauf ein, ebenfalls aufs schönste geschmücktes, Geschenk lag. Dies bestand in einigen Apfelsinen, von gewöhnlicher Grösse, aber sehr dicker Schale, einigen Mikan oder kleinen Apfelsinen mit dünner Schaale, und einigen gedörrten Feigen oder Kaki. Oben auf lag ein zusammen gelegtes, mit rothen, vergoldeten papiernen Fäden umwundnes Papier, an dessen Enden ein Streif von Tang (Fucus) fest geklebt war. Umher lagen einige, auch aus Tang geschnitte kleine Würfel. Dies alles gehört zum Cerimoniell, und bezeichnet die größte Achtung gegen die ankommenden Fremden.

Das erste, was wir zu thun hatten, war: dem Schiffs-Capitain, welcher uns mit grossen Fahrzeuge glücklich bis Fiogo gebracht, und nebst einigen von der Besatzung hieher begleitet hatte, unsre Dankbarkeit zu beweisen. Für mich mußte ich ihm sechs Thail, und den Matrosen sieben Mas, fünf Kondervn bezahlen. Auch mußte, dem Gebrauche gemäß, hier jeder von uns den Leuten, welche unsre Norimon in Verwahrung gehabt hatten, sechs Thail, und den vom Gouverneur uns mitgegebenen Bedienten gleichfalls sechs Thail bezahlen. Zusammen belief sich dies auf sechzehn Thaler.

Zu Osaka hielten wir uns nur einen Tag und Nacht auf. In dieser Zeit besuchten uns verschiedne Kausleute, bey denen wir, nach Mustern, die sie bey sich hatten, allerley Sachen bestellten, die bis zu unsrer Wiederkunft fertig seyn sollten, nahmentlich nachgemachte und überfirnißte Insecten von Kupfer und Holz, verschiedne Arten Fächer, Papier zum Schreiben und zu Tapeten, und dergleichen mehr.

Osaka ist eine von den sogenannten 5. Reichsstädten, die dem weltlichen Kaiser gehören, im Nahmen desselben von zwey Statthaltern regiert werden, ein Jahr ums andre nach Hofe reisen, und die dann wieder ein Jahr ums andre die Regierung verwalten. Zugleich ist sie eine von den größten Handelsstädten des Reichs, wozu ihre bequeme Lage an der Seeküste und beynahe mitten im Lande viel beyträgt. Wegen der unglaublich grossen Zufuhr aller Sachen aus allen Gegenden des Reichs sind hier die Eßwaaren wohlfeil. Die reichsten Kaufleute und Künstler haben sich hier niedergelassen. Der Fluß Jedogawa, auf dem wir die Stadt hinein segelten, fließt durch die Strassen, und wird durch Gräben in verschiedne Arme vertheilt. Osaka ist beynahe eine Quadrat-Meile groß, nach hiesiger Art wohl befestigt, und hat eine starke Citadelle, die seitwärts neben der Stadt liegt. Ueber den Fluß gehen sehr viele und kostbare Brücken von Japanischem Cedernholz, einige von der beträchtlichen Länge, von 50-60 Faden. Fast in allen Häusern besteht die

Vorderseite des untersten Stockwerks entweder aus Werkstätten, die nach der Strasse offen sind, oder aus grossen Kaufmannsbuden, wo allerley Waaren ausgehängt sind, und Käufer anzulocken. Viele Reiche lassen sich in Osaka nieder, um hier ihr Geld zu verzehren, weil diese Stadt der angenehmste Aufenthaltsort im ganzen Lande ist. Sie ist in Japan, was Paris in Europa ist. Man kan hier alles mögliche Vergnügen haben. In der Festung haben die Stadt-Gouverneure nichts zu befehlen. Sie hat zween besondere Commandanten, die sich alle drey Jahr ablösen, und in der Stadt auch nichts zu sagen haben. Einer von ihnen hält sich allezeit bey Hofe auf, und, wenn er herunter reiset, um seinen Vorgänger abzulösen, wird dabey der Umstand gar sorgfältig beobachtet, daß sie mit einander nicht sprechen dürfen; sondern wenn der eine einzieht, muß der andre ausziehen, und sich unverzüglich zum Kaiser verfügen, um von seiner Verwaltung Rede und Antwort zu geben.

Weil wir von Osaka nach Miako 13. Meilen hatten, mußten wir den 9. April des Morgens sehr früh aufbrechen. Unterwegens hielten wir verschiedne Mahl still, um auszuruhen, und Erfrischungen oder das Mittagsessen zu uns zu nehmen; in den Dörfern Morikuts, Firakatta und Fusimi, und in der Stadt Jodo. Diese Dörfer sind von ungeheurer Grösse; Fusimi ist 3. Meilen lang, und erstreckt sich ganz bis an die Kaiserliche Hauptstadt Miako, wovon sie wie eine Vorstadt angesehen werden konnte. Jodo ist eine kleine, aber nette und an

Wasser

Wasser sehr reiche Stadt. Ihre Brücke ist eine der größten im Reiche, indem sie 400 Schritt lang ist. Sie wird durch ein an der Seite liegendes festes Schloß, wo zugleich ein Fürst residirt, beschützt.

Ausser in Holland habe ich keine so angenehme Reise als diese gemacht, so schön reitzend und bezaubernd ist das Land. Die Menge seiner Einwohner und seine Cultur übertrifft alle Beschreibung. Das ganze Land ist zu beyden Seiten, so weit das Auge reicht, nichts anders als ein einziges fortgehendes fruchtreiches Feld, und unsre ganze heutige Reise ging durch Dörfer, wovon das eine aufhört, wo das andre anfängt, und die an der ganzen Landstrasse hin liegen.

In meiner Hofnung viele seltne und unbekannten Gewächse zu sammeln, fand ich mich sehr betrogen; indem ich nie weniger Gelegenheit dazu gehabt habe, als jetzt. Auf den meisten Aeckern, die gegenwärtig besäet standen, konnte ich nicht den kleinsten Halm Unkraut entdecken, fast auf keinem einzigen in der ganzen Provinz. So genau jätet man alles Unkraut aus.

Zu Miaco wurden wir im obern Stockwerke des für uns bestimmten Hauses einquartiert, welches sonst in Japan nicht zu geschehen pflegt. Vier Tage lang mußten wir hier verweilen. Der oberste Dolmetscher händigte uns hier eine Summe Geldes in neuen Kobang ein, um davon auf der Reise nach Belieben Gebrauch machen zu können. Ich und der Secretair bekamen jeder 300. Thaler, die

wir aber hernach zu Nangasaki von unserm Kambangs-Capitale ersetzen mußten. Bey den Kaufleuten, welche Erlaubniß hatten, uns zu besuchen, bestellten wir bis zu unsrer Zurückkunft allerley Handelswaaren, als Sowa-Arbeit, Fächer, lackirte Sachen und dergleichen.

Während unsers hiesigen Aufenthalts hatten wir Audienz bey dem Oberrichter und den beyden Gouverneuren der Stadt, welche alle von der Holländischen Compagnie mit Geschenken bedacht wurden. Wir wurden in unsern Norimon nach ihren Pallästen getragen, und daselbst mit grünem Thee, Tobak und Zucker-Backwerk regalirt.

Miaco ist die älteste Hauptstadt des Reichs, und der Wohnsitz des Dairi, oder des geistlichen Kaisers. Dieser hat sein Residenz-Schloß und seinen Hof gleichsam in einem besondern Quartier der Stadt, das an sich selbst schon eine ansehnliche Stadt ausmacht, und mit Wassergräben und steinernen Mauern umgeben ist. Wir hatten nicht das Glück, es anders als von weitem zu sehen. Die Lage der Stadt, ungefähr mitten im Lande, verschafft ihr den ungemein grossen Vortheil der vorzüglichen Handlung. Sie erstreckt sich auf einer grossen Ebene ungefähr eine Deutsche Meile in der Länge und eine halbe Meile in der Breite. Die meisten und geschicktesten Handwerker, Fabrikanten und Künstler und die angesehensten Kaufleute haben sich hier seßhaft niedergelassen. Alles was man will, kann man hier zu Kauf haben, besonders

sonders lackirte Sachen, Sammete, seidne Zeuge, Gold- und Silberstoffe, Arbeit von Gold, Silber und Kupfer; Sowa; Kleider und die vortrefflichsten Waffen. Das an sich schon vortreffliche Japanische Kupfer wird hier geläutert und veredelt, nachdem es bey den Gruben nur geröstet und geschmelzt worden ist. Alles Geld wird hier gepräget. Und da nur am Hofe des Dairi, gleichsam als auf einer Reichs-Akademie, Litteratur und Gelehrsamkeit cultivirt werden, so werden hier auch alle Bücher gedruckt.

Den 14. April verliessen wir Miaco und kamen nach Kusats, wo wir das Nacht-Logis nahmen: eine Tagreise von etwas mehr als 7. Meilen.

Wir kamen am See Oits vorbey, der bey seiner Länge von vierzig Japanischen Meilen sehr schmal ist. Wenn man alten Erzählungen glauben kann, so ist derselbe in Einer Nacht durch ein Erdbeben, das diese ganze Strecke Landes einstürzte, entstanden. Er befördert gar sehr den Transport der Waaren aus den umliegenden Gegenden nach Miaco. Auch ist er deswegen merkwürdig, daß grosse Lachse sich darin aufhalten, welche Fisch-Art sonst in ganz Ostindien so ausserordentlich selten ist. Auf unserer ferneren Reise trafen wir noch mehr Oertern Lachs; wir liessen daher verschiedne räuchern, um sie bey unsrer Zurückkunft mitzunehmen; diese kamen aber weder an Grösse und Fett, noch in Ansehung der Art, wie sie geräuchert waren, den Europäischen gleich.

Am folgenden Tage hatten wir 11 Meilen zu machen, und zwar durch die grosse, reiche und fruchtbare Provinz Omi. Hier liegen die Städte und Dörfer ganz dicht an einander.

Eine derselben, Minakuts, ist eine ansehnliche Stadt. Sowohl hier als vorher an verschiednen Orten, waren Kranke aus den umliegenden Gegenden angekommen, um sich gegen ihre chronischen Krankheiten von dem Holländischen Arzte Rath und Medicin geben zu lassen. Bey vielen bestand das Uebel entweder in Verhärtung der Drüsen und offenen Krebsschäden, oder in einer Krankheit, welche der Wohlstand zu nennen verbietet.

Gegen Abend kamen wir in die Landschaft Isi, und zwar durch verschiedne am Wege liegende, sehr lange und fast an einander stossende Dörfer nach der zu unsrer Nacht-Herberge bestimmten Stadt Seki. Die heutige Reise war nicht weniger angenehm, als die gestrige. Denn auch diese Provinz ist dicht bewohnt, fruchtbar und volkreich. Nur schlimm, daß wir hier, so wie überall in den Dörfern, den Geruch des gesammelten Urins und Unraths auszustehen hatten, der alles Vergnügen verbitterte, und uns zwang, die Fenster in unserm Norimon fast immer geschlossen zu halten.

Den Tag darauf legten wir 10 Meilen zurück. Wir trafen gegen Abend zu Kwana ein, wo wir in einem schönen und bequemen Logis die Nacht zubrachten. Bey Jokaits waren wir wieder an der Küste, in deren Nähe wir hernach fast ganz hin bis

bis Jedo blieben. Auf diesem Wege aber hatten wir viele grosse und gefährliche Flüsse zu passiren, über welche man wegen ihres starken Anschwellens in den Regenzeiten keine Brücken hat anlegen können.

Nicht weit von Jokaits bekamen wir unterweges drey Bettelnonnen zu Gesellschafterinnen. Bey jedem unsrer Norimon ging eine her, um von uns Holländern Geld zu bekommen. Sie begleiteten uns mehrere Stunden lang, und bettelten unaufhörlich, obschon sie sogleich zu Anfange eine artige Gabe in Silbermünze empfangen hatten. Sie waren nett und reinlich gekleidet; aber mit ihrem ungestümen und hartnäckigen Betteln fielen sie uns sehr zur Last. Wir wechselten daher ein Goldstück, um von der kleinen Kupfermünze eine Partey zu bekommen, die durch ein in der Mitte befindliches viereckiges Loch auf eine Schnur gereihet wird, und Seni heißt. Hievon theilten wir von Zeit zu Zeit ein Paar Stücke aus, und nun konnten wirs aushalten. Die Mädchen waren von 16 bis 18 Jahren, und ihr Betragen, das eigensinnige Betteln ausgenommen, anständig. Unsre Dolmetscher beschrieben sie uns als Töchter von Bergpriestern, einer Art Mönche, die den Nahmen Jammabo haben, und sagten uns, ihr vornehmster Erwerb sey das Betteln, sie seyen verbunden, von ihren Almosen eine jährliche gewisse Abgabe an den Tempel zu Isi zu erlegen. Sie heissen Komano Bikuni.

Kwana ist eine ansehnliche, grosse und stark befestigte Stadt in der Landschaft Owari, einer der reichsten und bedeutendsten unter den fürstlichen Provinzen des Reichs. Sie hat 2 Citadellen, und ist mit Mauern und Gräben eingeschlossen. Sowohl in diesen als in den Stadtmauern sieht man allenthalben kleine längliche Oeffnungen, die zu Schießscharten dienen, um mit Pfeilen hindurch zu schiessen, vor den feindlichen Schüssen gesichert.

Am folgenden Morgen fuhren wir über den Meerbusen, 7 Seemeilen weit, nach Mia. Diese Seereise war eine der sonderbarsten. Zu Kwana hatten wir uns mit unserm Gefolge und Gepäcke in grosse Fahrzeuge eingeschiffet. Als wir aber dem Hafen bey Mia nahe kamen, fanden wir ihn so untief, daß wir uns in kleine Böte begeben mußten, um weiter zu kommen. So klein diese auch waren, konnten wir damit doch auf keine andere Art zur Stadt gelangen, als daß jedes Boot von zwey Kerlen auf dem wenigen Wasser, das über dem Moder stand, mit den Händen fortgezogen werden mußte.

Mia hat daher, ob es gleich an einer Bucht der See liegt, einen elenden, sowohl für kleine als grosse Fahrzeuge wenig brauchbaren Hafen, dessen ungeachtet lag eine ziemliche Menge vor Anker. Wälle oder andre Befestigungswerke hat die Stadt nicht. Sie ist aber sehr volkreich und hat grosses Verkehr. Auch hat sie das Besondre, daß

die

die mittelste Strasse ausserhalb der Stadt selbst, noch 2 Meilen weit an einem grossen Flusse bis nach der Stadt Nangaja hinläuft. Diese letztere ist befestigt und die Hauptstadt in der Provinz Owari.

Von Mia ging unsre Reise nach Josida: welches ungefähr 11 Meilen ausmacht. Okasaki, welches wir passirten, liegt schon in der Provinz Mikawa, und ist eine Festung. Ueber den bey der Stadt vorbey fliessenden Fluß geht eine sehr merkwürdige Brücke, die für die längste im ganzen Reiche gehalten wird. Sie ist 158 Klafter lang, von Holz gebauet, und soll 30000 Kobang oder 300000 Thaler gekostet haben. In der sehr starken, und mit hohen Thürmen und Mauern prangenden Citadelle residirt der Fürst dieser Landschaft.

In dieser Gegend ist das Land gebirgig. Die Ebenen und Thäler zwischen den Bergen sind gleichwohl vortrefflich angebauet. Jetzt pflanzte man den Reiß um. Die See wirft an diesen Küsten Zuckertang (Fucus saccharinus; Japanisch Komb oder Kobu) aus, der sehr breit und lang ist.

Den 19. April reiseten wir, 5 Meilen weit, nach Array, einer kleinen offnen Stadt, dicht an einem Busen des Meers. Wenn der Grund desselben so gut als seine Gestalt und Lage ist, so muß er den besten und sichersten Hafen abgeben, der sich gedenken läßt; und wenn dieser zugleich auf europäische Art befestiget würde, müßte er ganz unüberwindlich werden. Uebrigens ist dieser Ort deswegen

gen merkwürdig, weil hier die Waaren und andre Sachen aller Reisenden, besonders der Fürsten der Provinzen, wenn sie zum Kaiser reisen, visitirt werden. Dies geschieht von dazu bestellten kaiserlichen Beamten, die besonders genau dahin sehen müssen, daß keine Frauenspersonen und keine Waffen durchpassiren, wodurch Unruhe im Lande entstehen könnte. Unser Gepäcke wurde jedoch nur ganz gelinde untersucht, worauf wir jenen Beamten unsern Besuch machten.

Von hier nahmen wir unsern Weg, ungefähr eine Meile weit, in flachen Böten, über die Bucht, zu der gegen über liegenden Stadt Maisaki, darauf theils zu Wasser theils zu Lande nach Mitske, wo wir zu Nacht blieben; ferner einen Weg von ungefähr 16 Meilen nach Simada, einem ungefähr eine Viertelmeile langen Dorfe.

Der Fluß Oiingawa, welchen wir auf diesem Weg passirten, ist für Reisende einer der gefährlichsten. Er schwillt nicht nur während der Regenzeit, wie andre, sehr hoch an, sondern sein Lauf nach der See hinab ist auch unglaublich schnell, und der Boden alsdann oft mit grossen Steinen bedeckt, die der reissende Strom von den Bergen herunter gewälzt hat. Bey allen denjenigen grossen Flüssen, über die man keine Brücke hat anlegen können, hat die Regierung Anstalt getroffen, daß Reisende entweder in Böten übergesetzt, oder von dazu bestellten Leuten hindurch getragen werden. Bey der gefährlichen Stelle, die wir jetzt zu

passi-

passiren hatten, und wo weder Brücke noch Boot gebraucht werden kann, ist diese Vorsorge verdoppelt. Hier sind Leute in Menge bestellt, die nicht nur den Grund genau kennen, sondern auch durch Uebung gelernt haben, die Reisenden sicher durchzutragen. Ihre Bezahlung steht mit der verschiednen Höhe des Wassers, mithin auch der jedesmaligen Gefahr, im Verhältnisse. Sie müssen aber auch mit ihrem Leben vor alles Unglück stehen. Man bleibt in den Norimon sitzen, und wird so durchgetragen. Für uns hatte dies etwas ganz schreckliches, obwohl das Wasser jetzt eben nicht hoch war, sondern den Trägern nur etwas über die Knie ging. Mehrere Kerl trugen den Norimon auf beyden Seiten, und neben diesen gingen andre, um sie zu unterstützen, damit sie von der Gewalt und dem reissenden Laufe des Stroms nicht fortgetrieben würden. Auf gleiche Art werden auch die Pferde durchgebracht, indem zu jeder Seite einige Mann neben ihnen hergehen. Die Bagage wird ebenfalls durchgetragen. Als wir glücklich hindurch waren, theilte jeder von uns 2 Schnüre mit aufgereiheter Kupfermünze unter unsere Träger aus.

Zu Simada verweilten wir 2 Tage und Nächte. Darauf kamen wir durch verschiedne Dörfer, nach Guridama, nachdem wir an diesen Tagen über 10 Meilen gereiset waren. Am folgenden Tage mußten wir uns sehr früh auf den Weg begeben, weil wir 13 Meilen bis Misima zurück zu legen hatten.

Bisher waren wir an der Küste hingereiset; nun aber entfernten wir uns davon. Hier fängt eine sehr gebirgige Gegend an, durch welche unser Weg ging. Auch ist das Land hier reicher an Fichten und andern Baumarten.

Bey Josiwara waren wir dem Berge Fusi so nahe, als wir ihm auf unsrer Reise kommen konnten. Seine Gipfel hatten wir schon vor mehreren Tagen erblickt. Er ist der höchste Berg im ganzen Lande, und fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, daher seine weisse Spitze weit über die Wolken hervor scheint. Die Japaner schätzen seine ganze Höhe auf 6 Meilen. Seine Gestalt ist wie ein Rhinoceroshorn oder wie ein Zuckerhut, indem der Fuß sehr dick und breit, der übrige Theil aber sehr spitzig ist. Die Landeseinwohner glauben, der Gott des Windes habe auf diesem Berge seine Residenz. Wenn sie ihn besuchen, bringen sie gewöhnlich 2 Tage auf der Hinaufreise zu. Die Herunterreise geschieht gemeiniglich nicht so langsam, bisweilen sogar in Zeit von einigen Stunden, da sie denn sich gewisser dazu eingerichteter kleiner Schlitten bedienen, die aus Stroh gemacht sind, und an den Leib gebunden werden.

Auf dieser Reise sahen wir am Wege verschiedne Knaben, die auf dem sandigen Boden ein Rad schlugen, und uns auf diese Weise eine ganze Strecke begleiteten, um Geld von uns zu bekommen, das wir ihnen denn auch in kleiner kupferner Münze hinwarfen.

Heute

Heute kamen wir nicht eher, als spät am Abend in voller Dunkelheit, mit Leuchten und Fackeln, in unserm Nacht-Quartiere an. Am folgenden Tage stand uns eine beschwerliche Reise über die sogenannten Fakonie-Berge bevor. Der ganze Vormittag wurde damit zugebracht, hinauf zu kommen. Oben ruheten wir aus, und den ganzen Nachmittag gebrauchten wir, auf der andern Seite wieder hinunter zu kommen. Der Weg ging durch Skawaro, Jamma Nakka, Kapto Jes.

Auf dieser Reise ließ ich mich selten tragen, sondern so oft es sich thun ließ, ging ich die mit Büschen und wilden Bäumen reichlich bewachsenen Anhöhen zu Fuß hinauf: die einzigen, die ich, ausser denen um Nangasaki, habe besuchen und darauf botanisiren können. Aber in eben demselben Verhältnisse, als ich meinen Trägern die Last erleichterte, machte ich den Dolmetschern, besonders den Unterbedienten, die mir wechselsweise auf dem Fusse nachgehen mußten, die Reise lästig. Ich hatte zwar nicht die Erlaubniß, mich weit vom Wege zu entfernen, weil ich mich aber auf den Afrikanischen Gebirgen vorhin so gut geübt hatte, die Klippen hinauf zu laufen, machte ich vor meinen, manchmahl ziemlich ängstlichen und keuchenden Begleitern, oft artigen Vorsprung, und gewann dadurch Zeit, eine ziemlich grosse Menge der seltensten Gewächse, die in Blüthe gekommen waren, zu sammeln und in mein Schnupftuch zu legen.

Auch in dieser gebirgigen Gegend war das Land an vielen Stellen sehr gut angebauet und bewohnt.

Von der Höhe des Berges kamen wir zuerst in das Dorf Fakonie. Hier assen wir zu Mittag, bestellten auf unsre Zurückkunft einige lackirte Sachen und andre Handelswaaren, und besahen diese, so hoch auf einem weitläuftigen Berge liegende schöne Stelle. Das Dorf liegt am Ufer eines Sees, welcher auf allen Seiten von Bergen umgeben ist. Es besteht aus wenigstens 150 Häusern, ob es gleich so hoch hinauf liegt, daß das Erdreich umher wenig gebauet werden kann. Der See soll eine Meile lang und eine Viertelmeile breit seyn; mir kam er an einigen Stellen höchstens 2 Büchsenschüsse breit vor. Er soll durch Erdbeben entstanden seyn, dergleichen im ganzen Lande, besonders im nördlichen Theile, durchgängig und oft verspürt werden. Dies ist um so viel glaublicher, da noch vom Boden des Sees durch Täucher grosse, ehemals mit dem Lande selbst niedergesunkne Cedern-Bäume sind herauf gehohlt worden.

Unter den schönsten und grösten Bäumen, die ich hier sah, war der prächtige und unvergleichliche Lebensbaum (Thuja dolabrata), der allenthalben am Wege gepflanzt war. Ich halte ihn für den schönsten von allen Nadelbäumen, nicht nur wegen seiner Höhe und seines geraden Stamms, sondern auch wegen seiner Nadeln oder Blätter, die beständig auf der obern Seite grün, und auf der untern silberweiß sind. Da ich ihn nicht in Blüthe, auch

keine

keine Zapfen davon mit Samen fand, gab ich mir alle Mühe, durch die Dolmetscher und andere meiner Freunde mir etwas Samen und lebendige Pflanzen zu verschaffen, die ich hernach nach Holland geschickt habe.

Ich fand hier einen mir bisher ganz unbekannten Strauch, den ich Lindere (Lindera) nannte. Er hat weisses und weiches Holz, woraus die Japaner Zahnbürsten machen, womit man die Zähne scheuert und reiniget, ohne den Zähnen selbst oder dem Zahnfleische im geringsten zu schaden, und welche eben so häufig, als Schwefelsticken verkauft werden. — An der Osyris (Osyris Iaponica) fand ich einen sonderbaren Busch. Sie hat verschiedne kleine Blumen mitten auf den Blättern; eine in der Natur sonst so seltne Erscheinung. — In den Gebüschen trifft man häufig die rauhe Deuzie (Deuzia scabra) an, einen Strauch, der so starre Blätter hat, daß die Tischler ihn allgemein wie Winter-Kannenkraut gebrauchen, damit zu bohnen. — Da in diesem nördlichen und gebirgigen Theile von Japan das Land beträchtlich kalt ist, so giebt es hier verschiedne Arten Bäume und Sträuche, die sonst in Europa zu Hause sind, wiewohl mir die Gattungen gröstentheils neu waren. So fand ich hier verschiedne Arten Eichen, einige Gattungen der Preuselbeere (Vaccinium), Schwelken (Viburnum), Maßholdern (Acer), und eine wilde Art Birnen (Pyrus Iaponica).

In den Gärten sowohl hier, als in verschiedenen andern Gegenden traf ich auch mancherley Gewächse an, die theils zu Hecken gebraucht, theils um ihrer schönen Blumen willen gezogen wurden. Dahin rechne ich verschiedne neue Gattungen der Schwelken (Viburnum), sowohl mit gewöhnlichen als doppelten Blumen (Flores radiati), wovon einige völlig so aussahen, als der Schwedische sogenannte Schneeballen-Strauch, oder der gemeine Schwelken (Opulus). Vom Spierkraute (Spirea) wird das chamanderblättrichte (chamaedrifolia) und das gekerbte (crenata) zu Hecken gebraucht, wo es mit seinen schneeweissen Blumen sehr zum Zierrath gereicht. An Schönheit übertrifft nichts die prächtigen, und diesem Lande eignen Maßholdern oder Ahornbäume (Acer dissectum, Japonicum, palmatum, septemlobum, pictum und trifidum) die hier gezogen werden. Sie fingen nun erst an ihre Blumen zu zeigen. Reifen Samen konnte ich nirgends bekommen. Ich mußte daher auf meine Rückreise nur kleine, in Töpfe gesetzte, Pflanzen davon bestellen, und diese hernach mit unglaublicher Mühe und Behutsamkeit, auch ansehnlichen Kosten, nach Nangasaki mitnehmen. — Die schöne blumenprangende Gardenie (Gardenia florida), die ich hier sowohl mit doppelten als einfachen Blumen sah, und welche man anderwärts so selten antrifft, wird ebenfalls, wiewohl nur von sehr vornehmen Leuten in ihren Prachtgärten zu Hecken benutzt. Die Samenkapseln davon werden

in

in den Krambuden verkauft, und zu gelber Farbe gebraucht.

Cypressen oder sogenannte Cedern (Cupressus Iaponica) wachsen in diesen Gegenden, und auch in den meisten übrigen Provinzen im Ueberfluß; nirgends aber finden sie sich, wie ich glaube, schöner und in grösserer Menge. Sie sind ohne Zweifel die schlanksten, geradesten und höchsten von allen Nadelbäumen. Der Stamm geht in ganz gerader Linie in die Höhe. Das Holz widersteht lange der Fäulniß, und wird nicht nur zu Schiffen, Brücken, und andern Wasserbauen gebraucht, sondern man macht auch allerhand grosse und kleine Tischlerarbeit daraus, die lackirt durch den Lackfirniß noch alle Adern zeigen. Wenn es nun eine Zeit lang in die Erde gegraben und vom Wasser ganz durchdrungen wird, so bekommt es eine bläuliche Farbe; wird es alsdann mit durchsichtigem Lack überzogen, so nimmt es sich vorzüglich schön aus. Es wird von hieraus in Menge in die übrigen Provinzen verführt.

In den bergigen Gegenden um Fakonie traf ich eine Art langer schmaler Eidechsen (Lacerta Iaponica) sehr häufig an. Die Dolmetscher hielten sie für einen Meerstint (Stincus marinus), und die Japaner nennen sie in ihrer Sprache Sansjo no iwo. Auch sah ich sie fast in allen Kramladen zu Kauf hangen. Man trocknet sie, steckt eine hölzerne Pinne durch den Kopf, und reihet mehrere darauf. Sie werden zu Pulver gestossen und als

 ein

ein stärkendes Mittel, wie auch gegen die Lungensucht, und bey Kindern gegen die Würmer gebraucht.

Endlich verliessen wir diese schöne Stelle und reiseten den Berg hinunter. Ehe wir an dessen Fusse anlangten, kamen wir bey einer Kaiserlichen Wache an, die uns in Gegenwart der dabey angestellten Kaiserlichen Bevollmächtigten genau visitirte. Dies ist die zweyte Wache, welche Reisende, die aus den westlichen Landschaften nach Jedo wollen, passiren müssen. Die Lage und Beschaffenheit des Landes in dieser Gegend ist von der Art, daß man gar keinen andern Weg als diesen nehmen kann, sondern durchaus über den Berg Fakonie und durch diesen engen Paß, der nicht nur bewacht, sondern auch mit Thoren verschlossen wird, reisen muß. Die Obliegenheit der Beamten ist besonders, genau dahin zu sehen, daß keine Waffen durch diesen Paß in den nord-östlichen Theil des Reichs, worin Jedo liegt, und keine Frauenspersonen, besonders solche nicht, die als Unterpfänder der Redlichkeit ihrer Männer in der Verwaltung ihrer Aemter, und ihrer Treue als Unterthanen des Kaisers, zu Jedo beständig in Verwahrung gehalten werden, aus diesem in den andern Theil gebracht werden. Dieser Platz ist daher gleichsam eine Vormauer des nördlichen Theils, und der Hauptstadt. Die Reisenden müssen hier ihre Pässe vorzeigen; haben sie keine bey sich, so werden sie angehalten und nicht durchgelassen.

Zu Odowara blieben wir die Nacht, nachdem wir 5. Stunden gereiset waren. Nicht weit von Jomoto soll, nach dem Berichte der Dolmetscher, ein warmes Bad seyn. Hernach kamen wir zu einem grossen, schnell fliessenden Flusse, Nahmens Sakkawa, über den wir in platten Böten mit dünnen Böden, fuhren. Von da reiseten wir nach der Stadt Totska, in allem 11. Meilen. In Totska übernachteten wir.

Hier endigen sich die gebirgigen Gegenden; dagegen öffnete sich uns eine Ebene, die weiter reichte, als das Auge sehen konnte. Totska liegt von der Seeküste entfernt. Das Land bildet hier eine ins Meer hervor springende sehr bergige Ecke. Wir kamen aber bald wieder an die Küste, in deren Nähe wir bis zur Hauptstadt blieben.

Unsre letzte Tagereise machten wir den 27. April, da wir ungefähr 10. Meilen bis Jedo hatten. So wohl heute als gestern ging der Weg durch ein sehr volkreiches und cultivirtes Land, wo Städte und Dörfer fast durchgängig in einer ununterbrochnen Reihe fortgehen, und wo grosse Schaaren Reisende auf einander stiessen.

Sinagawa und Takanawa sind 2. Vorstädte von Jedo. Die erstere fängt ganze 2. Japanische Meilen von der Stadt selbst an, und läuft an der Seeküste hin. Wir rasteten hier eine gute Stunde, erfrischten uns mit etwas Speise und Trank, und ergötzten uns an der schönen Aussicht, welche die größte Stadt des Reichs, die ohne Zwei-

fel auch die weitläuftigste auf dem ganzen Erdboden ist, mit ihrem schönen Hafen uns gewährte. Der Hafen ist indessen ausserordentlich untief und schlammig. Die größten Fahrzeuge liegen bisweilen volle fünf Meilen von der Stadt vor Anker; die weniger grossen zwey Meilen, und die kleinen, nebst den Böten in verschiednen Reihen neben einander zu vielen Hunderten, je nachdem sie groß und schwer sind, näher oder weniger nahe. Diese Seichtheit des Hafens sichert die Stadt zwar vor feindlichen Angriffen zur See, legt aber dem Transport der Waaren von andern Oertern unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Mit eben so neugierigen Augen, als wir die Stadt, den Hafen und die umliegende Gegend ansahen, wurden wir von den Japanern betrachtet. Diese strömten von allen Seiten herbey, und formirten um uns, die wir in den Norimon eingeschlossen waren, ein ganzes Lager. So gar befand sich vornehmes Frauenzimmer darunter, das sich in Norimon hatte hertragen lassen, und recht ungeduldig zu seyn schien, wenn wir unsre Rouleaus bisweilen niederliessen. Diese Sänften, so wie sie rund um uns her auf der Erde standen, schienen ein kleines Dorf für sich auszumachen, dessen kleine tragbare Häuser nach einer kleinen Weile verschwanden.

Als wir die aus einer einzigen Strasse bestehenden Vorstädte Sinagawa und Takanawa zurück gelegt hatten, merkte ich an der Wache, der

grösse-

grösseren Menge Menschen in den Strassen, der Stille unsers Gefolges und dem ordentlicheren Gange unsrer Träger, daß wir in der Hauptstadt selbst angelangt waren. Nicht lange darauf kamen wir über eine Brücke, die Niponbas heißt, einige und 40. Klafter lang ist, und von welcher die Wege nach allen übrigen Städten im ganzen Reiche abgemessen sind. Nachdem wir vor den Wachhäusern beym Eingange in die Stadt vorbey waren, ging der Weg eine gute Stunde lang durch eine grosse und breite Strasse, ehe wir in der gewöhnlichen Herberge der Holländischen Ambassade eintrafen. Hier wurden wir durch die Hinterthür hinein, und darauf durch einen schmalen Gang nach dem andern Ende des Hauses getragen. Der erste Eintritt schien uns nicht viel grosses und schönes zu versprechen. Als wir aber die Treppe hinauf waren, fanden wir unsre Zimmer ziemlich nett, obgleich nicht so anständig, als ich sie in Rücksicht auf eine förmliche auswärtige Ambassade erwartet hatte. Ein grosses Zimmer machte unser Vorzimmer, unsern Audienz-Saal und unsern Speisesaal aus. Ausser diesem stand nur noch eine besondre Kammer für den Ambassadeur, eine andre, die abgescheuert werden konnte, für den Doctor und den Secretair, und ein kleines Gemach zum Baden, bereit. Dies war alles, was wir zu unsrer Bequemlichkeit hatten, und damit mußten wir uns die ganze Zeit über begnügen. Die Aussicht ging nach einer kleinen Gasse, die selten leer von Jun-

gen war, welche beständig jauchzten, und schrien, so bald sich nur einer von uns sehen ließ, und bisweilen so gar an den Wänden der gegen über stehenden Häuser hoch hinauf kletterten, um uns zu sehen.

So hatten wir denn mit Gesundheit und Vergnügen unsre weite Reise vollendet, und waren wohl behalten in der, ganz im östlichen Theile des Landes liegenden Hauptstadt des ganzen Reichs angekommen. Niemand als der Secretair war krank gewesen; ihn hatte auf den Wasserreisen das Podagra geplagt. Die Provinzen, durch welche wir gereiset waren, waren 14. Omura, Fisen, Tsikungo, Tsikudsen, Budsen, Jammasiwo, Omi, Isi, Owari, Mikawa, Tootomi, Surunga, Sagami und Musasi. Ausser diesen waren wir zur See an den Küsten von acht andern hergefahren: Nagatto, Suwo, Aki, Biugo, Bitsju, Bidsen, Fazima und Sidsju.

Unser Weg war an einigen Orten von demjenigen verschieden, welchen die Gesandtschaft zu Kämpfers Zeiten nahm. Auch wurde hie und da ein andrer Ort zum Ausruhen und zum Mittagsessen gebraucht, als damahls. Die Wasserreise, welche beynahe einen ganzen Monath dauerte, hielt uns ungewöhnlich lange auf, und machte, daß wir zu Jedo später eintrafen, als je vorhin geschehen seyn mag. Mir verschaffte dieser Umstand aber den Vortheil, daß der Frühling mehr zu Ende ging, und der Sommer näher heran rückte, und daher mehr

Bäume

Bäume und Gewächse in Blüthe stauden, als ich sonst Gelegenheit gehabt haben würde zu sehen und zu sammeln, wenn die Reise um einen Monath kürzer gewesen, und wir also auch um einen Monath früher nach Nangasaki zurück gekommen wären.

Unterweges hatte ich verschiedne von den Fürsten oder Befehlshabern des Landes, so wohl von den grösseren und reicheren, als kleineren, mit einem angemeßnen Gefolge auf ihrer jährlichen Reise nach der Hauptstadt und dem Kaiserlichen Hofe gesehen. Vor denen, welche von grossem Ansehen waren, mußten wir, indem sie vorbey zogen, still halten, wenn wir nicht vorher eine Herberge hatten erreichen können. Wenn dann ihre Suite sehr groß war, hatten wir gewöhnlich auch den Verdruß, daß wir uns mit den schlechteren Logis behelfen mußten, besonders, wenn es sich traf, daß wir in solchen Gegenden zusammen stiessen, wo nur kleine Dörfer vorhanden waren. Ja so gar trug es sich einmahl zu, daß wir in einer Stadt das schon bezogne Quartier wieder räumen, und uns nach einem vor der Stadt stehenden Tempel verfügen, und daselbst 2. Tage still liegen mußten, ehe wir genug Träger, Pferde und andre Nothwendigkeiten zur Fortsetzung unsrer Reise bekommen konnten. Nicht selten besteht die ganze Reisegesellschaft eines solchen Fürsten aus mehreren 100, ja wohl aus 1 = 2000. Mann. Dies ganze Heer zieht in förmlicher Ordnung einher. Sie haben eine Menge Gepäcke bey sich, das theils von Menschen, theils von

von Pferden getragen wird. Ihre Wapen und Fürstlichen Insignien werden allezeit vor ihnen hergetragen, einige in ziemlicher Entfernung, andre dicht vor ihrem Norimon. Gemeiniglich werden auch ein oder zwey schöne Handpferde vor ihnen hergeführt. Einige hatten auch einen oder mehrere, zur Jagd abgerichtete Falken bey sich, die an einer um den Fuß gebundnen Kette auf dem Arme getragen wurden. Ferner wurden in der Nähe ihrer Sänften verschiedne grosse und kleine Kisten, Betten, Theegeräth; ja so gar von besondern Bedienten Sonnenschirme, Fächer, Hut, Pantoffeln und dergleichen getragen, um alles so gleich bey der Hand zu haben. Wo sie durchkamen, entstand tiefe und allgemeine Stille: die Leute auf und an den Wegen legten sich nieder, den Kopf gegen die Erde geneigt, um ihre Ehrfurcht zu erkennen zu geben. Die Norimon-Träger trugen die Livree ihres Herrn, und alles war mit dem Wapen desselben bezeichnet. Wenn sie uns vorbey paßirten, hatten sie gemeiniglich die Gardinen niedergelassen. Nur hie und da hatte einer die Höflichkeit, sie aufzuziehen, und im Vorbeygehen uns zu grüssen. Einige waren gar so artig, daß sie jemanden von ihrem Hofstaate zu uns schickten, und uns Glück wünschen liessen. Waren wir aber vorher an einem Orte angekommen, so hatten wir Gelegenheit, in einem für uns dazu bestellten Hause an der Hauptstrasse den ganzen Zug vorbey kommen zu sehen. Die Gardinen waren alsdann gewöhnlich aufgezogen, und wir sahen den

Für-

Fürsten in seinem Norimon sitzen, aber an Farbe und Ansehen allen andern Leuten völlig gleich, auch eben so gekleidet, und ohne seinen grossen Hofstaat und prächtigen Aufzug von andern nicht zu unterscheiden.

So höflich wir auch, wenn wir an der Grenze des Gebieths eines solchen Fürsten ankämen, in ihrem Nahmen von besonders dazu abgeschickten Personen empfangen wurden, so hatten wir doch nirgends Erlaubniß, einen von ihnen zu besuchen, wenn wir gleich durch seine Residenz-Stadt reiseten. Eben so wenig bekamen wir von ihnen Besuch. Jenes konnte deswegen nicht geschehen, weil nach der Sitte des Landes allezeit kostbare Geschenke voraus geschickt werden müssen, ehe der Besuch abgestattet wird. Das letztere hat auch seine Ursachen. Einmahl ist es verbotten, um zu verhüthen, daß die Holländer mit den Fürsten im Reiche keine Bekanntschaft machen, die vielleicht in einer oder andrer Rücksicht denselben nachtheilig seyn könnte. Dann läßt aber auch ihre eigne Hoheit es nicht zu; sie würden sich, wenn es geschehen sollte, in ihrer ganzen Hofpracht zeigen müssen. Dessen ungeachtet widerfuhr uns doch einmahl die eben so seltne als unvermuthete Ehre, daß wir an einem Abend in unserm Logis von einem dergleichen Landesfürsten einen Besuch erhielten. Er kam aber incognito, und hatte nur 2. seiner Hofleute bey sich. Er blieb eine gute Weile, sprach mit uns von allerhand Dingen, und schien eben so neugierig zu seyn, als

er

er ein artiger und höflicher Herr war. Alles was wir von Europäischen Sachen bey uns hatten, besah er sehr genau und mit vieler Aufmerksamkeit, und er blieb mit seiner Unterredung nicht bey Japanischen Gegenständen stehen, sondern lenkte sie auch auf Europäische Materien.

Auf der ganzen Reise hatten wir nur wenig Regen. Die Kälte war auch erträglich, ob wir gleich bisweilen in unsern Zimmern einheitzen mußten. Unsre Japaner hielten die Kälte besser, als das regniche Wetter aus, weil sie beständig mit blossem Kopfe und nackten Füssen gingen. Wenn es stark regnete, machten sie sich sehr ungern auf den Weg.

Aufenthalt in der Haupt-Stadt Jedo.

Gleich anfangs nach unsrer Ankunft zu Jedo bekamen wir täglich Besuch von vielen Japanern. Wir selbst hatten nicht anders Erlaubniß auszugehen, als zur Audienz. Aber auch uns zu besuchen, hatte niemand die Freyheit als die, welche sie von der Regierung ausdrücklich erhalten hatten. Anfänglich machten uns nur vornehme Herren und Gelehrte die Visite; hernach fanden sich auch Kaufleute und andre ein. Die allerersten waren 5. Aerzte und 2. Astronomen, die nach empfangener Erlaubniß vom Reichsrathe, auf eine sehr feyerliche Weise kamen, um ihre Freude über unsre Ankunft zu bezeugen. Der Ambassadeur, ich und der Secretair,

cretair, nebst unsern Dolmetschern und den übrigen Japanischen Ober-Bedienten von unsrer Gesellschaft, nahmen sie in unsrem Saale an, und unterredeten uns mit ihnen verschiedne Stunden lang. So bald die Complimente und das gewöhnliche allgemeine Gespräch vorbey waren, wandten alle sich mit ihren Fragen fast ganz allein an mich. Die beyden Sternkundigen hiessen Sakaki Bonsin und Subokawa Sulo, und waren ernsthafte, etwas bejahrte Männer. Ihre Erkundigungen betrafen meist die Verfinsterungen, welche sie, wie ich merkte, nicht auf Minuten, oft nicht einmahl auf Stunden ausrechnen konnten. Da unsre Fragen und Antworten allezeit durch den Mund der Dolmetscher gehen mußten, trat nicht selten der Fall ein, daß wir einander nicht deutlich verstehen konnten. Dazu kam, daß ich selbst nicht solche astronomische Kenntnisse besaß, als ich wünschte, und daß weder sie noch ich Bücher zur Hand hatten, die uns hätten behülflich seyn können. Mit den Aerzten war die Unterredung viel leichter. Zwey von ihnen verstanden selbst das Holländische etwas, und die Dolmetscher sind überall in der Arzneywissenschaft nicht unerfahren. Die Aerzte will ich doch näher beschreiben. Einer hieß Okada Jeosin, ein Mann über 70. Jahr, er führte meist immer das Wort. Unter andern verlangte er vom Krebs, Beinbruch, Nasenbluten, Geschwüren, venerischen Zufällen, Wunden im Halse, Zahnschmerzen und der goldnen Ader vieles zu hören. Ihn begleitete

gewöhn-

gewöhnlich ein junger Mann, Kurisuki Dosa. Zwey andre, Amano Reosjun, und Fokusmoto Dosin verhielten sich gemeiniglich nur als Zuhörer. Diese vier wiederhohlten ihren Besuch nicht oft, legten ihn auch in der Folge nicht feyerlich, sondern privatim bey mir ab. Zwey andre aber kamen nicht nur alle Tage, sondern blieben auch öfters bis spät in die Nacht bey mir. Einer von ihnen, Nahmens Katsragawa Fosju, war Leibarzt des Kaisers, dessen Wapen er auch auf seinen Kleidern trug, ein ganz junger lebhafter Mann, ein guter Kopf und dabey von gutem Gemüths-Charakter. In seiner Gesellschaft war allezeit einer seiner Freunde, Nakagawa Sunnan, etwas älter, und Leib-Medicus im Dienste eines der vornehmsten Fürsten des Landes. Beyde, insonderheit der letztere, sprachen das Holländische ziemlich gut, und besassen einige Einsicht in die Mineralogie, Zoologie und Kräuterkunde, und überhaupt in die Naturgeschichte, die sie theils Chinesischen und Holländischen Büchern, theils den Holländischen Aerzten, die ehemals hier gewesen waren, zu verdanken hatten. Sie waren beyde unbeschreiblich freundschaftlich, dienstfertig und lernbegierig. Sie suchten mich um so viel mehr zu benutzen, da sie bey mir Kenntnisse, die sie vorher bey andern vermißt hatten, zu finden glaubten, und da lange vor unsrer Ankunft durch die Dolmetscher das Gerücht sich hieher verbreitet hatte: dies Jahr würde ein Holländischer Doctor nach Jedo kommen, der gelehrter wäre, als die, freylich

lich oft sehr unwissenden, Feldscherer, die man hier zu sehen gewohnt ist. Diese bereits zum Voraus gefaßte gute Meinung von mir wurde durch die vortrefflichen chirurgischen Instrumente, welche ich von Paris und Amsterdam mitgebracht hatte, noch mehr erhöhet. Manchmahl wurde mir ihr unabläßiges Fragen wirklich zur Last, dies abgerechnet aber brachte ich in ihrer Gesellschaft viele angenehme, unterhaltende, mit unter für mich so gar lehrreiche Stunden zu. Sie brachten oft, bald zum Geschenk, bald zum Besehen, kleine Sammlungen von Droguen, Mineralien und frischen Kräutern, theils mit, theils ohne Blüthe mit. Die Kräuter trocknete und verwahrte ich. Sie lehrten mich ihre Japanischen Nahmen, und den Gebrauch, den man hier zu Lande davon macht; ich sie dagegen die Lateinischen und Holländischen Benennungen, und den zweckmäßigern Gebrauch, den die Europäer davon machen. Ihre Hauptbücher in der Botanik waren Jonstons historia naturalis und Dodonäus Herbarium; in der Medicin, Woyts Schatzkammer, die sie von den Holländern gekauft hatten. In der Wundarzneykunst gebrauchten sie die Holländische Uebersetzung vom Heister. Ich verkaufte ihnen ausser andern Büchern auch eine sehr schöne Ausgabe von Muntings Kräuterbuche. Die hiesigen Aerzte unterschieden sich übrigens von andern Leuten dadurch, daß sie entweder alles Haar auf dem ganzen Kopfe, oder ganz und gar nichts davon abgeschoren hatten;

bekanntlich scheren sonst die Japaner einen Theil des Haars ab.

Wir waren nicht lange zu Jedo gewesen, als wir unter die Leute von unserm Gefolge ansehnliches Trinkgeld austheilen mußten. Unser Aufwärter bekam 4. Thaler, die Norimon-Träger 3. die Handlanger bey den Norimon auch 3. und 2. andre Bediente 3. Thaler, 7 Mas, 5 Kondern.

Der 18. May war zu unserm Audienz-Tage angesetzt. Die Bestimmung dieses Tages geschieht nie vor der Ankunft zu Jedo. Früh Morgens waren wir schon fertig, in unserm besten Schmuck uns nach reichlich genoßnem Frühstück, in unsre Norimon zu setzen, und uns nach dem Kaiserlichen Pallaste tragen zu lassen. Wir hatten Europäische Kleidung an, aber von kostbaren seidnen Stoffen, und entweder mit Silber durchwirkt, oder mit goldnen Tressen besetzt. Auch gehört zur Festlichkeit des Tages, daß wir den Degen, und einen sehr weiten, schwarzen seidnen Mantel, den gewöhnlichen Predigermänteln ähnlich, anlegten. Die sämtlichen Geschenke, so wohl für den Kaiser, als den Kronprinzen, die Reichsräthe und übrigen Beamten, waren bereits hingeschickt, und in den Zimmern, wo wir Audienz haben sollten, an den Seiten in Ordnung gelegt.

Eine ziemliche Weile wurden wir durch die Stadt getragen, ehe wir in denjenigen Theil derselben kamen, der die Residenz des Kaisers enthält. Dieser macht an sich selbst schon eine ansehnliche

Stadt

Stadt aus, und hat 5. Meilen im Umkreise. Er enthält den Pallast des Kaisers und den des Kronprinzen, welche durch breite Gräben, Mauern, Thore und andre Befestigungswerke von einander abgesondert sind. In der äussern Citadelle, welche die größte von allen ist, sind grosse, schöne Strassen, mit hübschen und grossen Häusern, welche den Fürsten und Prinzen des Reichs, den Reichsräthen und andern hohen Staats- und Hofbeamten gehören, und worin auch die zahlreichen Familien derselben, die ebenfalls das ganze Jahr über sich am Hofe aufhalten müssen, wohnen. Beym ersten Thore sahen wir schon eine sehr starke Wache; die beym zweyten aber besteht täglich aus 1000. Mann. Ehe wir in dieses Thor kamen, stiegen wir aus. So bald wir hindurch waren, wurden wir in ein Zimmer geführt, ehe wir uns in den eigentlichen Pallast des Kaisers begeben durften. Endlich bekamen wir denn Erlaubniß, uns demselben zu nähern. Wir gingen durch eine lange Reihe bewaffneter und gut gekleideter Soldaten, die zu beyden Seiten bis an die Schloßthüre aufgestellt waren. Das eigentliche Kaiserliche Schloß steht auf einer Anhöhe, hat zwar nur ein einziges Stockwerk, ist aber doch viel höher als andre Häuser, und nimmt einen sehr grossen Platz ein. Man führte uns sogleich in ein Vorgemach, wo wir abermahls eine gute Stunde warten mußten. Die Japanischen Ober-Bedienten von unserm Gefolge sezten sich an der einen, und die Holländer nebst

den Dolmetschern an der andern Seite. Wir Holländer mußten uns ebenfalls auf Japanische Art setzen. Das war uns nun zwar äusserst lästig; als wir es aber nicht länger aushalten konnten, warfen wir die Füsse auf die Seite, und bedeckten sie mit unsern grossen Mänteln, die uns hiebey gar wohl zu Statten kamen. Die Zeit, da wir hier warten mußten, wurde uns gar nicht lang, weil immer eine sehr grosse Menge Menschen herein und heraus strömte, um uns in Augenschein zu nehmen, und mit uns zu sprechen. So gar einige von den Fürsten des Reichs besuchten uns. Zwar kamen diese incognito, wir konnten aber doch aus dem Gemurmel, das in den innern Zimmern anfangs auf einige Augenblicke entstand, und aus der Stille, die darauf folgte, allezeit merken, daß es ein Fürst war, der herein kam. Ihre Neubegierde in allen Dingen ging sehr weit; am stärksten aber äusserte sie sich in Ansehung unserer Art zu schreiben. Man bath uns daher, entweder auf ein Stückchen Papier, oder auf ihre Fächer etwas zu schreiben. Einige zeigten uns auch Fächer, worauf Holländer vorher etwas geschrieben, und die sie als eine grosse Seltenheit sorgfältig aufgehoben hatten.

Endlich kam der Augenblick, da der Ambassadeur Vortritt haben sollte. Die Cerimonie hiebey war von derjenigen ganz verschieden, die vor 100. Jahren zu Kämpfers Zeit gebräuchlich war. Der Ambassadeur wurde in das Zimmer des Kaisers geführt. Wir Uebrigen blieben auf unsern Plä-

tzen, bis er nach einer kleinen Weile zurück kam. Nach seiner Zurückkunft mußten wir wieder eine ziemliche Zeit im Vorgemache verweilen, um Besuche und Fragen von verschiednen Hofleuten anzunehmen, bey deren Ankunft verschiedne Mahl ein allgemeines und tiefes Stillschweigen entstand. So gar der Kaiser selbst fand sich auf diese Art incognito bey uns ein, um die Holländer und ihre Kleider genauer zu besehen. Unsre Dolmetscher und Japanischen Ober-Bedienten hatten sich alle Mühe gegeben, durch ihre Freunde von allem Nachricht einzuziehen, und durch sie wußten wir denn auch alles. Der Kaiser ist ein Mann von mittlerer Grösse und starker Leibes-Constitution, und schien ein Alter von einigen und 40. Jahren zu haben. Als endlich alle Besuche vorüber waren, bekamen wir Erlaubniß, verschiedne Zimmer zu besehen. Der Ambassadeur war aus dem Vorzimmer über eine lange, mit Brettern belegte Diehle hineingeführt worden, worauf sich eine grosse Schiebthüre geöffnet hatte. Das innere Zimmer besteht gleichsam aus 3. Zimmern, von denen das eine immer eine Stufe höher, als das andre ist. Jedes hat eine Länge von ungefähr 10. Schritten, so daß der Abstand zwischen dem Kaiser und unserm Gesandten etwa 30. Schritt betragen mochte. In dem innersten nämlich befindet sich der Kaiser bey der Audienz und zwar stehend, nebst dem Kronprinzen, der ihm zur Rechten steht. An der rechten Seite dieses Zimmers ist ein grosser Saal, dessen Fußboden mit 100. Matten bedeckt ist,

wovon er auch der Hundert-Mattensaal heißt. Er hat 300. Ellen in der Länge, und 150. in der Breite, und ist für die höchsten Beamten, Räthe und Fürsten des Reichs bestimmt, die bey solchen feyerlichen Gelegenheiten alle nach Rang und Würden ihre Plätze in demselben einnehmen. An der linken Seite im Audienz-Zimmer selbst standen die Geschenke theils aufgestellt, theils in Haufen gelegt. Die ganze Audienz besteht übrigens bloß darin, daß der Ambassadeur, so bald er ins Zimmer getreten ist, auf die Knie niederfällt, die Hände auf die Matte legt, und den Kopf gegen die Erde beugt, alles auf gleiche Art, wie die Japaner selbst ihre Unterthänigkeit und Ehrerbietung bezeugen. Darauf steht er auf, und wird genau den vorigen Weg ins Vorgemach zurück geführt. Die übrigen Zimmer, welche wir besahen, hatten keine Meublen. Der Fußboden war mit grossen und sehr weissen Strohmatten belegt; die Leisten und Thüren schön lackirt und der Beschlag sehr stark vergoldet.

Als wir uns allenthalben umgesehen hatten, wurden wir in den Pallast des Kronprinzen geführt, der gleich neben dem Kaiserlichen steht, und nur durch eine Brücke davon getrennt wird, und darauf wieder zu unsern Norimon begleitet.

Der Tag war schon grossentheils verstrichen, und uns hungerte sehr, weil wir seit dem Frühstück nichts genossen hatten. Nichts desto weniger mußten wir heute noch bey allen Reichsräthen, so wohl den 6. ordentlichen, als den 6. ausserordentlichen,

lichen, und zwar in eines jeden eignem Hause, Besuch ablegen. Da indessen diese Herren noch nicht vom Hofe zurück gekommen waren, wurden wir von ihren Bevollmächtigten auf die artigste und höflichste Weise empfangen, und auch von ihren Damen und Kindern in Augenschein genommen. Jede Visite währte eine halbe Stunde. Meistens wurden wir in einem grossen Saale angenommen, und zwar auf einem solchen Platze, daß man uns durch dünne Gardinen von allen Seiten sehen konnte, ohne daß wir jedoch das Glück haben konnten, die Schönheiten des Hofes zu sehen. Nur einmahl waren wir so glücklich, daß die Damen sich sehen liessen, die Gardinen weggezogen, und wir so gar ersucht wurden, weiter ins Zimmer hervor zu treten. Gewöhnlich wurden wir von 2. vornehmen Beamten empfangen, allenthalben aber mit gekochtem grünen Thee, Tobak und Confect bewirthet, welches alles auf besondern kleinen Tischen, und für jeden besonders, vorgesetzt wurde. Bisweilen tranken wir von dem Thee eine Tasse; den Tobak aber rührten wir nicht an, und das Confect nahmen unsre Dolmetscher mit nach Hause.

So langweilig es war, sich so von einem Hause zum andern tragen zu lassen, so hatte ich doch unterweges einen Anblick, der so groß und schön war, daß er mir immer lebhaft vorschweben wird. Von einer Anhöhe, wo wir still hielten, übersah ich die ganze unermeßliche Stadt, deren Umfang, nach

Angabe der Japaner, 21. Meilen, das ist ungefähr eben so viele Stunden zu gehen beträgt.

Jetzt war es Abend, und wir kamen müde und hungrig in unserm Quartiere wieder an.

Am folgenden Tage mußten wir die so genannten Tempelherren, die beyden Gouverneure der Stadt und die beyden Commissarien über die Fremden, besuchen.

Hierauf gingen nur wenige Tage hin, als wir beym Kaiser und dem Kronprinzen schon unsre Abschieds-Audienz bekamen. Sie ging den 23. May in größter Eile, und zwar nur in Gegenwart ihrer dazu verordneten Räthe vor sich.

Die folgenden Tage wandten wir dazu an, die Geschenke entgegen zu nehmen, und uns zu der bevorstehenden Abreise anzuschicken. Die weiten seidnen Röcke (die Holländer nennen sie Schlafröcke), welche der Kaiser und der Kronprinz schenken, werden bey der Abschieds-Audienz übergeben; die Geschenke der übrigen Grossen aber nach dem Logis der Holländer geschickt. Jeder von den ordentlichen Reichsräthen schenckt am Tage nach der Abschieds-Audienz 10. solche Japanische Talare, jeder von den ausserordentlichen 6. jeder Tempelherr 5. jeder Gouverneur 5. jeder Commissarius und der Statthalter von Nangasaki 2. Sie sind von dem feinsten Japanischen seidnen Zeuge gemacht, sehr weit, reichen bis auf die Füsse, haben grosse weite Aermel nach Japanischer Art, und sind theils mit seidnen, theils baumwollnen Watten ausgestopft. Unser

Banjos bekam deren zwey, ich und der Secretair jeder auch zwey, und der Gesandte behielt für sich vier. Das Zeug ist entweder schwarz, oder auf verschiedne Art geblümt. Die übrigen blieben für die Ostindische Compagnie, und wurden für jede in Europa befindliche Kammer derselben eingepackt, und hernach von Batavia nach Holland geschickt.

Die Witterung war während der 26 Tage unsers Aufenthalts zu Jedo nicht die beste. Die meiste Zeit hatten wir feuchtes, und am Tage trübes Wetter; manchmahl Staubregen, manchmahl starken Regen, entweder Vormittags oder Nachmittags.

So ungeheuer groß und weitläuftig die Stadt Jedo ist, eben so volkreich ist sie auch. Besonders strömt hier eine unzählige Menge Fremder aus allen Theilen und Gegenden des Reichs zusammen. Jede Haushaltung hat zwar ihr eignes Haus, und die Häuser sind nur ein oder zwey Stockwerke hoch; indessen wohnen doch viele bey einander, und pakken sich in ein Haus zusammen. Längs der Gasse sind allezeit Werkstätten und Buden. Vor jenen hängt gemeiniglich ein grosses Laken, das sie entweder ganz oder doch zum Theil verdeckt, damit man von der Strasse nicht gut sehen möge, was gearbeitet wird. In den Kaufmannsläden aber sieht man beynahe von allem Muster und Proben, die sogleich vorgezeigt werden. Die Strassen, wenigstens die vornehmsten, sind sehr breit; oft 40 bis 50 Ellen. Die Stadt wird, wie Nangasaki, von 2 einander wechselsweise ablösenden Gouver-

 neu.

neuren, einigen Bürgermeistern, und vielen Ottona, das ist Aufsehern oder Vorgesetzten, deren über jede Strasse einer ist, regiert. Die Häuser sind, wie in andern Städten, mit Dachpfannen gedeckt; die obere Etage wird selten bewohnt.

Die Fürsten und Prinzen des Landes haben nicht nur in der ersten Citadelle ihre gewöhnlichen Palais für ihre Familien, sondern auch in der Stadt selbst in verschiednen Gegenden eigne Häuser, um bey Feuersgefahr allezeit eine gewisse Zuflucht zu haben.

In allen Japanischen Städten sind vortreffliche Anstalten gegen Feuersgefahr, und überhaupt zur Verhütung von Unglücksfällen. Allenthalben sind sichere, aufmerksame und hinreichende Nachtwachen vorhanden, die schon früh des Abends, so bald es nur dunkel wird, umher gehen, und sich die Nacht hindurch vielfältig hören lassen. Zu Jedo sind diese Wachen doppelt. Die eine zeigt nur an, was die Uhr ist. Dies geschieht vermittelst zweyer Stücken Holz, die gegen einander geschlagen werden, und dies Schlagen thun sie beynahe in einem fort, fast bey jedem Hause; die beyden letzten Schläge folgen dicht auf einander, zum Zeichen, daß man nicht mehr zu erwarten hat. Solcher Wachen sind beynahe für jede Strasse eine. Die andre ist die eigentliche Brandwache. Man kennt sie daran, daß sie einen mit Eisen beschlagenen Bambo-Stock, oder eine, oben mit einem Ringe versehene eiserne Stange auf der Strasse hinter

sich

sich her schleppt, welches einen eignen sehr unangenehmen Laut giebt. Am Ende einer jeden Strasse, da, wo sie mit Thoren verschlossen werden kann, ist allezeit eine hohe Leiter, wo die Wache hinauf steigen kann, um zu sehen, ob irgendwo Feuer ist. Oben auf jedem Hausdache ist ein mit einem Geländer eingeschloßner vierseitiger Platz, wo jederzeit ein Gefäß mit Wasser steht, das bey entstehender Feuersbrunst sogleich zur Hand ist. An sehr vielen Stellen sind in der Nähe der Häuser feuerfreye steinerne Packhäuser aufgebauet, wo Waaren und Meublen sicher hingebracht werden können. An den Seiten derselben sind mehrere eiserne Haken eingemauert, an denen man nasse Matten aufhängen kann, um die Verbreitung des Feuers zu hindern. Da die Häuser leicht Feuer fangen, so trägt es sich hier oft zu, daß eine Feuersbrunst entsteht, und ganze Reihen von Häusern und Strassen in die Asche legt. Während unsers hiesigen Aufenthalts kam einigemahl Feuer aus, das aber geschwind gedämpft wurde. Unser Ambassadeur erzählte aber von einem schrecklichen Brande, der sich bey seiner Anwesenheit im Jahr 1772 zugetragen hatte. Das Feuer brach des Mittags aus, dauerte bis den andern Tag Abends um 8 Uhr, und griff so weit um sich, daß eine Strecke von 6 Meilen in die Länge und 3 in die Breite verheert wurde. Bey dieser Gelegenheit brannte das Haus, wo die Holländische Gesandtschaft zu logiren pflegt, auch ab, und die Holländer mußten sich

in einer Nacht dreymahl nach einem andern Hause und zuletzt nach einem Tempel begeben.

Unter andern Merkwürdigkeiten, die man uns zu Jedo zeigte, war auch ein junger Wolf, der in den nördlichsten Gegenden gefangen, und als ein seltnes Thier hieher gebracht war. Die Leute in der Stadt kannten dies Thier gar nicht, und man machte uns eine so wunderliche Beschreibung davon, daß unsre Neugier, es zu sehen, sehr hoch gespannt wurde. Wir gingen dahin, wo das sonderbare Thier zu sehen war, und siehe, es war ein kaum halb ausgewachsener Wolf. Lustig war es zu sehen, wie sorgfältig man das arme Thier, dem selbst allzu bange war, als daß es gefährlich seyn konnte, um den Leib und an den Füssen fest gebunden hatte. Als ich erzählte, solche Thiere liefen in meinem Vaterlande scharenweise umher, würden sehr groß und thäten viel Schaden, wurde den Japanern gar Angst.

Eines Tages kam eine von ihrem Manne verstoßne Frau, nach dazu erhaltner Erlaubniß, zum Ambassadeur, um zu betteln. Sie hatte sich alle Haare ganz abscheren lassen, und ging mit völlig kahlem Kopfe, ohne ihn mit irgend etwas zu bedecken: ein gar seltsam auffallender Anblick. Man sagte uns, dies geschehe allezeit, wenn eine Frau aus einer oder der andern Ursache von ihrem Manne geschieden worden ist.

Die beyden Hof-Medici, meine lieben Schüler, die mich fast täglich besuchten, hatten durch

mei-

meine unverdroßne Bemühung sowohl, als durch eignen ununterbrochnen Fleiß in der Arzneykunst, besonders demjenigen Theile derselben, der die Krankheiten kennen und beurtheilen lehrt, ansehnliche Fortschritte gemacht. Sogar hatten sie durch Benutzung meines Raths angefangen, bey ihren Patienten europäische Mittel, wovon sie sich einen kleinen Vorrath verschafft hatten, anzuwenden. Da es nun bekannt wurde, daß ich es sehr oft war, der die zu gebrauchenden Mittel vorschrieb, so wurde ich auch einmahl, in Betreff eines sehr vornehmen Patienten am Kaiserlichen Hofe, um Rath gefragt. Als ich aber wünschte, von dem Geschlechte, Alter und andern einem Arzte zu wissen nöthigen Umständen des Kranken benachrichtiget zu werden, benahm man sich so geheimnißvoll, daß es mir unmöglich war, etwas zu verordnen. Bekanntlich lassen die Vornehmen sich äusserst selten vor den eignen Einwohnern ihres Landes sehen, noch viel weniger von Fremden, und die zur Kaiserlichen Familie gehörigen Personen sind oft so unbekannt, daß sehr wenige Leute im ganzen Reiche den Nahmen des regierenden Kaisers eher, als nach seinem Tode, zu wissen bekommen. Ich konnte daher gar nicht erwarten, meinen hohen Patienten kennen zu lernen. Anfangs drang ich zwar darauf, mit dem Kranken selbst zu sprechen, und ihm die nöthigen Fragen zu machen. Der Gefahr wegen, worin derselbe war, wäre mir dies vielleicht auch geglückt. Allein man hätte doch dabey

bey die Vorsicht beobachtet, mich nur im nächsten Zimmer bleiben zu lassen, und dabey noch die Gardinen vorzuziehen. Ich hätte ihn also doch weder sehen, noch nach dem Pulse fühlen können. Da mir also jenes nichts geholfen haben würde, nahm ich den Ausweg, durch die Dolmetscher und meine Schüler ganz von fern die Umstände zu erforschen, welche ich schlechterdings wissen mußte. Darauf konnte ich denn endlich dienliche Mittel verordnen, und der vornehme Patient, der, so viel ich aus allen Umständen schliessen konnte, eine von den Kaiserlichen Prinzessinnen war, wurde sehr bald wieder hergestellt.

Vor meiner Abreise ersuchten mich meine nun ziemlich geübten Schüler um ein schriftliches Zeugniß von dem genoßnen Unterrichte und ihren Progressen. Ich gab es ihnen, und zwar in Holländischer Sprache. Sie wurden so erfreuet, und zugleich so stolz darauf, daß gewiß weder ich, noch irgend ein andrer so eben creirter Doctor, uns auf unsern herrlichen Doctor-Hut und das gedrukte Diplom mehr zu gut gethan haben. Ich habe auch hernach verschiedne Jahre hindurch sowohl mit ihnen, als mit meinen Freunden unter den Dolmetschern, nicht allein Briefwechsel unterhalten, sondern ihnen auch verschiednes, was ihnen angenehm seyn konnte, zum Geschenke geschickt, und dagegen allerley Samen für den botanischen Garten zu Upsala, und verschiedne merkwürdige

Sachen

Sachen für die akademische Naturalien-Sammlung zurück erhalten.

Ehe ich mich von Jedo trennte, suchte ich, was selbst wenige Japaner wissen, den Nahmen des Monarchen, dessen Hof zu besuchen ich die seltne Ehre genossen hatte, zu erfahren; so wie die Nahmen der sämmtlichen, sowohl geistlichen als weltlichen Regenten, welche seit Kämpfers Zeit dies gesegnete Land, dies glückliche Volk beherrscht haben. Die Schwierigkeiten hiebey kannte ich, und an jedem andern Orte als hier, wo meine vertrauten Freunde mir dazu behülflich seyn konnten, wäre es mir durchaus unmöglich gewesen, einige Kunde davon zu bekommen. Es war daher ein seltenes Glück, als ich einige Tage vorher, ehe wir die Hauptstadt verliessen, ein Verzeichniß erhielt, das für kein Geld zu bekommen ist. Minamoto no Je Faru Koo ist der Nahme des damals regierenden weltlichen Kaisers oder Kubo, der zugleich vom Dairi, welchem es zukommt höhere Titel zu ertheilen, folgende Beynahmen bekommen hat: Sjo ji tsi ji naij daijsin Sakonje no taij sio Zeij ji taij Siogun. Minamoto ist der Familien-Nahme, Je Far der persönliche Nahme, und Koo heißt Herr, wird aber nur hohen Personen beygelegt, ungefähr wie das Französische Seigneur. Sein Alter war damahls 43 Jahr. Der Kronprinz hieß Minamoto no Je Moto Koo, und mit dem vom Dairi ihm beygelegten Titel: Su nieji daijnagon; er war etwa 12 Jahr alt.

Rück-

Rückreise von Jedo nach Dezima.

Unsre Abreise von Jedo war auf den 25. May angesetzt. An diesem Tage mußten wir sie auch unabänderlich antreten, weil der 13. Siguats, oder der 30. May, zur Reise des Kaisers nach dem Tempel zu Niko bestimmt war. Dieser Tempel ist sehr groß, liegt 36 Meilen von Jedo ostwärts, und jetzt sollte daselbst ein grosses Fest gefeyert werden. Schon vor 3 Jahren hatte man diese Reise beschlossen, es wurden auch bereits grosse Anstalten dazu gemacht; sie war aber von einem Jahre zum andern aufgeschoben. Da sowohl der Monarch als alle Fürsten im Reiche, völlig eben so gekleidet sind, und ihr Haar eben so tragen, als alle andre Einwohner des Landes, auch weder durch Thron, Juwelen, noch dergleichen etwas sich auszeichnen, mithin von andern gar nicht unterschieden werden können, so haben sie ein anderes Mittel ausfindig gemacht, sich zu unterscheiden. Dies besteht darin, daß sie nach Verhältniß ihres Standes und ihrer Würde auf Reisen und bey feyerlichen Gelegenheiten sich von einem ungeheuer grossen Gefolge von Beamten, Bedienten mancherley Art und andern Leuten, die um sie herum wimmeln, sehen lassen. Kein Wunder daher, wenn zur Reise des obersten Landes-Regenten ungewöhnlich grosse Zurüstungen gemacht wurden. An den Landstrassen sollten neue Häuser gebauet werden, um darin am Tage auszuruhen und des Nachts

zu

zu logiren. Alle nur ersinnliche Bedürfnisse und Bequemlichkeiten sollten an Ort und Stelle vorher in völliger Bereitschaft seyn. Jeder sollte sowohl vorher als während der Reise auf seinem Posten äusserst aufmerksam seyn. Während der Abwesenheit des Kubo sollte die Kaiserliche Citadelle dem Fürsten der Landschaft Mito, und die Regierung zugleich einigen Reichsräthen anvertrauet werden. Ueber das ganze Land war bereits der Befehl ergangen, allenthalben die genaueste Sorge zu tragen, daß Feuersbrunst, Aufruhr und andern Unglücksfällen vorgebeugt würde. Die zur Bestreitung der Kosten dieser Reise angeschlagne Summe belief sich auf 280,000 Kobang, oder 1,680,000 Thaler. Ein Theil dieses Geldes wurde unter die Reichsräthe, Landes-Befehlshaber und andre, welche mitreisen sollten, vertheilt. Die Reise selbst sollte in 3 Tagen zurück gelegt werden; den ersten Tag nach der Ankunft Ruhetag seyn; am 17. Siguats oder den 3. Junius das Fest gefeyert werden, und Tages darauf die Rückreise den Anfang nehmen. Bey unsrer Abreise von Jedo sahen wir bereits zahlreiche Vortruppen jenes Heers vorauf ziehen. Drey Tage vor des Kaisers Abreise aber fangen solche Scharen an, in grosser Menge nach einander abzugehen, und am letzten Tage vorher geschieht es so häufig, daß jede halbe Stunde ein neuer Haufe abgeht, welches bis 5 Uhr des andern Morgens währt, da der Kaiser mit dem Kronprinzen selbst sich auf den Weg macht. Unter die-

ser unzählbaren Menge Leute sind auch verschiedne alte Männer, Bettler und Büttel. Man nimmt sogar Särge mit, damit es unterwegs auch hieran nicht fehlen möge.

Am 21. May 1776, Morgens früh, traten wir also unsre Rückreise nach Nangasaki an. Wir machten sie meistens auf dieselbe Art, und auf demselben Wege, als die Hinreise. Gewöhnlich bedienten wir uns auch wieder der vorigen Herbergen, sowohl zum Mittagsessen, als zum Nachtlager. Nur selten richteten wir es anders ein.

Zu Totska kauften wir verschiedne schöne, obwohl kleine, flache Kasten mit Conchylien, die sehr sauber und zierlich auf gekratzte Baumwolle gelegt waren. Dergleichen kaufen die Holländer hier zu Lande sehr viele auf, entweder um sie hernach mit Vortheil wieder zu verkaufen, oder sie als Seltenheiten aus einem so entfernten Reiche ihren Freunden und Verwandten in Europa zuzuschicken. Die Conchylien waren alle mit Reißleim an die Baumwolle befestigt, damit sie nicht abfallen sollten. Ich pflückte aber doch alle die darunter aus, die bisher in Europa unbekannt, oder sehr selten waren, und die jetzt in der Sammlung der Universität zu Upsala aufbewahrt werden.

Unterweges besahen wir einen Fichtenbaum (Pinus sylvestris), dessen Zweige sich horizontal ausgebreitet hatten, und gleichsam ein Laubendach formirten, darunter man spatzieren gehen konnte. Aehnliche Fichten hatte ich zwar vorher schon an ver-

verschiednen Oertern gesehen, aber keine von so grossem Umfange, als diese, deren Zweige sich über 20 Schritt in die Länge ausbreiteten, und von untergesetzten Pfählen unterstützt wurden.

Den 27. May reiseten wir über das hohe Gebirge Fakonie, wo es uns eben so, als auf der Hinreise erging. Zu Fakonie assen wir zu Mittag, bekamen und bezahlten, was wir vorher da bestellt hatten, und zogen darauf das Gebirge auf der andern Seite hinab.

Zu Misima sah ich eine Art Vanille (Epidendrum monile), ein parasitisches Gewächs, das die Wurzeln nicht in die Erde treibt, in Bündel gebunden, und draussen vor den Häusern aufgehängt. Auf diese Art dauert dasselbe ohne Wasser und irgend die mindeste Nahrung nicht nur verschiedne Jahre lang aus, sondern wächst und blühet sogar noch. Auch zieht man hier vollblühenden Farrn (Acrostichum hastatum) zum Vergnügen in Töpfen, so schwer sich auch diese Gattung Gewächs in Europa verpflanzen läßt.

Den hohen Berg Fusi betrachteten wir, als wir vorbey kamen, noch genauer als das vorige Mahl. Sein Fuß scheint besonders auf einer Seite sehr allmählig herab zu gehen. Die Spitze erschien jetzt sehr hoch und schneeweiß über die Wolken erhaben.

Zu Nissaka mußten wir, wegen der Menge Leute, die mit den reisenden Fürsten eintrafen, ganze drey Tage verweilen.

In diesen Gegenden wachsen Wassernüsse oder schwimmende Stachelnüsse (Trapa natans) allenthalben auf den Reißfeldern. Die schwarzen Wurzeln derselben werden, in Suppe gekocht, sehr häufig gegessen, ob sie gleich herbe und unangenehm schmecken. — In den Krambuden sah ich vielfältig Zapfen von Erlenbäumen (Betula alnus) zu Kauf hangen. Auf meine Frage, wozu man sie gebrauche, bekam ich zur Antwort, man bediene sich ihrer, schwarz zu färben. — Zu Hecken braucht man hier durchgängig eine eigne Art Bocksdorn (Lycium Iaponicum), einen kleinen, schön ins Auge fallenden Strauch. — Fast vor allen Häusern sah ich Indianisches Felsenkraut (Azalea Indica) in der schönsten Blüthe stehen; die Blumen haben verschiedne Farben und sehen über die Maße schön aus. — Hin und wieder traf ich auch Zwergpalmen von der hohen Art (Chamaerops excelsa) an. Sie haben mehr als Mannshöhe. Aus der, den Stamm umgebenden netzförmigen Rinde werden Besen gemacht, die zum Verkauf umher getragen, und allgemein zum Fegen gebraucht werden. — Die hiesigen Mispeln (Mespilus Iaponica) fingen nun an, reife Früchte zu bekommen. Sie schmecken wie andre Mispeln, und zerschmelzen im Munde. An heissen Tagen löschen sie vortrefflich den Durst. — An vielen Orten sah ich langährige Faseln (Dolichos polystachyos), eine Art Erbsen, die wie grosse Türkische Bohnen an Stangen hinauf ranken, in Gestalt von Lauben gezogen,

wozu

wozu sie ungemein brauchbar sind. Die sehr schön sich ausnehmenden Blumen, welche jetzt aufbrachen, hängen an langen Stielen herunter, und thun sehr gute Wirkung. — Sehr häufig bauet man in dieser Gegend morgenländischen Sesam (Sesamum Orientale). Aus dem Samen davon, so klein er auch ist, schlägt man Oehl, das sowohl hier, als in andern Ostindischen Ländern, allgemein an Speisen und zu anderm Behufe gebraucht wird.

Zu Futju kauften wir verschiedne grosse und kleine Körbe, auch Schränke mit Schubladen, alle aus Fäden von Rohr aufs feinste und schönste geflochten.

Bey der jetzigen regnigen Jahrszeit hatten wir vor einer Art Mücken (Culex irritans) viel auszustehen, die uns besonders des Nachts so beunruhigten, daß wir oft nicht schlafen konnten. Wir sahen uns daher in der Nothwendigkeit, uns Gardinen von dünnem grünen Zeuge anzuschaffen, die hier durchgängig zum Schutz gegen das blutsaugende Ungeziefer gebraucht werden. Diese Gardinen sind sehr weit, werden an der Decke des Zimmers fest gebunden, und um das ganze Bette so ausgebreitet, daß an den Seiten gar keine Oeffnung bleibt. Sie sind sehr bequem auf Reisen mitzunehmen, und so dünne, daß sie den freyen Durchgang der Luft im mindesten nicht hindern.

Nachdem wir nunmehr hinlänglich ausgeruhet hatten, begaben wir uns den 4ten Junius

wieder auf den Weg. Den 11ten kamen wir zu Miako an.

Zwischen Jedo und Miako sahen wir hie und da an den Landstrassen Bettler, die, und zwar meistens an den Füssen, gebrechlich waren. Dies war mir ein gar ungewohnter Anblick, da gebrechliche Leute in diesem Lande sehr selten sind. Auch traf ich in diesen Gegenden rothe und triefende Augen sehr häufig an, besonders bey armen Leuten, sowohl Alten, als kleinen Kindern. Diese Krankheit kommt hauptsächlich von zwey Ursachen her: dem Kohlendampfe in den Häusern, und dem Gestanke, den die in allen Dörfern bey jedem Hause befindlichen Urintöpfe von sich geben.

Zu Miako hielten wir uns einen Tag und zwey Nächte auf: hier machten wir sowohl dem Kaiserlichen Hofmarschall, oder dem sogenannten Oberrichter, als den beyden Gouverneuren der Stadt, die Aufwartung. Wir wurden von ihnen eben so, als von den Grossen zu Jedo empfangen. Der Hofmarschall erwiedert die Geschenke, welche er bekommt, mit 5 grossen Japanischen Kleidern. Die Statthalter aber geben dem Ambassadeur statt dessen nur eine Summe Geldes in Silbermünze, jeder die Summe von 21 Thalern. Dies Geld ist auf die hier zu Lande gebräuchliche besondre Art in ein längliches Stück Papier gewickelt, das hernach zusammen geleimt, und wo bisweilen auf einer, bisweilen auf beyden Seiten, aufgeschrieben wird, wie viel darin ist. Solche Geschenke in Sil-

bergeld

bergeld sind hier etwas gewöhnliches. Das Geld kommt oft unmittelbar aus der Münze, und geht in dem Packete erst durch viele Hände. Der Münzmeister, welcher den Werth des Päckchens darauf schreibt, ist für denselben verantwortlich.

Nachmittags hatte ich einen Privat-Besuch vom Leibarzte des Dairi oder geistlichen Kaisers, einem Manne von mittleren Jahren. Er hieß Ogino Saffioge je no Sakon. Ogino war sein Familien-Nahme, je no Sakon sein Vornahme, und Saffioge ein vom Dairi ihm beygelegter Ehren-Titel. Er hatte verschiedne, meistentheils frisch gepflückte Kräuter bey sich, deren Nutzen er zu wissen wünschte. Auch fragte er mich nach den Heilarten einiger Krankheiten. Unser Gespräch geschah durch Dolmetscher. Er erstaunte aber nicht wenig, als ich einmahl die Nahmen der Gewächse, um sie ihm desto zuverlässiger anzugeben, mit Japanischen Buchstaben aufschrieb.

Auf der Herreise von Jedo wird den Holländern allezeit mehr Freyheit, als auf der Hinreise verstattet. Wir bekamen auch die Erlaubniß, zu Miako verschiedne der grösten, prächtigsten und die schönste Lage habenden Tempel zu besehen. Die Tempel liegen nirgends in den Städten selbst, sondern am Abhange der Berge und auf den Anhöhen draussen vor der Stadt, und haben die reizendste Aussicht. Bey den hiesigen Tempeln sah ich durch Kunst angelegte Teiche, worin die Mönche verschiedne lebendige schwarze Schildkröten zu ihrem

rem Vergnügen hielten. Der Tempel des Daibud ist unter allen der gröste und merkwürdigste. Er ruhet auf 96 Pfeilern und hat verschiedne Eingänge, die zwar sehr hoch, aber dabey schmal sind. Das Gebäude besteht gleichsam aus 2 Stockwerken, die in einander laufen, und hat daher ein doppeltes Dach, wovon das obere durch unterschiedliche, über ein Klafter im Umfange habende, angemahlte Pfeiler unterstützt wird. Der Fußboden ist, (welches mir vorher nirgends vorgekommen war), mit viereckigen Marmorsteinen belegt. Schade, — denn weiter fehlte hier nichts — daß die Japaner nicht so viel von der Baukunst verstehen, einem so grossen und prächtigen Gebäude hinreichendes Licht zu verschaffen. Das Bild des Gottes steht beynahe in der Mitte. Sein Anblick erregt zu gleicher Zeit Entsetzen und Ehrfurcht: Entsetzen durch seine Grösse, die schwerlich in der ganzen Welt ihres gleichen hat; Ehrfurcht, in Ansehung der Betrachtungen, die man dabey anzustellen Gelegenheit bekommt. Die Figur ist sitzend, und zwar auf Indianische Art, die Füsse kreuzweise nach vorn gelegt. Die Statüe steht ungefähr ein Klafter hoch von der Erde, und ist vergoldet. Die Ohren sind lang, das Haar gekräuselt, die Schultern nackt, der Leib mit einem Schleyer bedeckt, die rechte Hand aufgehoben, und die linke mit der Seite gegen den Unterleib anliegend. Man kann sich die Grösse nicht vorstellen, ohne es zu sehen. Auf der flachen Hand können, wenn es wahr ist, was die Dolmetscher versicherten,

sechs

sechs grosse Personen auf Japanische Art, die Fersen unter das Gesäß gesteckt, geräumig sitzen. Die Figur scheint indessen ziemlich proportionirt, ob sie gleich so breit ist, daß die Schultern von einem Pfeiler zum andern reichen, die dem Augenmaaße nach 15 bis 16 Ellen von einander abstehen. Das Götzenbild sowohl, als die es verehrende Secte leiten ihren Ursprung aus Indien her. Die Kenntniß desselben ist vermuthlich zuerst aus Siam, China, oder einem andern Ostindischen Lande, in jenen Zeiten, da nicht nur Fremde in Japan, sondern auch die Japaner mit eignen Schiffen in andern Ländern freyen Handel treiben durften, hieher gekommen.

Ich war von der Grösse dieses ungeheuern Bildes noch ganz betäubt, als wir in einen andern Tempel geführt wurden, der beynahe eben so majestätisch und bewundernswürdig, als jener, ist. Seine Höhe und Breite ist zwar nicht ausserordentlich, aber die Länge auffallend groß. Er ist dem Quanwon heilig. Das Bild dieses Gottes, nebst den Bildern aller seiner Untergötter und dienstbaren Geister, stehen in unglaublicher Anzahl in diesem Gebäude umher gestellt. Mitten unter ihnen sitzt der Quanwon, mit 36 Händen ausgerüstet. Die nächsten Plätze um ihn her nehmen, aber gleichsam in einem für sie besonders abgetheilten Raume, 16 Helden ein, deren Statüen von übermenschlicher Grösse, aber doch kleiner als die Statüe des Hauptgottes sind. Zu beyden Seiten

zunächst stehen in zwey Reihen vergoldete Götterbilder, jedes mit 20. Händen. Weiterhin sieht man auf beyden Seiten, ebenfalls in Reihen, Götterfiguren von gewöhnlicher Menschengrösse, die ganz dicht bey einander stehen, und deren Menge ich hätte zählen müssen, um sie zu bestimmen. Die nach vorn stehenden sind kleiner, und die hintern werden von Reihe zu Reihe grösser, so daß man alle 12. Reihen sehr gut sehen kann. Auf den Händen und Köpfen aller dieser Statüen stehen wieder kleinere Götterbilder. Die ganze Anzahl soll 333,333 betragen.

Zu Fusimi setzten wir uns kurz vor Sonnen Untergang in kleine Böte, und fuhren den Fluß hinunter nach Osaka, wo wir nach einer angenehmen Nachtreise am folgenden Morgen ankamen.

Zu Osaka hielten wir uns zwey Tage auf. Hier war es, wo wir auf der ganzen Reise das meiste Vergnügen genossen. Wir besahen mehrmahls in unsern Norimon die Stadt, wohnten den Schauspielen bey, sahen den Balletten zu, und nahmen mancherley Merkwürdigkeiten, woran diese Stadt einen Ueberfluß hat, in Augenschein. Was ich für meine Person am meisten schätzte waren Sammlungen von Japanischen Gewächsen in einem wohl eingerichteten Garten, Sammlungen sehr vieler einheimischer Vögel und das Schmelzen des Kupfers in Stäbe.

Die Comödien der Japaner sind lustig, aber so sonderbar, daß ich sie beynahe ungereimt nennen

möchte.

möchte. Die Dolmetscher mußten sie mir ausdeuten. Die meisten haben Liebeshändel oder Heldenthaten zum Gegenstande. Die Schauspieler schienen in ihrer Art ihre Rollen gut zu spielen; die Bühne aber war sehr klein und eng, zwar mit Vorhängen, aber Dekorationen und Maschinerien nur sehr ärmlich versehen. Auch hier wird, so wenig als in Europa, Besserung der Sitten durch die Schauspiele weder bezweckt noch bewirkt, sondern einzig und allein Belustigung. Die Tänze werden meistens von Kindern beyderley Geschlechts aufgeführt, deren jedesmahl zwey, auch wohl mehrere zusammen tanzen. Sie haben mit unsern Contre-Tänzen einige Aehnlichkeit, und stellen ungefähr eben dergleichen vor, als die Comödien. Die Tanzenden beugen den Körper auf hunderterley Art, und richten sich dabey allezeit nach der Musik oder dem Gesange, womit der Tanz begleitet wird. Die prächtige und kostbare Art, wie sie, besonders die Mädchen, und zwar nach Gewohnheit des vornehmen Frauenzimmers, mit fast unzähligen, sämtlich von dem feinsten und dünnsten seidnen Zeuge gemachten, weiten Gewändern, die sie eins über das andre ziehen, gekleidet sind, ist das, was dabey am schönsten ins Auge fällt. Weil aber diese Kleider so ausserordentlich dünn und leicht sind, kann man ihre Menge, die oft zu 20, 30 und darüber steigt, nicht bemerken. Während des Tanzens ziehen sie, theils weil ihnen warm wird, theils um ihre Kleiderpracht zu zeigen, ein Gewand nach

dem andern oberwärts aus, so daß ein ganzes Dutzend von dem Gürtel, womit sie um den Leib fest gebunden sind, herab hängt, ohne sie in ihren schnellen Wendungen zu hindern.

Die Vogelsammlungen sind in der so genannten Vogelstrasse befindlich. Man hat hier eine grosse Menge Vögel aus allen Gegenden zusammen gebracht. Sie werden theils für Geld gezeigt, theils zu Kauf gebothen.

Der botanische Garten liegt in der Stadt. Er ist ziemlich gut eingerichtet, hat aber keine Orangerie. Es werden darin allerhand Gewächse, Bäume, Sträuche und Stauden, die man aus andern Provinzen hieher gebracht hat, aufbewahrt oder gezogen. Man verkauft auch davon. Ich ermangelte nicht, für so viel Geld, als ich darauf verwenden konnte, von den seltensten Sachen, besonders Bäume und Sträuche in Töpfe gepflanzt, auszusuchen und zu kaufen. Dahin rechne ich die schönsten Arten von den prächtigen Ahornbäumen, die in diesem Lande wachsen, und zwey von der eben so raren, als auszuführen scharf verbothnen, Sagupalme (Cycas revoluta), einem Palmbaume, auf den die Japaner um seines Sagu ähnlichen und sehr nahrhaften Marks willen, so grossen und übertriebnen Werth setzen, und nicht wissen, daß er auch in China anzutreffen ist. Alle diese ließ ich in einen grossen hölzernen Kasten pflanzen, über welchen Bogen oder Spriegel gestellt, und von Bindfaden eine Bedeckung geflochten wur-

de, damit sie auf keine Art Schaden nehmen konnten. Diesen Kasten schickte ich zu Wasser nach Nangasaki, von da er in Gesellschaft eines andern Kastens, der auf der Factorey in Ordnung gebracht wurde, nach Batavia, und hernach weiter nach Amsterdam, als eine Lieferung für den dasigen medicinischen Garten abging.

Das Schmelzen des Kupfers verrichtete man in diesen Tagen lediglich um unsertwillen, damit wir es, auf mein inständiges Bitten, das unser Chef so wohl, als unsre Japanischen Anführer unterstützt hatten, möchten zu sehen bekommen. Die Methode dabey ist weit einfacher, als ich mir vorgestellt hatte. Die Schmelzhütte ist 10. bis 12. Ellen weit. An einer von den Wänden geht ein Mauer mit einem Schornsteine, wie eine Nische in die Höhe. Unten in dieser Vertiefung, mit dem Fußboden gleich, ist ein Herd, worauf das Erz mit Hülfe von Handblasbälgen vor unsrer Ankunft geschmelzt war. Gegen über ist im Fußboden, der da aber nicht belegt ist, ein etwas längliches, ungefähr eine halbe Elle tiefes Loch gegraben. Ueber dieses liegen der Länge nach 10. vierseitige eiserne Stangen, und zwar nur einen Finger breit von einander, uud mit der Schärfe einer Seite in die Höhe stehend. Ueber die Stangen ist ein Stück Segeltuch gezogen, das zwischen denselben eingedrückt ist. Ueber das Segeltuch wird Wasser gegossen, das einen Zoll hoch steht. Darauf wird das geschmolzne Erz mit eisernen Kellen aus der

Herd-

Herdgrube genommen, und in die jetzt beschriebene Form gegossen. Auf diese Art gießt man 10, 12. Stangen oder Stäbe von der Länge einer Viertelelle auf einmahl. So bald man diese heraus genommen hat, fährt man mit dem Giessen fort. Zwischendurch gießt man von neuem kaltes Wasser auf. Auf diese Art Kupfer in Wasser zu giessen, ungefähr so, als man bey uns in Schweden über zarte kranke Kinder Bley zu giessen pflegt, hat man bisher in Europa nicht gewußt, eben so wenig daß das Japanische Kupfer eben davon seine hohe und glänzende Farbe hat. Ich war zugleich so glücklich, durch Vorschub meiner Freunde, der Dolmetscher, einen Kasten zum Geschenk zu bekommen, worin so wohl auf jene Art gegoßnes reines Kupfer, als auch Stufen von jedem vorher damit genommenen Prozesse, als rohen Kupferkies mit seiner Erdart (Matrix), Proben von Rostbrennen oder Rösten, dem ersten und zweyten Schmelzen, und dergleichen, lagen. Diesen Kasten schickte ich in der Folge nach Schweden, als ein Geschenk für das Mineralien-Cabinet der Universität zu Upsala, und machte meinem ehemaligen verehrten und geliebten Lehrer, Herrn Bergmann, dadurch eben so grosse Freude, als bey meiner Zurückkunst durch die Nachricht vom Giessen des Kupfers in Wasser. Hernach besahen wir auch eine Menge gegoßnes Kupfer, nicht nur von dem, das auf die beschriebne Art in Stäbe gegossen, und in dieser Form an die Holländer und Chineser verkauft, sondern auch solches,

das

das in grosse und kleine, viereckige und runde, dicke und dünne Stücke zu Kesseln, Pfannen und anderm Hausgerath gegossen wird.

Wir besahen auch die hiesigen Tempel, und hatten bey beyden Ober-Befehlshabern der Stadt Vortritt.

Unter andern kaufte ich hier eine Parthey Moxa, von verschiedner Feinheit und Güte. Der allerfeinste ist weiß, und wird hier zu Lande allgemein als ein brennendes Arzneymittel (Cauterium) gebraucht, um Krankheiten zu heilen oder vorzubeugen. Der grobe ist braun, und man braucht ihn statt Zunder. Beyde Arten werden von gemeinem Beyfuß (Artemisia vulgaris), nämlich von dem Rauhen und Wolligen, womit die Blätter besetzt sind, gemacht. Die Blätter werden im Junius gesammelt, darauf getrocknet und bis zu weiterer Bearbeitung aufbewahrt. Wenn man den Moxa bereiten will, werden sie so lange gestossen, geklopft und gerieben, bis das Fasrige sich abgesondert hat, und man das Rauhe ganz rein bekommt. Es gibt verschiedne Feldscherer, die sich nur mit diesem brennenden Mittel befassen, und sorgfältig studiren, wann, wie, an welchen Stellen des Körpers, und gegen welche Krankheiten und Uebel dasselbe anzuwenden ist. Es fängt sehr leicht Feuer und brennt allmählig ab. Wenn daher ein kleiner Tüpfel davon irgendwo auf den Körper gelegt, und angezündet wird, brennt er eine ziemlich grosse und tiefe Wunde hinein, die einige Zeit hernach die dahin

zie-

ziehenden Feuchtigkeiten und Säfte heraus fliessen läßt. Auf dem Rücken wird dies so allgemein gebräuchliche Mittel am öftersten applicirt, und ungeachtet es wenig Krankheiten giebt, gegen die man es nicht gebraucht, so thut es doch die beste Wirkung gegen Gicht und Erkältungen. Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht ist von der Nothwendigkeit des Gebrauchs desselben ausgenommen.

Dieser Theil unsrer Reise gab mir auch zu verschiednen in die Botanik einschlagenden Bemerkungen Gelegenheit. Hier sind einige davon. Die seeblumenartige Zotenblume (Menyanthes nymphoides), das ganze Gewächs mit Blättern und Blüthe, macht man hier in Salzlacke ein, und braucht es, wie eingemachte Gurken, als Salat. — Aus Buchsbaum, der überall im Lande wächst, verfertigt man Kämme, die lackirt und vom Frauenzimmer zum Zierrath im Haar getragen werden. — Die Nelumbo Pflanze (Nymphaea nelumbo) wächst an verschiednen Oertern im Wasser, und wird ihrer Schönheit wegen als ein heiliges und den Göttern angenehmes Kraut angesehen. Man sieht auch wirklich die Götter oft so abgebildet, daß sie auf den grossen Blättern derselben sitzen. — Das anisartige Jllicium (Illicium anisatum) wird hier durchgehends für einen giftigen Baum ausgegeben. Man wollte sich gar nicht überzeugen, daß er denselben ächten Sternanis (Anisum stellatum) hervor bringe, den die Japaner jährlich von den Chinesern kaufen. Die Körner werden indessen hier zu Lande

de

de nicht gut reif, haben auch keinen so starken und angenehmen Gewürzgeschmack, als die, welche man in unsern Apothecken findet. Den Baum selbst schätzt man hier übrigens sehr hoch, pflanzt ihn, besonders bey den Tempeln, weil man glaubt, die Götter lieben ihn sehr, und Zweige davon stehen fast allezeit mit andern Blumen in grossen Blumentöpfen in den Tempeln. — Aus der Frucht der gemeinen Melia oder Zederach (Melia azedarach) wird auf nämliche Art als aus dem Samen vom unächten Firnißbaume (Rhus succedanea) Oehl gepreßt, das wie Talg hart, und zu Licht gebraucht wird.

Den 15. Junius reiseten wir weiter nach Fiogo. Hier schickten wir uns zu der bevorstehenden weiten Seereise an, und schifften uns auf das gewöhnliche grosse Fahrzeug ein, das uns nach Simonoseki bringen sollte. Diesmahl ging die Fahrt glüklich und geschwind von statten, und nach einigen Tagen kamen wir in diesem Hafen wohl behalten an.

Zu Fiogo bekamen unsere Aufwärter bey den Norimon für ihre Mühe von uns 1 Thaler 5 Mas, und zu Fiamitsloge die Wirthin, nach hergebrachter Gewohnheit, 7 Mas 5 Kondern, nachdem sie uns mit Sakki tractirt hatte.

An den jetzigen Sommerabenden genossen wir oft das Vergnügen eines der schönsten Anblicke in der ganzen Natur. Ich meine den hiesigen leuchtenden Käfer (Lampyris Japonica). Dieses Insect hat am Steiße zwey kleine Blasen, die einen

bläulichen, phosphorischen Schein, wie die Europäischen Scheinkäfer, von sich geben. Es unterscheidet sich aber von dem letzteren dadurch, daß es geflügelt ist und frey umher fliegt, dagegen dieser keine Flügel hat, und in den Wachholder-Sträuchen still liegt. Sie flogen zu Tausenden herum, einige höher, andre niedriger, und das Ganze stellte einen von unzähligen funkelnden Sternen schimmernden Himmel dar.

Ehe wir nach Nangasaki kamen, wurden unsre Koffer versiegelt, damit sie undurchsucht nach dem Packhause gebracht werden konnten. Wir selbst aber, nebst unsern Portchaisen, und was wir sonst bey uns hatten, wurden genau visitirt. Ich hatte zwar eben nicht viel verbothne Sachen bey mir, wollte aber doch die seltnen Münzen und Landkarten, die ich mir mit so vieler Mühe und Beschwerden verschafft hatte, ungern missen, auch nicht gern jemanden dadurch unglücklich machen. Die Karten steckte ich daher unter andre Papiere, die dicken Münzen beklebte ich rund umher mit Pflaster, und die dünnen verwahrte ich in meinen Schuhen, und so kam ich glücklich durch.

Den 30. Junius 1776 langten wir denn im besten Wohlseyn auf unsrer Factorey endlich wieder an. Wir schenkten jedem unsrer Aufwärter 1 Thail 3 Mas, und wurden von unsern Freunden mit der lebhaftesten Freude empfangen. Die Reise hatte ungewöhnlich lange gewährt und man hatte uns zu Dezima schon eine geraume Zeit mit Sehnsucht erwartet.

Allgemeine Bemerkungen und Nachrichten, Japan und die Japaner betreffend.

Manches von dem, was sich auf die natürliche Beschaffenheit dieses Landes, auf Denkungsart, Lebensweise, Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen der Einwohner, und auf die Japanische Sprache beziehet, ist im Vorhergehenden bey Gelegenheit meiner Reisebemerkungen bereits vorgekommen, worauf ich hier verweise. Das übrige will ich jetzt nachhohlen, und um besserer Ordnung und Uebersicht willen unter einige allgemeine Rubricken ordnen.

Erster Abschnitt.

Von der natürlichen Beschaffenheit des Landes.

Japan liegt auf der Ost-Seite von Asien, ist von diesem Welttheile ganz und gar getrennt, und besteht aus drey grossen, und vielen kleinen Inseln. Es erstreckt sich vom 30. bis zum 41. Grade nördlicher Breite, und vom 143. bis zum 161. Grade der Länge, nach dem Meridian von Teneriffa gerechnet. Es liegt mithin so viel östlicher als Stockholm, daß man dort Sonnen Aufgang und Mittag 8. Stunden früher als hier hat.

Die meisten Europäer nennen dies Land Japan oder Japon. Die Einwohner selbst nennen es Nipon oder Nifon. Die Chineser Sippon oder Jepuen.

 Das

Das ganze Land besteht fast aus nichts andern, als Bergen und Thälern. Grosse Ebnen bekommt man selten zu sehen. Die Küsten sind rund umher mit Bergen und Klippen, und einem unruhigen, stürmischen Meere umgeben. Die meisten Häfen sind den Europäern ganz unbekannt, und die wenigen bekannten entweder mit einer Menge Klippen angefüllt, oder seicht und voll Sand, so daß die Einfahrt sehr gefährlich ist.

Die Berge sind von sehr verschiedner Höhe. Einige hangen in Gebirgsreihen zusammen, andre liegen einzeln und zerstreut. Etliche sind auch Vulkane. Ein grosser Theil von ihnen ist mit Wald bewachsen. Andre, die nicht eine allzu steile Lage haben, sind in Absätzen, einem über dem andern, nicht selten bis oben auf den Gipfel angebaut. Der Fusi ist einer der höchsten.

Das Erdreich ist in Thälern und ebnen Gegenden verschieden. Meistens besteht es aber aus Lehm oder Sand, oder einem Gemische von beyden. Im allgemeinen kann man zwar mit Recht behaupten, daß der Boden sehr unfruchtbar ist; allein durch Arbeit, Dung, Wärme und hinlänglichen Regen wird er in hohem Grade fruchtbar gemacht.

Erdbeben verspürt man in Japan nicht selten. Während unsers Aufenthalts zu Jedo zeigte sich dergleichen verschiednemahl, wiewohl sehr gelinde.

Die Hitze ist im Sommer sehr stark, und würde unerträglich seyn, wenn die Seewinde sie nicht milderten. Eben so ist auch die Kälte des Winters

sehr

sehr streng, wenn Nordwind und Nord-Ost-Wind wehet. Man fühlt sie indessen allezeit stärker, als sie nach der Anzeige des Thermometers wirklich ist; denn der heftige kalte Wind schneidet wie Pfeile von Eis durch den Körper.

Die Witterung ist das ganze Jahr unbeständig. Regen fällt im Ueberflusse. Es regnet fast das ganze Jahr, besonders aber in den so genannten Regenmonathen (Satsuki), die mitten im Sommer einfallen. Gerade dieser Ueberfluß von Regen aber ist die Ursache der Fruchtbarkeit, und der davon herrührenden starken Volksmenge. Gewitter sind nicht selten; Stürme und Orkane sehr häufig.

Das Wesentliche meiner Witterungs-Beobachtungen, die ich in Japan anstellte, will ich hier kürzlich angeben. Das dabey gebrauchte Thermometer ist ein in 112 Grade eingetheiltes und den Gefrier-Punct beym 32 Grade anzeigendes Fahrenheitisches, mit doppeltem Glas und Quecksilber, das bey der geringsten Veränderung seinen Stand verändert. Ich hatte es allezeit draussen vor dem Fenster meines Zimmers an der Mauer, und zwar auf der Nord-Seite, in freyer Luft hängen. Zu Nangasaki war die größte Hitze im August 98, und die stärkste Kälte im Januar des Abends 35 Grad. Die Kälte trat, wie alle bezeugten, dies Jahr später, als andre Jahre, ein, und hielt auch kürzere Zeit an. Wir heitzten daher auch unsre Zimmer später als gewöhnlich.

Ein Barometer hatte ich nicht, konnte also damit auch keine Observationen anstellen. Im allgemei-

meinen merkte ich aber doch folgendes an. Ost-, Nord-, und Nord-Ost-Wind, welche hier Landwinde sind, sind sehr kalt. Süd-, West-, und Süd-West-Wind, die von der See herkommen, sind allezeit wärmer, und so bald es regnet, ist die Witterung milder. Im Sommer wehet zu Nangasaki fast jeden Nachmittag Süd-Wind, welcher erfrischend ist; des Nachts und Morgens hingegen Ost-Wind. Wenn des Abends Nebel aufsteigt, und Wolken sich sammeln, so fällt die Nacht darauf gemeiniglich Regen; steigt aber der Nebel des Morgens auf, so wird am Tage schönes Wetter. Wenn im Winter die Luft in Osten und Süden trübe ist, so folgt gewöhnlich Regen mit starkem Wind und Sturm: aber wenn es in Westen und Norden aufklärt, wird schönes Wetter. Im December und Januar zeigte sich ein Paar Mahl in der Luft feiner Schnee, der auf Dezima eher schmolz, als er zur Erde kam. Sonst fällt manchen Winter viel Schnee, der einige Zeit liegen bleibt. Blitz, Donner und Gewitterregen hat man bisweilen im Junius und Julius, meist im August und September, so wohl des Abends, als ganze Nächte hindurch.

Zweyter Abschnitt.

Beschaffenheit und Charakter der Japaner.

Die Japaner sind gut gewachsen, geschmeidig und behende, und haben starke Gliedmassen, wiewohl sie den nördlichen Einwohnern Europa's an Stärke nicht

nicht gleich kommen. Die Mannspersonen sind mittleren Wuchses, gewöhnlich auch nicht fett und dick; nur selten sah ich einen, der etwas Fett hatte. Die Farbe der Japaner ist durchgängig gelblich, doch so, daß sie bey einigen ins Braune, bey einigen ins Weisse fällt. Geringe Leute, die des Sommers bey ihrer Arbeit mit dem obern Theile des Körpers nackt gehen, werden von der Sonne gebrannt und dadurch braun. Das vornehme Frauenzimmer aber, welches selten in die freye Luft geht, ohne bedeckt zu seyn, ist völlig weiß. Die Augen unterscheiden dies Volk, eben so wie die Chineser, von allen andern Völkern, und man kann sie sogleich daran kennen. Sie haben nicht die Runde, wie bey andern Nationen, sondern sind länglich schmal, liegen tiefer und haben immer gleichsam etwas liebäugelndes, sehen übrigens dunkelbraun oder vielmehr schwarz. Das Augenlied bildet mit dem grossen Augenwinkel eine tiefe Furche; dies giebt ihnen das Ansehen von Scharfsichtigkeit, und ist hauptsächlich das, was sie, wie ich eben gesagt habe, auf eine so merkliche Art auszeichnet. Die Augenbraunen sitzen auch etwas höher, als bey andern Menschen. Der Kopf ist bey den meisten groß; der Hals kurz; das Haar schwarz, dick und von Oehl glänzend; die Nase zwar nicht platt, aber doch etwas dick und kurz.

Der Nationalcharakter der Japaner ist im allgemeinen folgender: verständig und vorsichtig, frey, gehorsam und höflich, neugierig, fleißig, und in Handarbeit geschickt, sparsam und nüchtern, reinlich, gut

gesinnt und freundschaftlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, argwöhnisch, abergläubig, hochmüthig und stolz, unversöhnlich, tapfer und unüberwindlich.

Verstand und gesetztes Wesen zeigen die Japaner bey allem, was sie thun. In Kenntnissen, Einsicht, Cultur und Aufklärung haben sie es so weit gebracht, als es ohne Gelehrsamkeit, Wissenschaften und schöne Künste, deren Strahlen freylich noch nicht bis zu diesem Volke hingedrungen sind, möglich ist. Zu den aufgeklärtesten Nationen kann man sie freylich nicht rechnen. Aber wenn man sie den so genannten wilden Nationen beyzählen wollte, so würde man ihnen grosses Unrecht thun. Vielmehr verdienen sie unter den gesittetsten einen Platz. Ihre jetzige Regierungsform, die Einrichtung und Art ihres Handels mit den Ausländern, ihre Künste und Handwerke, ihr Ueberfluß an allem Nothwendigen, und so manches andre, sind unwidersprechliche Beweise ihres Verstandes, ihrer Klugheit, und ihrer ernsthaften und reellen Denkungsart. Nie findet man unter ihnen eine Spur von der kindischen Eitelkeit und albernen Putzlust, die man bey andern Asiatischen und Afrikanischen Völkern so häufig antrifft, welche sich mit Muscheln, Glaskorallen, blanken Metallblättchen, und dergleichen schmücken. Eben so wenig aber kennen sie den unnützen und nur glänzenden Schmuck und Prunk der Europäer mit Gold, Silber, Juwelen und was mehr dahin gehört. Auch ahmen sie in keinem Stücke ausländischen

Luxus

Luxus nach, sondern machen aus einheimischen Producten hübsche Kleider, wohlschmeckende Gerichte und vortreffliche Waffen.

Die Japaner sind frey; aber ihre Freyheit ist keine solche, die in Ungebundenheit, Muthwillen und Eigengewalt übergeht, sondern die durch Gesetze auf die gehörige Art eingeschränkt ist. Viele glauben zwar, der gemeine Mann in Japan sey nichts anders, als Sklave einer despotischen Regierung, weil die Gesetze sehr streng sind. Aber in Japan werden die Freyheit und Rechte nicht nur der Vornehmen, sondern auch der Niedern durch die Gesetze geschützt, und die ausserordentliche Strenge und unfehlbare Ausübung der Gesetze hält jeden in den gebührenden Schranken. In Rücksicht auf Ausländer ist keine Nation in ganz Indien, die so eifersüchtig über ihre Freyheit wacht, als diese. Auch ist keine so frey von Beeinträchtigung, Betrügerey, Zwang und Gewaltthätigkeit andrer Völker. Die in diesem Betracht genommenen Maasregeln haben auf dem Erdboden nicht ihres gleichen. Denn seitdem allen Einwohnern ohne Unterschied bey Lebensstrafe verbothen ist, aus dem Reiche zu gehen, ist kein Japaner im Stande hinaus zu kommen. Eben so wenig ist irgend einem Fremden erlaubt, ins Land herein zu kommen, ausser einigen wenigen Holländern und Chinesern, die, wie die Leser bereits wissen, gleichsam in einem Civil-Arrest gehalten werden.

Die Vornehmen und Reichen haben eine grosse und zahlreiche Bedienung. Sonst hat fast ein jeder jemanden zur Bedienung und Aufwartung im Hause, der, wenn der Herr ausgeht, mitgehen, und Mantel, Schuhe, Regenschirm, Laterne und dergleichen tragen muß.

An Höflichkeit und Unterthänigkeit haben die Japaner wenige ihres Gleichen. Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen Aeltern und Obrigkeit werden den Kindern schon in den ersten Jahren eingeprägt, und die Alten in jedem Stande gehen ihnen hierin mit dem besten Beyspiele stets vor. Daher kommts auch, daß die Kinder hier selten gescholten oder mit körperlichen Züchtigungen bestraft werden. Die Geringern erweisen den Vornehmeren und ihren Vorgesetzten tiefe und feyerliche Verbeugungen, und gehorchen blindlings und ohne Vorbehalt. Ihres gleichen grüssen sie allezeit, sowohl wenn sie einander begegnen, als auch beym Weggehen, sehr höflich. Gewöhnlich bücken sie sich mit dem ganzen Körper so, daß der Kopf sich vorwärts senkt, und legen die Hände entweder gegen die Knie, oder unterhalb der Knie an den Beinen hinunter, ja wohl gar bis auf den Fuß hinab, je nachdem mehr oder weniger tiefe Ehrerbiethung bewiesen werden muß. Je tiefer diese seyn muß, desto mehr wird auch der Kopf zur Erde gebogen. Wenn jemand sie anredet, oder sie jemanden etwas hingeben oder überreichen, geschieht es allezeit mit einer solchen Verbeugung.

Begegnet ein Geringerer einem Vornehmeren auf der Strasse, so bleibt er in jener Stellung so lange stehen, bis dieser vorbey ist. Begegnen zwey, die sich gleich sind, einander, so stehen beyde still und machen ebenfalls das oben beschriebne Compliment, und gehen darauf einander ein wenig in krummer Stellung vorbey. Wenn sie in ein Haus kommen, so fallen sie auf die Knie und bücken sich, mehr oder weniger tief, mit dem Kopfe; und ehe sie aufstehen um wegzugehen, machen sie wieder dieselbe Verbeugung. — Bey aller ihrer Höflichkeit haben die Japaner aber doch die unartige Gewohnheit, in jedermanns Gegenwart ohne Zurückhaltung, so oft es ihnen ankommt, aus dem Magen aufzustossen und zu rülpsen; dies wird bey ihnen, die sonst in ihrem Betragen so gesittet, als irgend ein cultivirtes Volk, sind, für gar nichts unanständiges gehalten.

Die Japaner haben viel natürliche Geschicklichkeit, alle Arten Handarbeit leicht zu lernen, und sehr gut zu machen; auch sind sie darin sehr erfinderisch. An Industrie, Fleiß und Arbeitsamkeit übertreffen sie die meisten andern Völker. Sie schränken sich aber auf das Nöthige und Nützliche ein. Ihre Kupfer- und Metallarbeit ist schön. Was sie von Holz verfertigen, ist sauber und dauerhaft. Ihre vorzüglich gut gehärteten Säbelklingen, und ihre schöne lackirte Arbeit thun es allem zuvor, was man in andern Ländern von dergleichen bisher hat zum Vorschein bringen können. Wie viel

Sorg-

Sorgfalt, Mühe und Fleiß der Landmann und Bauer auf die möglichste Cultur und Bearbeitung seines Feldes wendet, wie erfinderisch und unverdrossen er in diesen Stücken ist, kann schlechterdings niemand glauben oder sich vorstellen, als wer es selbst sieht.

Sparsamkeit und Häuslichkeit haben in diesem Lande gleichsam ihren Wohnsitz. Sie ist die allgemein geschätzte Tugend, nicht nur am Hofe und in den Pallästen der Grossen, sondern auch in der niedrigsten Hütte. Sie macht denn auch, daß der Aermere mit seiner wenigen Habe zufrieden ist, und der Reiche seinen Ueberfluß nicht in Unmäßigkeit und Wollust verschwendet. Sie macht aber auch eben dadurch, daß man, was in andern Ländern Theurung und Hungersnoth heißt, gar nicht kennt, und daß in diesem so grossen und volkreichen Lande äusserst selten ein Nothleidender oder ein Bettler angetroffen wird. Im allgemeinen sind die Japaner weder geizig noch habsüchtig. Vor Fressen und Saufen haben sie Abscheu. So wie sie das Land nicht zum Tobak und andern unnützen Gewächsen verschwenden, verbrauchen sie auch ihr Getreide nicht zu starken Getränken.

Reinlich und sauber sind die Japaner in hohem Grade. Sie beobachten diese Tugend nicht nur in Rücksicht auf ihren Körper, sondern auch in ihren Häusern, in ihrer Kleidung, in ihren Geräthen, im Essen und Trinken und allen übrigen Stükken. Sie waschen und baden sich nicht etwa ein-

mahl in der Woche, sondern jeden Tag; und zwar bedienen sie sich dazu warmer Bäder, die täglich in jedem Hause, und auch für wenig Geld in allen Wirthshäusern für die Reisenden bereitet werden.

Von der guten Gemüths-Beschaffenheit und der freundschaftlichen Denkungsart der Japaner habe ich selbst oft mit Bewunderung sehr viele Beweise erfahren. Ich konnte dergleichen um so viel weniger erwarten, da sie immer mehr Ursache haben, die hier handelnden Europäer, ihres schlechten Betragens und ihrer feinen Betrügereyen wegen, aufs möglichste zu verachten, zu hassen, und gegen sie vorsichtig zu seyn. Der Japaner ist zwar stolz, aber gut; mit Sanftmuth und Freundlichkeit läßt er sich lenken und bewegen; Drohungen aber und Trotz wirken auf ihn nicht.

Die Gerechtigkeit wird im ganzen Lande sehr heilig gehalten. Der Monarch beeinträchtiget keinen seiner Nachbaren. Man hat in der ganzen Geschichte weder älterer noch neuerer Zeiten kein Beyspiel, daß je ein Japanischer Regent ein fremdes Land angegriffen, oder Lust sein Reich zu erweitern gezeigt hätte. Zwar sind die Jahrbücher der Japaner voll von Heldenthaten, aber nur zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen auswärtige Gewalt, oder gegen Aufruhr in seinen eignen Grenzen. Daß Länder erobern etwas Grosses, und Thaten in Kriegen, die um zu erobern geführt werden, etwas Rühmliches seyen, davon haben sie keinen Begriff. Sie bleiben in diesem, so wie in

allen andern Stücken bey der Denkungsart ihrer Vorfahren, und nehmen auch jene Sitte von andern Völkern nicht an. — Möchten doch die Beherrscher unsers Europa sich von ihnen nicht länger beschämen lassen! — Sie haben aber auch nie von ihrem Lande sich etwas wegnehmen lassen, und würden es auch jetzt nicht thun. Eben so herrscht Gerechtigkeit in allen ihren Gerichten. Alle Rechtssachen werden sehr bald, ohne Weitläuftigkeit und ohne Intrigue abgemacht. Der Verbrecher findet nirgends Zuflucht. Die Person wird nicht angesehen. Begnadigung zu hoffen wagt niemand. Aber auch gegen die Europäer beobachten sie Gerechtigkeit. Ihre Tractaten, Vergleiche und Verbindungen mit ihnen, heben sie nicht auf, gehen nicht ein Haar breit davon ab, ändern keinen Buchstaben daran, wofern nicht die Europäer selbst Anlaß und Ursache dazu geben.

Eben so allgemein trifft man Redlichkeit und Treue an. So wenig als in diesem Lande wird wohl in keinem andern Diebstahl begangen; man hört kaum davon. Räuberey ist vollends etwas ganz unbekanntes. Die Europäer sind auf ihrer Reise durch das Land so sicher, daß sie auf die Sachen, welche sie bey sich haben, fast gar nicht Acht geben. Indessen muß ich doch sagen, daß die geringen Leute, wenigstens auf der Factorey, es für keine Sünde halten, den Holländern Kleinigkeiten, besonders an Zucker und Kupfer, indem

diese

diese Waaren von und nach der Schiffsbrücke gebracht werden, wegzumausen.

Argwöhnisch sind die Japaner sehr. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie es nicht zu allen Zeiten in solchem Grade gewesen sind. Vermuthlich haben die vorigen innerlichen Unruhen und Kriege noch mehr aber die Betrügereyen der Europäer diese Unart, die jetzt, wenigstens im Handel und Wandel mit den Holländern und Chinesern ohne Grenzen ist, bey ihnen hervorgebracht und vergrössert.

Auch Aberglaube herrscht unter diesem Volke so allgemein und in so hohem Grade, als vielleicht unter keinem andern. Dies rührt von ihrer Unwissenheit in den meisten Wissenschaften, und von den verkehrten und ungereimten Begriffen und Grundsätzen her, die ihre Religion und ihre unwissenden Priester ihnen einprägen. Beweise des Aberglaubens geben sie in reichem Maaße an ihren Festen, bey ihrem Gottesdienste, bey ihren Gelübden, beym Gebrauche ihrer Arzneymittel, bey der Wahl glücklicher und der Vermeidung unglücklicher Tage, und dergleichen mehr.

Stolz und hoher Dünkel ist ein Hauptfehler dieser Nation. Sie glauben eben den heiligen Ursprung von den Göttern, Himmel, Sonne und Mond zu haben, den sich mehrere Asiatische Völker zueignen. Kein Wunder, wenn sie wähnen, etwas mehr als andre Menschen zu seyn, und wenn sie besonders die Europäer sehr geringe achten. Er-

trüge ein Japaner auch jede andere Beleidigung, so würde er doch Stolz an andern nicht ertragen können. Stolz und Hochmuth waren es, welche die Portugiesen aus dem Lande verjagten, und sie sind es auch, welche dem Holländischen Handel hier mit der Zeit vielleicht ein Ende machen werden.

Daß das Japanische Volk nie, auch nicht einmahl in den ältesten Zeiten, von irgend einer auswärtigen Macht besiegt oder unterjocht gewesen ist, weiß man. Aber in ihren Geschichtbüchern lieset man auch von ihrer Tapferkeit und ihrem unbesiegbaren Muth solche Erzählungen, die man weit eher für Fabeln, als für wirkliche Thatsachen zu halten Ursache hätte, wenn man nicht in späteren Jahrhunderten redende Beweise davon hätte. Als die Tataren zum ersten Mahl, im Jahr 799, mit einem unzählbaren Heere einen Theil von Japan überschwemmt hatten, und die Japanische Flotte durch einen heftigen Sturm verunglückt und in einer einzigen Nacht ganz ruinirt war, brach am folgenden Tage der Feldherr der Japaner auf, griff die zahllose und muthige Armee der Feinde an, und richtete sie so ganz zu Grunde, daß auch nicht ein Mann am Leben blieb, der hätte zurück gehen und von einer so unerhörten Niederlage die Nachricht überbringen können. Eben so groß und eben so ehrenvoll war der Sieg der Japaner im Jahr 1281, als sie von den Tataren, die 240,000 Mann stark waren, zum andern Mahl angegriffen wurden. Die Vertreibung der Portugiesen und die zugleich geschehene

Aus-

Ausrottung der christlichen Religion im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts haben sie so vollkommen bewerkstelliget, daß man heutiges Tages kaum eine Spur ihres ehemaligen Daseyns findet. Der Krieg mit ihnen, und die Verheerung wurden vierzig Jahr lang fortgesetzt. Mehrere Millionen Menschen wurden in dieser Zeit aufgeopfert; bey der letzten Belagerung allein verlohren 37000 das Leben. Diese Siege sind gleichwohl nicht die einzigen, welche der Japaner Muth und Tapferkeit verbürgen. Folgendes Beyspiel ist noch auffallender. Im Jahr 1630 kam ein kleines Japanisches Fahrzeug nach Formosa, um da Handel zu treiben. Die Insel gehörte damahls der Holländischen Compagnie. Der Gouverneur Peter Ruytz behandelte die mit dem Schiffe angekommenen Japanischen Kaufleute sehr übel. Nach ihrer Zuhausekunft beklagten diese sich bey dem Fürsten ihrer Landschaft, über die nicht nur ihnen, sondern auch ihm selbst, dadurch widerfahrne Beleidigung und Beschimpfung. Der Fürst wurde zwar hierüber desto mehr aufgebracht, da es verachtete Fremde waren, die dergleichen ausgeübt hatten, glaubte sich aber nicht im Stande sich zu rächen. Seine Leibwache redete ihn darauf also an: Wir halten uns nicht für würdig, deine Person länger zu bewachen, wofern wir nicht Erlaubniß bekommen, deine Ehre wieder herzustellen. Nichts als das Blut der Frevler kann diesen Schandfleck wegwaschen. Befiehl nur, und wir wollen dem Bösewicht den Kopf abhauen, oder ihn lebendig hie-

hieher bringen, damit er nach deinem Gutbefinden und seinem Verdienste bestraft werde. Unsrer sieben sind genug. Weder die Gefahr der See, noch die Stärke der Citadelle, noch die Anzahl seiner Wache soll ihn vor unserm Zorne sichern. — Der Fürst willigte ein. Sie entwarfen einen klugen Plan, zogen ab und kamen auf Formosa an. Hier bathen sie um Vortritt beym Statthalter. Kaum waren sie in seinem Zimmer, als sie alle zugleich die Säbel zogen, ihn gefangen nahmen, und unverzüglich nach ihrem Schiffe brachten. Dies geschah am hellen Tage, im Angesicht der Wache und aller Leute im Pallaste, ohne daß jemand es wagte sich zu regen, um seinen Herrn zu befreyen. Der Gouverneur war keinen Augenblick am Bord gewesen, als sein Kopf mitten von einander gespalten wurde. — Kämpfer erzählt diese Geschichte auch.

Kennt man den Stolz, die Gerechtigkeitsliebe und den Muth der Japaner, so verwundert man sich gewiß nicht, daß sie, wenn sie beleidigt werden, ganz unversöhnlich gegen ihre Feinde sind. Dies geht so weit, daß sie jede Beleidigung dem andern beständig, wäre es auch noch so lange, nachtragen. Nichts kann sie aussöhnen. Aber sie lassen ihren Groll nicht in Hitze ausbrechen, sondern wissen ihn unter einer unnachahmlichen Kaltblütigkeit zu verbergen, und auf Gelegenheit, wo sie sich rächen können, zu lauern. Nie habe ich unter irgend einem Volke Menschen gesehen, die der Leidenschaft des Zorns so wenig unterworfen

sind, als sie. Man kann fast sagen, daß sie nie hitzig werden. Man mag sie schelten, schmähen, ihre Ehre beleidigen, so sehr man will: sie antworten nicht ein einziges Wort, sondern geben nur durch ein langsames à à gleichsam ihr grosses Befremden zu erkennen. Aber so schweigend fassen sie gegen den andern den bittersten Haß, der hernach weder durch Gutmachen der Beleidigung, durch Schadenersetzung, durch Wiederherstellung der Ehre, noch durch die Länge der Zeit, noch durch veränderte Umstände jemahls ausgelöscht werden kann. Sie pflegen daher ihrem Feinde nicht leicht durch ein unhöfliches Wort oder eine unhöfliche Miene zu nahe zu kommen, sondern vielmehr durch verstellte Freundschaft sowohl ihn als andre zu täuschen, bis früh oder spät sich eine Gelegenheit zeigt, wo sie ihm beträchtlichen Schaden oder großes Unglück zufügen können.

Sonst muß ich hier noch eine Untugend der Japaner rügen, ich meine die Unzucht. Diese scheint unter ihnen allgemein zu herrschen.

Dritter Abschnitt.

Häuser und Hausgeräth.

Die Häuser der Japaner sind von Fachwerk und weiß übertüncht, und sehen daher von außen völlig wie steinerne Gebäude aus. Ihre Bauart ist ganz besonders. Das Holz hat nur senkrechte und horizontale Richtung; schräg, wie sonst bey Fachwerk

zu geschehen pflegt, ist nichts davon angebracht; es besteht daher bloß aus Solen, Balken, Riegeln und Stendern. Diese alle sind viereckig und nicht dick. Die Fächer zwischen denselben werden mit Bamborohr zugeflochten, und dieses mit Mörtel, von Lehm, Sand und Kalk beworfen und verkleibt. Die Mauern oder Wände werden daher eben nicht dick. Jedes Haus nimmt einen ansehnlichen Raum ein. Im Hause selbst hat man gar keine Zwischenwände. Es wird bloß von den Stendern unterstützt. Zwischen diesen sind an der Decke und dem Fußboden andre Querhölzer, mit eingehauenen Vertiefungen oder langen schmalen Einschnitten angebracht, die zur Abtheilung der Zimmer dienen. Anfangs macht also das ganze Haus ein einziges Zimmer aus, das sich vermittelst dieser Querhölzer durch überzogene Rahmen, oder einzelne, kleine, leichte Wände, die nach Belieben eingesezt, weggenommen oder hinter einander geschoben werden können, in mehrere abtheilen läßt. Diese Rahmen bestehen aus lackirten hölzernen Leisten, die mit dickem, mit Farbe überstrichenem und daher undurchsichtigem Papiere überzogen werden, und in jene Vertiefungen sehr bequem und nett einpassen. Dergleichen Zimmer wurden für uns und unser Gefolge auf der Reise oft abgetheilt, und wenn wir zum Speisen oder andern Behufe ein größeres Zimmer gebrauchten, wurden jene Rahmwände weggenommen, und hernach, wenn es nöthig war, wieder eingesetzt: eine Arbeit, die in einem Augen-

blick

blick verrichtet ist. Man kann zwar nicht sehen, was in den angrenzenden Zimmern geschieht; aber doch meistens sehr gut hören, was gesprochen wird. Die Decke der Zimmer ist getäfelt, besteht aus dicht in einander gefügten Brettern, und fällt ziemlich gut ins Auge.

Die Häuser werden mit Ziegeln und Dachpfannen gedeckt, die auf eine ganz eigne Art gemacht, sehr dick und schwer sind. Schlechte Häuser deckt man aber gewöhnlich nur mit Schindeln, die man gemeiniglich mit einer Menge Steine belegt, welche die Schindeln fest halten, und dem Dache die nöthige Schwere geben. Das Dach steht allezeit weit über dem Hause hervor, und wird oft mit einem besondern kleinen Dache vermehrt, das über einem schmalen ausgebaueten Gange oder einer Gallerie draußen vor den Fenstern hingeht. Von diesem kleinen Dache gehen nach inwendig und niederwärts einige vierseitige hölzerne Leisten, zwischen welche man von Binsen gemachte Jalousie-Matten hängt, die aufgezogen und niedergelassen werden können, und verhindern sollen, theils daß die Vorbeygehenden nicht ins Haus hinein sehen, theils hauptsächlich aber, daß der Regen nicht an die papiernen Fenster kommen kann. In den Dörfern und kleinen Städten sind die Häuser auf den Seiten, besonders die Hinterseite, ebenfalls mit Schindeln, und zwar von Borke, belegt, die durch darauf genagelte ganz schmale und dünne hölzerne Leisten zu-

sammen gehalten werden, und das Eindringen des Regens in die Wand verhüthen.

Fenster sind in jedem Zimmer zwey oder mehrere. Sie fangen beynahe unter der Decke an, und gehen bis auf eine Elle vom Fußboden hinab. Sie bestehen aus leichten Rahmen, die man ausnehmen, einsetzen und in zwey, zu diesem Ende in den Querhölzern und Riegeln oben und unten angebrachten, Vertiefungen oder Einschnitten vor einander schieben kann. Diese Rahmen sind durch Leisten oder Sprossen in kleine Parallelogramme, deren bisweilen an vierzig sind, eingetheilt. Auf der auswendigen Seite sind diese kleine Fächer, die gleichsam die einzelnen Fensterscheiben ausmachen, mit feinem weißen Papier überzogen, das selten oder niemahls mit Oehl getränkt wird, und zwar einen guten Theil des Tageslichts durchläßt, aber undurchsichtig ist. Gläserne Fenster werden nicht gebraucht, eben so wenig als man Perlenmutter oder Glimmer dazu nimmt.

Der Fußboden ist allezeit mit Matten bedeckt, die aus feinen Binsen (Iuncus) geflochten, mit Reißstroh ausgefüllt, drey bis vier Zoll dick und im ganzen Lande von einerley Größe, nämlich ein Klafter lang und ein halbes Klafter breit, und an den beyden längern Seiten mit dünnem, blauem oder schwarzem Bande eingefaßt sind. Nur im Kaiserlichen Schlosse zu Jedo sah ich Matten, die größer als die gewöhnlichen waren. In den Häusern der geringen Leute ist der vordere oder äußere

Theil

Theil des Zimmers nicht mit Matten belegt, sondern dient zur Diele oder zum äußern Vorzimmer, wo man die Schuhe absetzt; darauf folgt ein erhöheter Fußboden, der mit Matten bedeckt ist, das Wohnzimmer ausmacht, und durch Rahmwände in mehrere abgetheilt werden kann.

Inwendig im Hause werden so wohl die Wände als das Dach mit schönem dicken Papier überklebt, worauf mancherley Blumen gedruckt sind. Diese Tapeten sind grün, gelb oder weiß; bisweilen ist auch Silber und Gold darauf angebracht. Der Leim, welchen sie dazu brauchen, besteht aus einem dünnen Brey von Reiß. Da der Rauch des Winters die Tapeten sehr verdirbt, so klebt man alle drey bis fünf Jahr neue auf.

Die Häuser sind sehr geräumig, allein niemahls mehr als zwey Stockwerke hoch, wovon aber gewöhnlich nur das untere bewohnt wird. Im oberen wohnt selten jemand, sondern es wird als Boden, oder dergleichen gebraucht, um allerhand Sachen hinzusetzen oder zu verwahren. Es ist auch gemeiniglich niedriger. Die Häuser der Reichen und Vornehmen unterscheiden sich zwar durch Größe, Ansehen und Schönheit, sind aber doch nicht über zwey Etagen oder zehn Ellen hoch.

In den Häusern der Kaufleute und Handwerker macht der an der Straße liegende Vordertheil gewöhnlich die Bude oder Werkstätte aus. Darauf folgt die Küche und die Stuben für die Dienstbothen. Der nach dem Hofe gehende Theil ist eigentlich der,

welcher bewohnt wird. Die dicht an den Hof stossenden Zimmer werden für die vornehmsten und bequemsten gehalten, weil sie von dem Geräusche und Lärmen auf der Straße am weitsten entfernt sind; zugleich sind sie die schönsten. Sie haben die Aussicht und auch eine Thür nach einem mit verschiednen Bäumen, Büschen, Gewächsen und Blumentöpfen besetzten Hofe oder leeren Platze, der nach Umständen groß oder klein, auch wohl in der Mitte mit einem kleinen Berge geziert ist. Aus diesen Ursachen werden die hintersten Zimmer allemahl den Fremden eingeräumt. Sie waren es daher auch, wo wir auf der Reise und zu Jedo logirt zu werden die Ehre hatten.

Selten findet man ein Haus, das nicht ein zum Baden eingerichtetes, und mit den dazu nöthigen Wannen und Geräthschaften versehenes Zimmer hat. Es liegt gewöhnlich an der Seite des Hofes. In bessern Häusern, wo besondre Zimmer für Fremde sind, ist dicht bey denselben eine kleine Badestube für dieselbe befindlich, wo sie sich baden können, wenn sie Lust haben.

In derjenigen Abtheilung des Hauses, welche die Küche vorstellt, ist kein andrer Herd, als ein großes viereckiges Loch, das im Fußboden, oft gerade in der Mitte angebracht, und mit einigen Steinen, in der nämlichen Fläche mit den umher liegenden Matten, belegt ist. Der Kohlenrauch macht das Haus schwarz, weil es keinen andern Schornstein, als nur ein Loch im Dache hat; und

die

die Nähe der Fußboden-Matten verursacht oft Schaden und Unglück, wenn die Leute sich mit dem Feuer nicht sehr in Acht nehmen.

Bey jedem Hause ist in einem kleinen abgesonderten Gebäude ein Abtritt befindlich. Dieser besteht aber bloß aus einer im Fußboden angebrachten länglichen Oeffnung, auf welche die Japaner sich setzen. An der Wand ist eine Art Lade oder Kasten, der schräge herunter geht, unten ein Loch hat, und worein sie ihr Wasser abschlagen. Nahe dabey findet man allezeit ein porzellanenes Geschirr mit Wasser, womit sie sich, wenn sie ihr Geschäft verrichtet haben, jedesmahl die Hände waschen.

In verschiednen Städten, zum Beyspiel zu Jedo, ist bey jedem Hause auch ein steinernes Packhaus angelegt, das feuerfest ist, und wo sie bey Feuersgefahr ihre Sachen hinbringen.

Die Häuser der Japaner haben, wie man schon aus dieser Beschreibung sehen kann, nicht das Ansehen, auch nicht die Bequemlichkeit als die Häuser der Europäer. Die Zimmer sind nicht so hell und heiter, und im Winter nicht so warm. Auch sind die Häuser selbst weder so sicher vor Feuer, noch so dauerhaft. Daß sie sich so wohl von innen als von aussen sehr schlecht ausnehmen, daran sind hauptsächlich die nur halb durchsichtigen papiernen Fenster Schuld.

Die öffentlichen Gebäude, als Tempel und Palläste, sind zwar grösser und ansehnlicher, aber alle von einerley Bauart. Die mit verschiednen, eine ganz

eigne Gestalt habenden, Thürmen gezierten Dächer machen ihre größte Schönheit aus.

Die Städte sind zum Theil auch mit Wällen und Gräben umgeben, und mit einer Citadelle und Thürmen versehen, besonders wenn ein Fürst darin seine Hofhaltung hat; alle aber haben Thore. Der Umfang der Hauptstadt Jedo, welche an Größe der Stadt Peking den Vorzug beynahe streitig macht, wird zu ein und zwanzig Stunden Weges zu Fuß angegeben, welches ungefähr eben so viel Französische Meilen beträgt. Hievon, und von anderm, was die Städte dieses Landes betrifft, habe ich schon oben Nachricht gegeben. Die Dörfer unterscheiden sich von den Städten lediglich dadurch, daß sie offen sind, und nur eine einzige Straße haben. Ihre Länge ist oft unglaublich. Die meisten sind eine Viertelmeile lang. Bey einigen gebraucht man gar mehrere Stunden Zeit, um zu Fuß hindurch zu kommen. Manchmahl liegen sie auch so nahe bey einander, daß nur eine Brücke, ein Fluß, oder der Nahme sie unterscheidet.

In den Dörfern steht der zu jedem Hause gehörige Abtritt allezeit an der Straße zur Seite des Wohnhauses. Er ist unten offen, und unter demselben ist an der Straßenseite ein großes irdenes Geschirr in die Erde gegraben, wo jeder Vorbeygehende sein Wasser hinein lassen kann. Der von diesem gesammelten Urin, und dem was sonst im Abtritte sich sammelt, und auch von dem was aus der Küchengosse hinein fließt (dies alles sammelt man hier zu Lande mit vieler

Sorg-

Sorgfalt zum Düngen des Ackers), entstehende Gestank ist des Sommers an heißen Tagen so stark und unausstehlich, daß kein Zustopfen der Nase und keine Wohlgerüche dagegen helfen. Die Einwohner haben sich daran gewöhnt, aber er ist auch den Augen höchst schädlich. Daß so viele, besonders alte Leute, mit rothen, wunden und triefenden Augen geplagt sind, kommt hauptsächlich von den scharfen Ausdünstungen jener Sammlungsörtern her. Das gestehe ich inzwischen gern, daß dieser Gestank und die haushälterische Mühe und Sorgfalt, welche man anwendet, das alles aufs genaueste zusammen zu sammeln, durch den Ertrag des Ackers reichlich belohnt wird.

Camine und Stubenöfen kennt man im ganzen Lande nicht, obwohl die Kälte strenge ist, und die Einwohner nöthigt, vom October bis zum Ende des Märzes die Zimmer zu heitzen. Dies Heitzen der Zimmer geschieht vermittelst kupferner Töpfe, von unterschiedlicher Größe, mit breitem überstehenden Rande, die unten mit Mörtel oder Asche angefüllt werden, worauf man gut gebrannte Kohlen legt, die man alsdann anzündet. Den Topf stellt man entweder mitten ins Zimmer, oder an eine Seite, und die Japaner setzen sich um denselben her. Weil die Wände nicht dicht sind, müssen sie mehrmahls des Tages auf diese Art einheitzen, oder auch das Kohlenfeuer den ganzen Tag über unterhalten. Diese Art des Heitzens führt aber mancherley Unbequemlichkeiten mit sich. Oft dunsten die Kohlen. Von dem

dem aufsteigenden Kohlendampfe wird das Zimmer sehr schwarz. Den Augen schadet der Rauch auch.

So einfach die Bauart der Japaner ist, so einfach ist auch ihr Ameublement, oder vielmehr, sie haben gar keine Meublen. Ihre Zimmer und Häuser entbehren mithin auch des Ansehens und Schmucks, den hübsche Meublen geben. Aber auch die Leute selbst entbehren dadurch manche Bequemlichkeit. Schränke, Commoden, Bureaux, Sofa, Betten, Tische, Stühle, Uhren, Spiegel oder dergleichen findet man in keinem Zimmer. Die meisten von diesen Dingen sind ihnen unbekannt. Die weichen Strohmatten auf dem Fußboden dienen ihnen statt Betten und Stühle. Eine weiche mit Baumwolle ausgestopfte Matratze wird über die Matte ausgebreitet, wenn sie schlafen gehen wollen. Unter den Kopf legen sie ein längliches Stück lackirtes Holz. Anstatt der Decke gebrauchen sie ihren weiten Talar. Bey dieser Art zu schlafen kommt ihr Haar des Nachts nicht in Unordnung, und des Morgens sind sie in dem Augenblicke, da sie aufstehen, auch gekleidet; denn den weiten Rock können sie in einem Hui anziehen und zubinden. Beym Sitzen sind ebenfalls die Matten und ihre Fersen ihr Stuhl. Denn sie setzen sich auf die Matte nieder, und legen die Füße unter das Gesäß. Hiedurch unterscheiden sie und die Chineser sich von den meisten andern Ostindischen Völkern, die, wenn sie sitzen, die Beine und Füße kreuzweise vor sich liegen haben. Beym Essen welches täglich dreymal geschieht, wird für jede

jede Person ein kleiner viereckiger, eine halbe Elle langer und breiter, und vier Zoll hoher Tisch hinein gebracht und hingesetzt, auf welchem statt der Gabel ein kleines hölzernes Stift, oder auch nicht einmal dieses liegt, und von jedem Gerichte eine Portion in lackirten hölzernen Näpfen, die mit einem Deckel zugedeckt sind, befindlich ist. Was sie von Schränken, Kisten, Laden, Koffern und dergleichen haben und gebrauchen, steht alles im Packhause oder in besondern Zimmern.

Bey ihrer Toilette brauchen sie kleine Schränke mit mehreren Schubladen. Ein solcher Schrank ist eine halbe Elle lang und wenig über eine Viertelelle hoch. Unserm Ambassadeur wurde zu Jedo ein dergleichen Schrank, und zwar von so genannter alter Lackirung (vieux Lacq) zu Kauf gebracht. Er war weit besser lackirt, als heut zu Tage geschieht, und die Blumen darauf waren sehr erhaben, welches sich ungemein schön ausnimmt. Dergleichen Arbeit bekommt man jetzt selten zu sehen, noch seltner zu Kauf. Aber jenes Stück erstehen hieß so viel als es mit Gold aufwägen. Man forderte siebzig Kobang, das ist vier hundert und zwanzig Thaler dafür. So sehr es alle neuere Arbeit dieser Art hinter sich zurück ließ, dünkte mir doch der Unterschied des Preises zu groß.

Spiegel paradiren zwar nicht in den Zimmern, aber beym Nachttische werden sie allgemein gebraucht. Allein die Japanischen Spiegel sind nicht von Glas, sondern werden aus Metall, und zwar einer Compos-

posi-

position von Kupfer und Zink, gegossen, und sehr gut polirt. Man hat sie von sehr verschiedner Grösse. Ein solcher Spiegel wird auf einem schief herab gehenden hölzernen Gestelle befestigt, und das schöne Geschlecht kann seine Reitze darin vollkommen so gut, als in einem Europäischen gläsernen Spiegel, beschauen.

In den Häusern braucht man vielfältig Schirme, die vier Ellen hoch, und um der Bequemlichlichkeit willen so eingerichtet sind, daß sie mehrere Mahl zusammen geklappt werden können. Man setzt sie vor die Schlafstellen, wenn mehrere in einem Zimmer schlafen; verdeckt damit im Zimmer, was nicht in die Augen fallen soll; theilt die Zimmer damit ab; setzt sie vor die Fenster, um die Zugluft abzuhalten; stellt sie des Winters um den Feuertopf, damit die Wärme mehr bey einander bleibe; und wozu man sonst Schirme gebraucht. Man hat sie groß und klein. Manche sind recht schön angemahlt, oder mit bemahltem dickem Papier überzogen. Meistens sind sie aus sechs besondern Rahmen zusammen gesetzt, deren jeder eine Elle breit ist.

Vierter Abschnitt.

Kleidung und Putz.

Die Japanische Kleidertracht verdient mehr, als die in irgend einem Lande, den Nahmen einer National-Kleidung. Sie unterscheidet sich nicht allein von der Tracht aller übrigen Völker und Menschen, son-

sondern ist auch eine und dieselbe bey allen Einwohnern, vom Monarchen bis zum geringsten Unterthan; gleich bey beyden Geschlechtern; und, welches fast alle Glaubwürdigkeit übersteigt, seit drittehalb tausend Jahren ganz unverändert.

Der Hauptanzug ist durchgängig bey allen und jeden Japanern, von jeglichem Stand, Geschlecht und Alter, ein langer und weiter Talar, der unsern Schlafröcken ähnlich ist. (Die Holländer nennen ihn auch einen Schlafrock.) Jeder hat deren einen oder mehrere. Die Vornehmen und Reichen tragen ihn vom feinsten seidnen, die Armen und Geringen von baumwollnem Zeuge. Beym weiblichen Geschlechte reicht er bis auf die Füsse, beym männlichen nur bis auf die Fersen. Zu Fuß Reisende, das Militair, und Arbeitsleute schürzen ihn entweder auf, oder tragen ihn so kurz, daß er nicht weiter als an die Knie geht, um bequemer gehen, ihren Dienst verrichten und arbeiten zu können. Die Mannspersonen nehmen gemeiniglich einfarbiges Zeug dazu, die Frauenspersonen geblümtes, und nicht selten mit hinein gewirkten goldnen Blumen. Im Sommer trägt man diese Röcke entweder ungefüttert, oder bloß mit dünnem Unterfutter; des Winters, um der Kälte willen, mit baumwollnen oder seidnen Watten ganz dicht ausgestopft. Die Mannspersonen ziehen selten viele über einander; die Frauenspersonen aber haben oft 30, 50, ja wohl noch mehr zugleich an, immer einer über den andern, jedoch alle so dünn, daß sie zusammen kaum vier bis

fünf

fünf Pfund wiegen. Das unterste dieser Gewänder vertritt die Stelle des Hemdes, und ist deswegen entweder weiß oder bläulich, gewöhnlich dünn und durchsichtig. So wohl bey Männern und Weibern werden die Kleider um die Weichen, mit einem Gürtel befestigt, in welchem die Mannspersonen den Säbel, den Fächer, die Tobakspfeife, Tobaksbeutel, und die Aerzte die Arzneydose aufbewahren. Dieser Gürtel ist beym männlichen Geschlechte ungefähr eine Hand, beym weiblichen hingegen beynahe eine halbe Elle breit, und lang, daß er wenigstens zweymahl um den Leib geht, und in einen Knoten mit grossen Schleifen bequem zusammen geknüpft werden kann. Der Knoten mit der Schleife ist, zumahl beym Frauenzimmer, von ansehnlicher Grösse, und man kann zugleich daran sehen, ob eine Frauensperson verheirathet oder unverheirathet ist; denn bey diesen sitzt er hinten auf dem Rücken, bey jenen aber vorn vor dem Leibe. Am Halse ist der Habit allezeit rund ausgeschnitten, ohne Kragen, und vorn offen, so daß der Hals bloß ist, mit dem sie auch beständig bloß gehen, ohne je ein Halstuch oder dergleichen zu gebrauchen. Die Aermel sind sehr unförmlich und über alle Maasse weit, die Weite beträgt eine halbe Elle. Vorn bey der Oeffnung sind sie zur Hälfte zusammen genähet, so daß sie unterwärts einen Beutel formiren, der ihnen statt einer Tasche dient, Papier und andre Sachen, die nicht schwer sind, hinein zu stecken, und wo sie auch beym kaltem Wetter die Hände sich wärmen. Vor-

züglich sind sie bey jungen Mädchen lang, bey denen sie oft bis auf die Erde hangen.

So ohne Unterschied allgemein diese Tracht im ganzen ist, findet doch, in Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Stand und Lebensart, einige, wiewohl nicht beträchtliche, Verschiedenheit dabey Statt. Geringe Leute, Arbeiter, Fischer, Matrosen und dergleichen sieht man oft, wenn sie ihre Arbeit verrichten, ganz oder halb nackt. Im ersteren Falle haben sie weiter nichts als einen Gürtel um den Leib, der die Geschlechtstheile einschließt und bedeckt, von da zwischen den Beinen hindurch nach hinten geht, und auf dem Rücken fest gemacht wird.

Die Mannspersonen von besserm Stande tragen, wenn sie ausgehen, ausser diesen Talaren, auch noch ein kurzes Obergewand und eine Art Beinkleider. Jenes ziehen sie über die langen Talare. Am Halse und an den Armen ist es eben so zugeschnitten und gemacht, als diese. Es reicht aber bloß bis auf den Unterleib, und hier wird es nicht mit einem Gürtel, sondern vorn und oberwärts mit einem Bande zusammen gebunden. Das Zeug dazu ist so dünn, als Flor, und gewöhnlich von schwarzer, bisweilen von grüner Farbe. Wenn sie zu Hause kommen, wie auch in ihren Amtszimmern, wenn keine Vorgesetzte oder höhere Beamte zugegen sind, nehmen sie diesen Oberhabit ab, und legen ihn nett zusammen.

Die Hosen sind von einer eignen Art Zeug,

das weder von Seide noch Baumwolle, sondern von einer Gattung Hanf gemacht wird, und zwar fein und dünn, aber zugleich sehr dicht ist. Sie haben mehr Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer-Rocke als mit Manns-Beinkleidern. Unten bey den Füssen an der inwendigen Seite sind sie zusammen genähet, oder an beyden Seiten, zwey Drittheil ihrer ganzen Länge, offen gelassen. Sie reichen ganz bis an die Knöchel, und oben bis an die Weichen, wo sie mit einem Bande, das so wohl von vorne als von hinten um den Leib gewickelt wird, befestigt werden. An dem Hintertheile dieser so genanten Beinkleider ist ein dreyeckiges dünnes Brettchen, kaum eine Viertelelle lang, und mit eben dem Zeuge überzogen, eingenähet, das über dem gedachten Bande am Rücken hinauf steht. Sie sind von Farbe entweder braun gestreift oder grün, bisweilen auch wohl schwarz. Einige sah ich auch von Sukkotas, einem Bengalischen Zeuge. Dicht am Körper anliegende Unterhosen werden selten anders als auf Reisen, und vom Militair gebraucht.

Auch haben die Japaner eine Art festlichen Kleides, das sie Compliment-Kleid nennen. Dies wird aber bloß bey solennen Gelegenheiten gebraucht, wenn die Subordinirten ihren höhern Vorgesetzten aufwarten, oder wenn man bey Hofe erscheint. Es wird über die gewöhnlichen weiten Talare angelegt, und besteht aus zwey, von einerley Art Zeug verfertigten Stücken. Das untere Stück sind die eben beschriebnen langen Hosen, die aber alsdann

gemei-

gemeiniglich von blauem Zeuge mit gedruckten weissen Blumen sind. Das obere, welches hauptsächlich das Eigne dieses Oberkleides ausmacht, ist ein Wamms oder eine Jacke, die dem oben beschriebnen kurzen Obergewande nicht sehr unähnlich ist, und mit unsern Schifferwämsen verglichen werden kann, aber hinten über den Schultern zu beyden Seiten weit hervor steht, so daß der Japaner darin ein gar breitschultriges Ansehen hat.

Alle diese Kleidungsstücke, die Beinkleider ausgenommen, die von Hanfleinwand sind, bestehen theils aus seidnem, theils aus baumwollnem Zeuge, theils aus einer Art Leinwand, die aus einigen Gattungen Nessel verfertigt wird. Die Vornehmen tragen die feinsten seidnen Zeuge, die an Feinheit und Dünne alles übertreffen, was Europa und das übrige Indien aufzuweisen haben. Die geringen Leute nehmen baumwollnes Zeug, das hier zu Lande in der größten Menge verfertigt und verkauft wird. Bisweilen, wiewohl nur als eine gar ungemeine Seltenheit, machen die Japaner eine Art Zeug aus der Rinde des Papier-Maulbeer-Baums (Morus papyrifera), (der nämliche Baum, woraus sie ihr Papier machen), das entweder auf dieselbe Art als Papier verfertigt, oder auch gesponnen und gewebt wird. Dies letztere ist ganz schneeweiß, sehr fein, sieht wie baumwollnes Zeug aus, und wird dann und wann von den Damen zur Kleidung gebraucht, aber nur zum Staat als etwas sehr rares. Stark ist es eben nicht;

 gewa-

gewaschen kann es zwar werden, aber das muß mit vieler Behutsamkeit geschehen. Das Garn dazu wird aus den Fäden oder Fasern der Rinde gesponnen. Die erstere Art ist wirklich eine Art dicken Papiers, bräunlich, und entweder mit einzelnen schmalen dunkeln Streifen, oder mit Blumen bedruckt. Es ist auch selten. Mehrere Stücke, etwas über eine halbe Elle lang und breit, werden sehr sauber zusammen geklebt und Talare daraus gemacht. Es wird aber nur von sehr bejahrten Männern als eine Art Ehrenkleid getragen, und zwar bloß im Winter, da man nicht schwitzt, und auswendig über einem oder zwey andern Talaren. Für jüngere Personen ist der Gebrauch verbothen. Stark ist diese Gattung Zeug auch nicht.

Von dieser Tracht der Japaner kann man überhaupt rühmen, daß sie sehr weit, und mit dem Unterfutter auch sehr warm ist; daß man sie sehr geschwind aus, und anziehen kann: denn um sich auszukleiden, braucht es nichts weiter, als den Gürtel aufzulösen und die Arme einzuziehen, da fällt der ganze Anzug von selbst nieder; daß sie kein Glied, keinen Theil des Körpers zwingt, spannt oder drückt; kurz, daß sie unbeschreiblich bequem ist; daß jeder Anzug beynahe jedem paßt; daß beym Machen fast gar nichts vom Zeuge abfällt und verlohren geht; daß die Verfertigung weder viel Kunst noch viel Arbeit erfordert. Dagegen hat sie aber auch das Unangenehme und Schlimme, daß sie beym Gehen, auf Reisen, wenn der Wind wehet, bey

den

den meisten Arbeiten und Verrichtungen unbequem und hinderlich ist.

Da die Kleider bis auf die Füsse reichen, folglich die Beine hinlänglich warm halten, so gebrauchen die Japaner keine Strümpfe. Man findet dergleichen daher auch im ganzen Lande nicht. Geringe Leute, wenn sie zu Fuß weite Wege gehen oder reisen, auch die Soldaten, deren Kleidung nicht so lang ist, tragen baumwollne Stiefeletten oder Kamaschen. Zu Nangasaki und in den umliegenden Gegenden tragen verschiedne Leute während der größten Winterkälte Socken von Hanf mit Sohlen von baumwollnem Zeuge, um die Füsse vor Erfrierung zu schützen. Diese binden sie um die Knöchel fest. Für die grosse Zehe nähen sie ein besonderes Stück ab, um die gewöhnlichen Schuhe überziehen zu können; jener steckt alsdann in seinem eignen, zur übrigen Socke gehörigen Futterale.

Die Schuhe, oder richtiger Pantoffeln, sind von dem ganzen Anzuge der Japaner das unansehnlichste und elendeste, und doch werden sie von jedermann, Armen und Reichen, Hohen und Niedrigen getragen. Gewöhnlich sind sie von Reißstroh, für die Vornehmen auch wohl von fein zersplittertem dünnen Rohr, geflochten. Man kann sich leicht vorstellen, daß sie gar nicht stark sind. Sie bestehen bloß aus einer Sohle, ohne Oberleder und Hintertheil. Vorn geht ein Bügel quer überher, der mit Leinwand gefuttert, und einen

Finger dick ist. Von der Spitze des Schuhes bis zu diesem Bügel geht ein rundes Band, das zwischen der grossen und zweyten Zehe zu sitzen kommt, und den Schuh am Fusse fest hält. Da die Schuhe ohne Hintertheile sind, klappen sie, wenn man geht, wie Pantoffeln. Auf Reisen, oder wenn sie sonst weite Wege zu gehen haben, machen sie drey, von Stroh gewundne, Bänder daran, womit sie sie an den Füssen und Beinen fest binden, damit sie nicht abfallen. Damit diese Bänder den Rest oder Obertheil des Fusses nicht wund reiben mögen, legen sie auch wohl einen Lappen Leinwand darunter. Manche nehmen auf Reisen ein oder mehrere Paar Schuhe mit, um neue anziehen zu können, wenn die andern abgenutzt sind. Sonst findet man in allen Städten und Dörfern und für wohlfeilen Preis zu kaufen, besonders in solchen, wo die Landstrassen durchgehen, unglaublich viele. Man kauft das Paar für einige Kupferpfennige (Seni). Wenn es regnet oder der Weg kothig ist, werden diese Schuhe nicht nur bald durchnäßt, sondern nutzen sich auch sehr geschwind ab. Man sieht daher am Wege eine Menge unbrauchbar gewordner und von Reisenden abgelegter Schube liegen, besonders an Bächen, wo sie sich beym Umkleiden die Füsse waschen konnten. Bey Regen und schmutzigem Wetter tragen die geringen Leute, damit sie, ohne daß die Füsse unrein werden, gehen können, statt dieser hölzerne Schuhe oder Holschen, die aus einem hohen Stück Holz bestehen, das unten in der

Mitte

Mitte ausgehöhlt, und oben mit einem Bügel und einem Bande für die grossen Zehe versehen ist. Einige brauchen diese Holschen auch wie Kaloschen oder Oberschuhe; sie befestigen nämlich die gewöhnlichen strohernen Schuhe in denselben; und treten so hinein. Im Hause geht der Japaner nie mit Schuhen, sondern allezeit barfuß, um die hübschen Fußboden-Matten nicht unrein zu machen. Wenn er ins Haus kommt, tritt er seine Schuhe aus und setzt sie auf die Diele, oder auf eine bey der Hausthür stehende Bank, läßt sie sich auch wohl von einem Bedienten oder Mädchen abnehmen. Die Holländer tragen ebenfalls, so lange sie in Japan sind, da sie bisweilen bey Japanern Besuch abzulegen haben, auch ihre eignen Zimmer auf der Factorey mit solchen Matten belegt sind, keine Europäische Schuhe, sondern an ihrer Stelle rothe, grüne oder schwarze Pantoffeln, die sie beym Eintritte ins Haus ablegen können. Strümpfe tragen sie aber doch, und über dieselben baumwollne Schuhe, die in Japan gemacht werden, und so oft es nöthig, gewaschen werden können. Um das Waschen nicht nöthig zu haben, lassen einige sie sich von Atlas machen.

Die Art das Haar zu tragen ist bey diesem Volke eben so sehr von der Sitte andrer Völker unterschieden, und zugleich bey allen fast ohne Ausnahme gleich, als der Anzug. Die Mannspersonen scheren den Kopf vorn von der Stirn bis hinten in den Nacken, doch so, daß sie bey den Schläfen

sen und im Nacken etwas Haar sitzen lassen. Diese wenigen Haare schmieren sie stark mit Oehl, streichen sie am Kopfe hinauf, und binden sie oben auf dem Kopfe mit einem mehrmals umgewundnen weissen papiernen Faden zusammen. Oberhalb dieses Gebindes oder Wulstes lassen sie sie einen Finger lang stehen; das übrige schneiden sie gerade ab, kleben es mit Oehl wohl zusammen, krümmen es so, daß die Spitze dieses kurzen Zopfs gegen die Scheitel zu stehen kommt, wo sie es mit dem nämlichen Faden in dieser Lage einmahl umbinden und befestigen. Diese Frisur nehmen sie sorgfältig in Acht, und damit die wieder wachsenden Haarstumpfen ihren kahlen Kopf nicht verunstalten mögen, scheren sie sie alle zwey Tage von neuem ab. Priester und Aerzte, auch die Knaben, ehe sie mannbar werden, sind die einzigen, welche hierin eine Ausnahme machen. Die Aerzte und Priester scheren den ganzen Kopf und gehen ganz kahl, wodurch sie denn freylich sich von allen andern Ständen unterscheiden. Die Knaben hingegen lassen alles Haar wachsen, bis die Zeit kommt, da sie sich scheren müssen, nämlich wenn der Bart anfängt sich zu zeigen. — Das weibliche Geschlecht behält das Haar ebenfalls, und zwar beständig. Nur geschiedne Frauen scheren es ab, die dann mit ihrem kahlen Kopfe gar häßlich aussehen. Die Frauenspersonen streichen das Haar, mit Oehl und schleimigen Sachen stark durchgeschmiert und glatt gemacht, von allen Seiten dicht

am Kopfe in die Höhe, und zwar entweder ganz nett und einfach, oder auf den Seiten gleichsam wie Flügel ausgezogen. Darauf binden sie die Enden mitten auf dem Kopfe um einen Knoten fest, beynahe eben so, als die Bauerdirnen in Schweden. Durch die Seitenflügel unterscheiden sich an manchen Oertern die Unverheiratheten vor den Verheiratheten. Vorn vor jenem Haarwulste stecken sie einen breiten Kamm ein, der bey geringen Leuten von Holz, bey den Reichen von Schildkrötenschale gemacht ist. Die Reichen brauchen ausserdem verschiedne andre Zierrathen von Schildkrötenschale, die sie durch den Wulst hindurch stecken, tragen auch einige wenige Blumen im Haare, und dies macht ihren ganzen Kopfschmuck aus, ohne daß sie Perlen und Juwelen gebrauchen. Ihre Ohren mit Ringen und anderm Gehänge zu schmücken, so eitel sind sie noch nicht.

Den Kopf bedecken die Japaner niemahls, weder mit Hüten noch Mützen, weder gegen die Kälte, noch gegen die Sonnenhitze. Nur auf Reisen gebrauchen sie einen Hut, der aus einer Art Gras oder Binsen kegelförmig geflochten ist, und mit einem Bande unter dem Kinne fest gebunden wird. Ein solcher Hut ist sehr dünn und leicht. Auch die Fischer brauchen dergleichen. Verschiedne reisende Frauenspersonen, die uns unterweges begegneten, hatten Mützen auf, die wie tiefe Suppenschüsseln aussahen, von Zeug, das mit Gold durchwirkt war, gemacht, und über den Kopf ge-

 stülpt

stülpt waren. An einigen Orten trägt das weibliche Geschlecht im Winter gegen die Kälte eine gar besondre Art Mützen, die den Kopf vorn bedecken, an beyden Seiten ausstehen und unterm Kinne zugebunden werden. Sie werden von weissen seidnen Matten verfertigt, mit Kleister bestrichen und ganz glatt gemacht. Ich habe aber nicht finden können, wie sie im Stande sind zu wärmen.

Durchgängig bedient man sich eines Sonnen- und Regenschirms, um den unbedeckten Kopf gegen die Sonnenstrahlen und den Regen zu schützen.

Auf Reisen, sowohl zu Fuß, als zu Pferde, gebraucht man auch häufig einen Regenmantel. Dieser ist weit und kurz, von dickem, durch Oehl gezognem Papier, und von derselben Gestalt, als der Talar. Dergleichen Mäntel tragen die Bedienten der Vornehmen, wenn sie mit ihren Herren reisen; und ich und meine Gefährten mußten auf unsrer Jedoer Reise unsern Aufwärtern, als wir durch den Ort kamen, wo sie verfertigt werden, mit solchen auch ein Geschenk machen. Sie halten allen Regen ab, und sind unglaublich leicht, werden auch nicht, wie die Europäischen Mäntel und Oberröcke, vom Regen schwerer. Geringe Leute, die sich einen solchen Mantel nicht anschaffen können, hängen eine stroherne Matte über den Rücken, die entweder glatt, oder auswendig von den hervor stehenden und herunter hangenden Enden des Strohes rauh sind.

Auf

Auf ein oder mehrere Kleidungsstücke, besonders auf das Obergewand, läßt der Japaner allezeit sein Wapen setzen. Es wird entweder auf den Aermeln oder zwischen den Schultern angebracht. Die Absicht hiebey ist, damit niemand sie stehlen oder umtauschen möge, welches sonst sehr leicht würde geschehen können, da die Kleidung an Zeug, Gestalt und Grösse sich so gleich ist. Auch kann jeder das Seinige ohne langes Suchen kennen und finden. Wenn man eine Menge Leute beysammen sieht, fallen diese Wapen auf den Kleidern gar sonderbar in die Augen.

Statt der Schnupftücher brauchen die Japaner allezeit ein Stück feines, weiches Schreibpapier, das sie zu dem Ende immer bey sich tragen. Dieses Papiers bedienen sie sich auch, den Mund, die Finger, und den Schweiß, im Gesichte, unter den Armen und am Leibe, abzuwaschen.

Fächer gebraucht man hier zu Lande allgemein. Jedermann hat beständig einen Fächer bey sich. Man steckt ihn auf der linken Seite in den Gürtel, und zwar hinter den Säbel, so daß das offne Ende oben heraus steht. Man kühlt sich damit, wenn man heiß wird; und wenn man im Sonnenschein ausgeht, hält man ihn vor die Sonne. Man zeichnet auch wohl dies oder jenes auf dem Fächer, wie in einer Schreibtafel, an. Oft haben sie, wenn sie reisen, ihre ganze Reise-Route darauf stehen.

Das unverheirathete Frauenzimmer schminkt sich auch wohl. Doch thun dies hauptsächlich nur Mädchen von liederlicher Lebensart. Sie schminken aber nicht, wie das schöne Geschlecht in Europa, die Wangen, sondern die Lippen. Ist die Farbe sehr dünn, so werden die Lippen roth; wird sie aber dick aufgetragen, so werden sie violett, und das wird hier für eine grössere Schönheit gehalten. Ich untersuchte die Schminke, und fand, daß sie aus der gewöhnlichen Saflorblume (Carthamus tinctorius) präparirt wird.

Das verehlichte Frauenzimmer unterscheidet sich hauptsächlich durch die schwarzen Zähne. Sie wenden viel Mühe an, und halten manchmahl viel aus, um sie schwarz zu färben, und diese Schönheit — denn dafür gelten hier die schwarzen Zähne, und zwar sehr — vor den unverheiratheten voraus zu haben. Ich gestehe aber gern, daß mir ein weiter Mund mit schwarzen, glänzenden Zähnen, gar häßlich und widrig erschien. Die Schwärze, welcher sie sich dazu bedienen, heißt Obaguro oder Kanni, und wird aus Urin, Eisenfeilspänen und Sakki bereitet. Sie ist stinkend und fressend. Sie frißt sich so stark in die Zähne hinein, daß sie in Zeit von mehreren Tagen nur mit Mühe abgeschabt und abgewaschen werden kann. Zahnfleisch und Lippen müssen während des Bestreichens sorgfältig bedeckt werden, wofern sie nicht ganz blau davon werden sollen. Einige machen von die-

sem

sem Schmuck schon Gebrauch, so bald sie Freyer bekommen oder Verlobung halten.

Noch ein anderes Unterscheidungszeichen der Frauen, das sie noch ärger entstellt, als jenes, besteht darin, daß sie alle Haare aus den Augenbraunen ausgezogen haben. Man kann nicht glauben, wie sehr hiedurch selbst das schönste Gesicht verliert.

Fünfter Abschnitt.

Münzen und Gewicht.

Das Japanische Gewicht ist so eingetheilt, daß ein Pikkel 125 Pfund, ein Katje 16 Thail, ein Thail 10 Mas, und ein Mas 10 Konderyn macht.

Das Geld wird im Handel und Wandel auf eben die Art gerechnet, so daß ein Thail, der ungefähr einem Holländischen Thaler gleich kommt, 10 Mas, und ein Mas 10 Konderyn enthält. Man rechnet aber im gemeinen Leben nicht nach Thail, sondern nach Mas, und sagt statt 1 Thail, 10 Mas; statt 10 Thail, 100 Mas; statt 100 Thail, 1000 Mas, und so weiter. Diese Art, das Geld zu berechnen, ist der Schwedischen Rechnung nach Thalern Silbermünze und Thalern Kupfermünze; die andre nach Thail, unsrer Rechnung nach Reichsthalern und Scheidemünze, ähnlich.

Repräsentirendes oder Papiergeld kennt man in Japan gar nicht. Man hat nur baare klingende Münze, welche die Regierung schlagen und den

den Werth darauf setzen läßt. Das Silbergeld ist aber, wenn es schon zu gleichem Werth gepräget ist, doch an Grösse und Schwere nicht immer gleich. Die Kaufleute wägen es daher allezeit, ehe sie es annehmen.

Die Münzen sind von Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Ich bediente mich nicht nur der Gelegenheit, von allen jetzt gangbaren und gewöhnlichen Münzsorten einige Stücke mitzunehmen, sondern es gelang mir auch, durch die Dolmetscher und Aerzte mir alle alte und seltne Sorten zu verschaffen.

Die gröste goldene Münze heißt Obang. Sie ist selten im Handel und eher eine Schaumünze, als Courantgeld. Sie ist ein länglich rundes flaches Goldstück, von der Dicke eines Pfennings, nach Kämpfer 6 Zolle lang und 4 Zolle breit. Die eine Seite ist mit feinen abgebrochenen Querstrichen und vier Stempeln bezeichnet, von welchen jeder das Wapen des Dairi vorstellt. Die andere Seite ist glatt, und auf diese ist die Vollwichtigkeit der Münze mit geschriebenen Buchstaben vom Provinzialfürsten attestirt. Ihr Werth ist 10 alte Kobang (ein alter Kobang aber gilt 10 Holländische Thaler) mithin 100 Holländische Thaler.

Zu den gangbarsten Arten, und zwar den goldnen, gehören zuvörderst die neuen Kobang. Dies sind längliche, an beyden Enden geründete und platt geschlagne Goldstücke, ungefähr 2 Zoll lang, etwas über einen Zoll breit, und nicht viel

dicker als ein Schwedischer oder Deutscher Kupferpfenning. Von Farbe sind sie hellgelb. Auf der einen Seite sind sie mit eingeprägten abgebrochenen Querstrichen, und an beyden Enden mit der Figur der kleineren viereckigen Münze, die den Nahmen Itjib führt, und die ich sogleich beschreiben werde, bezeichnet. Auf der andern Seite sieht man in der Mitte einen zirkelrunden Stempel mit erhobenen Buchstaben, und an dem einen Ende zwey dergleichen kleinere, die auf jedem Stücke verschieden sind. Diese Münze gilt 60 Mas oder 6 Thaler.

Die eben gedachte kleinere goldne Münze, Itjib, nennen die Holländer Boontjes (Bohnen). Sie ist von blassem Golde, länglich viereckig und flach, etwas dicker als ein Kupferpfennig. Das Gepräge besteht auf einer Seite aus vielen erhabenen Buchstaben, und auf der andern aus 2 erhabenen Blumen und einer mondförmigen Figur. Ihr Werth ist 5 Mas oder $\frac{1}{4}$ Kobang.

Unter den Silbermünzen bemerke ich zuerst den Nandio Gin. Er ist ebenfalls länglich viereckig, von der Dicke eines Species-Thalers einen Zoll lang und einen Zoll breit, von feinem Silber. In den Rand selbst sind Sternchen eingedruckt, und um den Rand herum geht eine Reihe erhabener Puncte. Die eine Seite ist überall mit erhabenen Buchstaben bezeichnet, von der andern ist die untere und zugleich grössere Hälfte mit erhabenen Buchstaben angefüllt: auch zeigt sie eine

dop-

doppelte mondförmige Figur. Diese Münze ist nur auf der Insel Nipon, besonders in den Hauptstädten des Reichs, gänge. Sie gilt 7 Mas, 5 Kondern.

Die im Handel und Wandel allgemein gebräuchlichen Sorten sind die Itagame und Kodama. Dies sind unförmliche Silberklumpen von sehr verschiedner Grösse, Gestalt und Werth. Die ersteren unterscheiden sich jedoch von den letzteren dadurch, daß jene länglich, und diese rundlich, gewöhnlich dick, selten flach, sind. Sie werden allezeit zugewogen. Von Farbe sehen sie wie Bley aus. Sie sind mit Buchstaben, aber auf mancherley Art, bezeichnet. Auf einigen sieht man das Bild des Gottes des Reichthums, und diese heissen Daikokus ganne. Diese nebst den übrigen Japanischen Münzen habe ich in einer, in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, im Jahr 1779 gehaltnen Rede ausführlicher beschrieben, wo auch Abbildungen davon beygefügt sind.

Seni nennen die Japaner ihre kupfernen, messingnen und eisernen Münzen. Man kann sie mit Europäischen Kupferpfennigen vergleichen. Sie sind aber ungleich an Grösse, Werth und Ansehen. Darin kommen sie jedoch überein, daß sie alle gegossen, in der Mitte mit einem viereckigen Loche, wodurch man sie auf eine Schnur reihen kann, versehen sind, und einen breiten Rand haben. Die Simmon Seni gelten 10 gewöhnliche Seni, oder ein

ein halb Mas, fangen aber schon an selten zu werden. Die Simoni Seni gelten 4 gewöhnliche Seni, sind von Messing, beynahe so groß als ein acht gute Groschen-Stück, aber dünn, und bloß auf der Insel Nipon gäng und gäbe; sie zeichnen sich durch ihre gelbe Farbe und die auf der untern Seite befindlichen erhabenen Bogen aus. Die gewöhnlichen Seni sind von der Grösse eines Pfennigs, und von rothem Kupfer; 60 machen 1 Mas. Die Doosa Seni sind von Eisen gegossen, so groß und von gleichem Werth, als die vorhergehenden, sehen auch eben so aus, sind aber so spröde, daß sie leicht zerbrechen oder entzwey fallen. Nahe bey der Stadt Nangasaki ist eine Münze, wo dergleichen gegossen werden. In Nangasaki kommen im Handel und Wandel auch chinesische Pfenninge vor.

Jetzt komme ich zu den ehemals gangbaren, heutiges Tages seltnen Arten. Die alten Kobang sind von feinem Golde, brandgelb von Farbe, und etwas breiter als die neuen, übrigens mit diesen von einerley Gepräge. Sie gelten 10 Thail oder ungefähr 10 Thaler.

Die alten Itjib sind etwas länger, breiter und dicker als die jetzt gebräuchlichen, von blassem Golde, und gelten 22 Mas, 5 Konderyn. Es giebt auch kleinere, die ungemein rar sind; diese sind kürzer, schmäler und dünner, als die gewöhnlichen, auch von höherer Farbe, und sind 11 Mas, 2 Konderyn, 2 Kasje werth.

Kosiu kin, Kosju bang oder Kosju Itjib, Ni-

sin und Sunak sind Nahmen kleiner goldner, an Grösse, Gestalt und Werth sehr ungleicher Münzen. Sie sollen ehemals in der Landschaft Kosju geschlagen, und davon benannt seyn. Sie sind von sehr hellgelbem Golde, glatt, auf beyden Seiten mit Stempeln, auf der einen mit zweyen, auf der andern mit vieren, versehen. Ich erhielt davon vier runde und ein viereckiges Stück, die alle das mit einander gemein haben, daß der obere Stempel auf der einen Seite, und die beyden zur Rechten auf der andern gleich sind. Der untere Stempel auf der einen, und die beyden zur Linken auf der andern Seite hingegen sind verschieden. Die runden sind inwendig um den Rande mit erhabenen Puncten bezeichnet. Ihr Werth ist von 2 bis 12 Mas.

Unter den silbernen bemerke ich die Gomome Gin. Diese sind länglich viereckig, beynahe zwey Zoll lang und halb so breit, von der Dicke eines Species-Thalers, von grobem Silber, und haben abgestumpfte Ecken. Auf dem Rande sieht man verschiedne Sternchen eingedruckt, inwendig um denselben auf beyden Seiten eine schmale Vertiefung. Auf beyden Seiten befindet sich in der untern grössern Hälfte eine Erhöhung, die so aussieht, als wenn ein Nandiogin hinein gelegt wäre, und worauf man einen grossen Stempel mit erhabenen Buchstaben erblickt. Die andere kleinere Hälfte ist auf einer Seite ohne alles Gepräge; auf der andern zeigt sie 2 Reihen Puncte, 2 gerade Quer-

striche, und zwischen denselben ein geschlungnes Band, alles erhaben. Diese Münze wird auf 5 Mas geschätzt, und soll vor diesem in den Hauptstädten gänge gewesen seyn.

Sechster Abschnitt.

Zeitrechnung und Feste.

Das Jahr theilen die Japaner nach dem Lauf des Mondes ein. Einige Jahre bestehen daher aus 12, andre aus 13 Monathen. Das neue Jahr fängt entweder im Februar oder im März; ihre Zeitrechnung aber mit dem Jahr 660 vor Christi Geburt, an.

Die 12 himmlischen Zeichen haben sie auch, aber unter andern Nahmen, als die Europäer. Sie heissen bey ihnen, wie folget: 1. Ne, Ratze. 2. Us, Stier. 3. Torra, Tiger. 4. Ow, Hase. 5. Tats, Drache. 6. Mi, Schlange. 7. Uma, Pferd. 8. Titsuse, Widder. 9. Sar, Affe. 10. Torri, Hahn. 11. In, Hund. 12. J, Bär. Von diesen himmlischen Zeichen werden gewisse Jahre benannt. So war das Jahr 1774 das Pferdejahr, 1776 das Affenjahr.

Die Monathe kommen des ungleichen Mondeslaufs wegen, mit den unsrigen niemahls vollkommen überein. Sie haben ihre eignen Nahmen, und zwar von ihrer Zahl. Da die Holländer während ihres hiesigen Aufenthalts sich sowohl nach dem Europäischen, als nach dem Japanischen Kalender zu richten genöthigt sind, müssen sie sich

jährlich einen aus beyden zusammen gesetzten Kalender aufsetzen, der das Verhältniß beyder Zeitrechnungen darstellt. Hier ist ein ganz kurzer Auszug aus einem solchen Kalender, woraus man zugleich die Nahmen der Monathe sehen kann. Das Jahr 1776, oder das Affenjahr, hat 355 Tage.

	1776.		
		1 Sitsguats	= 14 August.
1 Sjoguats	= 19 Febr.	18 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗
11 ⸗ ⸗	= 29 ⸗ ⸗	19 ⸗ ⸗	= 1 Septemb.
12 ⸗ ⸗	= 1 März.	30 ⸗ ⸗	= 12 ⸗ ⸗
30 ⸗ ⸗	= 19 ⸗ ⸗	1 Fatsguats	= 13 ⸗ ⸗
1 Niguats	= 20 ⸗ ⸗	18 ⸗ ⸗	= 30 ⸗ ⸗
12 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗	19 ⸗ ⸗	= 1 October.
13 ⸗ ⸗	= 1 April.	29 ⸗ ⸗	= 11 ⸗ ⸗
29 ⸗ ⸗	= 17 ⸗ ⸗	1 Kuguats	= 12 ⸗ ⸗
1 Soinguats	= 18 ⸗ ⸗	20 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗
13 ⸗ ⸗	= 30 ⸗ ⸗	21 ⸗ ⸗	= 1 Novemb.
14 ⸗ ⸗	= 1 May.	30 ⸗ ⸗	= 10 ⸗ ⸗
30 ⸗ ⸗	= 17 ⸗ ⸗	1 Sjuguats	= 11 ⸗ ⸗
1 Siguats	= 18 ⸗ ⸗	20 ⸗ ⸗	= 30 ⸗ ⸗
14 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗	21 ⸗ ⸗	= 1 Decemb.
15 ⸗ ⸗	= 1 Junius.	30 ⸗ ⸗	= 10 ⸗ ⸗
29 ⸗ ⸗	= 15	1 Sjuitsguats	= 11 ⸗ ⸗
1 Soguats	= 16 ⸗ ⸗	21 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗
15 ⸗ ⸗	= 30 ⸗ ⸗		1777.
16 ⸗ ⸗	= 1 Julius.	22 ⸗ ⸗	= 1 Januar.
30 ⸗ ⸗	= 15 ⸗ ⸗	30 ⸗ ⸗	= 9 ⸗ ⸗
1 Rokguats	= 16 ⸗ ⸗	1 Sjunitsguats	= 10 ⸗ ⸗
16 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗	22 ⸗ ⸗	= 31 ⸗ ⸗
17 ⸗ ⸗	= 1 August.	23 ⸗ ⸗	= 1 Februar.
29 ⸗ ⸗	= 13 ⸗ ⸗	29 ⸗ ⸗	= 7 Februar.

Die Monathe werden demnach so gezählt: der erste, der zweyte, der dritte, und so weiter bis den

den zwölften, und die Jahre haben nicht gleich viele Tage. Das zweyte oder dritte Jahr ist allezeit ein Schaltjahr, deren in 19 Jahren sieben einfallen.

Wochen haben die Japaner nicht, sondern der Erste und Funfzehnte in jedem Monathe sind Ruhetage. An diesen Tagen arbeitet kein Handwerksmann; selbst die öffentlichen Dirnen kaufen sich an denselben frey, und halten es für einen grossen Schimpf, wenn sie alsdann genötigt werden, Mannspersonen anzunehmen.

Tag und Nacht werden nur in 12 Stunden abgetheilt. Hiebey richten sie sich das ganze Jahr hindurch nach dem Auf- und Untergange der Sonne. Wenn die Sonne aufgeht, zählen sie 6 Uhr, und wenn sie untergeht, ebenfalls 6. Mitternacht und Mittag ist allezeit 9 Uhr.

Die Zeit wird nicht mit Uhren oder Stundengläsern, sondern mit brennenden Lunten abgemessen, die wie Stricke gedrehet, und in einem bestimmten, durchgängig gleichen Abstande, mit Knoten versehen sind. Die Zeit, da eine solche Lunte von einem Knoten zum andern wegbrennt, zeigt eine gewisse Zeit an. Ist sie nun bis zu einem Knoten weggebrannt, so wird es bey Tage mit gewissen Schlägen an den Glocken auf den Thürmen ihrer Tempel, des Nachts aber durch Zusammenschlagen zweyer Hölzer von den herum gehenden Nachtwächtern, angezeigt. Man bedient sich aber auch wohl noch einer andern, gar besondern Methode. Man füllt eine Lade, die eine halbe Elle lang, und ungefähr halb so breit ist, mit

Asche an; macht in die Asche feine Reifen, oder Kanäle, von einem Ende zum andern und so wieder zurück in mehreren Wendungen. In diese ganz durch fortlaufenden Furchen streuet man feines Pulver von der Rinde des Skimmibaums (anisartiges Illicium, Ilicium anisatum), und macht Abtheilungen für die Stunden. Der Deckel wird fest zugemacht, aber ein kleines Loch gelassen, wodurch die Luft einziehen kann, um das Feuer zu unterhalten. Darauf wird das Pulver angezündet, das langsam und sich immer gleich wegbrennt. So oft es bis zu einer Abtheilung weggebrannt, wird es auf die angeführte Art durch Glockenschläge oder Zusammenschlagen zweyer Stücken Holz zu erkennen gegeben. Besonders bedienen die Nachtwachen an vielen Orten sich dieser Pulver-Uhr.

Das Alter der Kinder wird so berechnet, daß das Jahr, worin sie gebohren sind, für voll gilt. Am Ende des Jahrs ist also jedes in demselben zur Welt gekommene Kind, und wenn es auch erst in den letzten Tagen des letzten Monaths gebohren ist, ein Jahr alt.

An den beyden mittelsten, und auch an den beyden letzten Tagen des Jahrs, folglich alle halbe Jahr, müssen alle Rechnungen abgeschlossen, und nebst allen andern Schulden und Forderungen, bezahlt werden. Alsdann wird von neuem bis zum nächsten allgemeinen Abrechnungs- und Zahlungs-Termin, das ist auf ein halbes Jahr, Credit gegeben. Wer im Termine seine Rechnung,

Forderung oder ausstehende Schuld nicht bezahlt bekommen hat, hat hernach kein Recht, sie weiter zu fordern. Glücklich ein Volk, das beym Anfange jedes halben Jahrs ganz schuldenfrey ist! *)

Am Neujahrstage wünscht jedermann, in seinem festlichen, blau und weiß gestreiften Anzuge, dem andern Glück. Man geht mit seiner Familie umher, und legt Gratulations-Besuche ab. Gewöhnlich wird der ganze erste Monath dazu angewandt; so viele Visiten haben die Japaner bey dieser Gelegenheit zu machen. Diese ganze Zeit ist zugleich dem gesellschaftlichen Vergnügen gewidmet.

Einige Tage nach Neuiahr wird die Ceremonie verrichtet, daß die Japaner das Crucifix und das Bild der Jungfrau Maria mit Füssen treten. Beyde sind von Kupfer gegossen, und etwas weniger, als eine halbe Elle lang. Die Absicht bey dieser Handlung ist, Abscheu und Haß gegen die christliche Religion und gegen die Portugiesen, die sie ehemahls in diesem Lande predigten, und allgemein machen wollten, einzuprägen und zu unterhalten, wie auch zu erforschen, ob etwa noch ein Ueberbleibsel von Anhänglichkeit an dieselben bey irgend jemand anzutreffen seyn möchte. Indessen geschieht dies nur in denjenigen Gegenden, wo die Christen vor Zeiten sich am meisten aufhielten. Zu Nangasaki,

*) Es ist wohl unmöglich daß Herr Thunberg hier nicht entweder mißverstanden haben sollte, oder geflissentlich belogen worden wäre. Vielleicht ist der Verlust der Forderung nur darauf gesezt, wenn jemand dieselbe nicht zur bestimmten Zeit einklagt.

gasaki dauert diese Cerimonie vier Tage. Hernach werden die Bilder nach den umliegenden Oertern, wo ein gleiches damit geschieht, und zuletzt wieder nach Nangasaki gebracht, und da bis zum folgenden Jahre verwahrt. Jedermann, bloß der Gouverneur mit seiner Suite und Bedienung ausgenommen, so gar die kleinsten Kinder müssen dabey zugegen seyn. Daß aber auch, wie einige behaupten wollen, den Holländern zugemuthet werde, Theil daran zu nehmen, und mit auf die Bilder zu treten, ist nicht wahr. Gewisse Aufseher sind dabey verordnet, welche die Einwohner nach ihren Bezirken von Haus zu Haus zusammen rufen, wenn alle beysammen sind, in gehöriger Ordnung ihre Nahmen aufrufen, und bey der Handlung selbst dahin sehen, daß alles richtig zugehe. Die Erwachsenen treten von einer Seite zu der andern über die Bilder weg; die Kinder werden unter den Armen aufgehoben, und mit den Füssen darauf gestellt. Unter den Holländern sind äusserst wenige, die diese Feyerlichkeit je gesehen hätten. Von den jetzt auf der Insel befindlichen Officieren war nur ein einziger, der einmahl Gelegenheit gehabt hatte, im Vorbeygehen, als er vom Chef an den Gouverneur, um etwas, die Zurüstung zur Jedoer Reise betreffend, zu bestellen, nach der Stadt geschickt war, etwas davon zu sehen.

Die Feyer des siebenten Tages ist Japan unbekannt. Sie haben aber verschiedne andre jährliche Feste, die zum Theil einen, zum Theil mehrere Ta-

ge nach einander, währen, und die sie als gottesdienstliche Tage feyern. Von diesen werde unten reden.

Siebenter Abschnitt.

Uebrige Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen der Japaner.

Ich fange mit dem eigenthümlichen Nahmen der Japaner an. Jede Familie, und jede Person hat ihren eignen Nahmen. Diese werden aber ganz anders gebraucht, als in Europa. Der Familiennahme, oder was man bey uns den Zunahmen nennt, bleibt bey jeder Familie und allen ihren Nachkommen jederzeit unverändert. Im gemeinen Leben und im Umgange aber wird er nie gebraucht, sondern nur alsdann, wenn man etwas unterschreibt, da man zugleich gewöhnlich sein Siegel beysetzt. Auch das ist etwas besonderes, daß der Zunahme nicht zuletzt, sondern allezeit voran, der Vornahme aber nach demselben gesetzt wird. Der Vornahme ist es, womit der Japaner allezeit angeredet, benannt und gerufen wird, und diesen verändert er in seinem Leben verschiedne Mahl. Wenn ein Kind das Licht der Welt erblickt, bekommt es von Aeltern einen gewissen Nahmen. Ist es ein Sohn, so behält er ihn. Bekommt er ein Amt oder eine Bedienung, so wird abermahls eine Veränderung damit vorgenommen. So oft er zu höheren Stellen hinauf rückt, geschieht wieder eine Vertauschung. Einige, besonders die Kaiser und Fürsten, bekommen so gar nach dem To-

 de

de einen neuen Nahmen. Beym weiblichen Geschlechte ist der Vornahme nicht so vielen Veränderungen unterworfen. Den Mädchen geben die Aeltern oft den Nahmen von einer schönen Blume.

Diejenigen, welche mit hohen Würden und Aemtern bekleidet werden, bekommen beym Antritte derselben vom Dairi, oder dem geistlichen Kaiser, prächtig klingende Titel. Auch andern sehr vornehmen Personen ertheilt derselbe verschiedene Ehren-Nahmen.

Wenn sie auf der See sind, schlachten sie kein Thier: dies rührt von einem sonderbaren Aberglauben bey ihnen her. Auf unsrer Seereise besorgten die Japaner daher zwar, so oft sie ans Land gingen, daß Gänse, Enten und Hühner für uns geschlachtet, und für unsern Tisch zugerichtet wurden; wollten wir aber in der Zwischenzeit nicht ohne Braten von Geflügel seyn, so mußte ich das Geschäfft übernehmen, dasselbe zu schlachten.

Die Japaner trocknen viele von denen ihrem Lande eignen Früchten; viele machen sie aber, auf eine, so viel ich weiß, nur bey ihnen und den Chinesern gebräuchliche Art, mit Gäst oder Sakkihefen ein. Jenen ennen sie Mebos, diese Menaratsuki. Me bedeutet Frucht, und Obst; Nara ist der Nahme der Stadt, wo die Früchte am häufigsten und besten auf diese Art eingemacht werden; Suki heißt einmachen. Zum Einmachen nimmt man entweder ganze Früchte, oder man schneidet sie, wenn sie groß sind, in Scheiben. Man braucht dazu den Gäst oder Barm, den der gegohrne Sakki

oder

oder Reißtrank giebt, dessen Säure die Frucht durchdringt, ihr einen gewissen Geschmack giebt, und sie ein ganzes Jahr und noch länger gut erhält. Besonders macht man eine Art grosser Gurken, die Konomon heissen, in grosser Menge auf diese Weise ein, die hernach in kleinen Fässern verführt, und wie bey uns die Gurken zum Braten und dergleichen gegessen werden: sie schmecken auch beynahe eben so, als unsere eingemachten Gurken.

Die Japaner haben eine Art Nudeln, die sie Lara nennen. Sie bestehen aus Fäden, die ganzer zwey Ellen lang sind, zusammen gerollt und fast allenthalben im Lande verkauft werden. Sie werden von Weitzen- oder Buchweitzen-Mehl gemacht, und nach dem Gewichte verkauft. Die lezteren haben den besondern Nahmen Sabakiri. Man schneidet die Fäden in Stücken, und thut sie zu einer Art Suppe, die davon einen angenehmen Geschmack bekommt, etwas zähe oder schleimig wird, und sehr nahrhaft ist. Die Nudeln lösen sich jedoch in der Suppe nicht ganz auf. Ißt man dies Gericht mit Zwiebeln und Frikadellen von Fischen; so heißt es Niomen; thut man aber statt dessen Pfeffer und Soja hinzu, so bekommt es den Nahmen Somen.

In allen Wirthshäusern und Herbergen, sogar auf dem Lande, findet man eine Art Kuchen von Reißmehl, die bisweilen grün gefärbt sind, zu Kauf. Die Reisenden, besonders die Norimon-Träger, pflegen sie gern zu kaufen, und zum Thee

zu

zu essen. Thee trifft man auch allenthalben zum Dienst der Reisenden an.

Den Zuckertang (Fucus saccharinus), den die See so in Menge auswirft, brauchen die Japaner häufig zum Essen, so zähe er auch zu seyn scheint. Er wird vorher getrocknet, und von Sand, Salz und andrer Unreinigkeit gesäubert. Besonders wird er bey solcher Gelegenheit gegessen, da man sich beym Sakki lustig hält. Man schneidet ihn in Stücke, kocht ihn, wodurch er viel dicker wird, und thut ihn zu andern Speisen. Bisweilen wird er aber auch roh gegessen, nachdem man das Aeussere abgeschabt hat, da er dann ganz weiß aussieht. In diesem Falle schneidet man ihn gewöhnlich in Streifen, die zwey Zoll lang und einen Finger breit sind, wickelt eine Parthey davon vierseitig zusammen, und bindet einen feineren Streif von eben dem Tang, eine Linie breit, und drey Zoll lang, herum. Die Päckchen werden entweder mit oder ohne Sansio (Pfefferfagara, fagara piperita) gegessen. Die kleinen Tische, worauf die Geschenke präsentirt werden, belegt man auch mit dergleichen kleinen Bündeln Tangstreifen, die zu halben und ganzen Stiegen darauf umher liegen. Das den Geschenken beyzufügende so genannte Compliment-Papier wird auch an beyden Enden mit einem Streife von diesem Tang geziert, der einen Zoll breit und eine Viertelelle lang ist, und darauf fest geklebt wird.

Zum Waschen des leinenen und baumwollnen Zeuges braucht man hier keine Seife, sondern Mehl

von

von einer Art Bohnen, die, wenn sie sehr fein gemahlen werden, einen ungemein weissen Puder geben.

Die Zimmer erleuchtet man theils mit Lichtern, theils mit Lampen; doch bedient man sich jener nur selten. Die Lichter sind klein, eine Viertelelle lang, oben einen Zoll dick, werden aber nach unten allmählig dünner, haben also gerade die umgekehrte Gestalt, als unsre Talg- und Wachslichter. Der Tocht besteht aus zusammen gewickeltem Papier, das auswendig mit anderm weisseren und feineren Papier spiralförmig umwunden ist. Unten ist ein Loch, so groß, daß das Licht damit auf eine eiserne Spitze gesteckt werden kann, die auf einem Leuchter befestigt ist. Die Materie, wovon diese Lichter gemacht werden, ist ein Oehl, das aus dem Samen des Firnißbaums (Rhus vernix, succedanea) gepreßt oder gekocht wird. Der Baum heißt Fasi noki, wächst in verschiednen Provinzen, und giebt eine Menge Samen. Kauft man diese Lichter frisch, so sind sie inwendig etwas weiß oder vielmehr gelblich, und mit einer weissen Rinde überzogen. Das Oehl erstarret durch die Kälte der Luft, und bekommt eben die Consistenz als Talg, und wird fast so hart als Wachs. Wenn es alt wird, pflegt es bald ranzig und zugleich gelblich zu werden. Diese Lichter brennen gut, rinnen und lecken aber wie Talglichter. Wenn sie verkauft werden, sind sie sehr nett in Papier eingewickelt, das unten zusammen gelegt, oben um den Tocht gewunden, von da an aber noch ein Paar Zoll hoch und offen ist, und völlig wie eine lange Rackete aussieht. —

In

In den Lampen brennt man Senföhl und Oehl von der Dryandra cordata. Man hat ihrer eine oder auch wohl mehrere im Zimmer.

Unter den Geschenken, welche der Fürst der Landschaft Jetsigo, wo der Firnißbaum in sehr grosser Menge wächst, und die fast das ganze Land mit dem Oehl versorget, dem Kaiser mitbringt, sind hundert solche Lichter, einen Fuß lang, und so dick als ein Mannsarm, mit verhältnißmäßigem Tochte. Diese Ehren-Lichter werden nur zweymahl im Jahre an gewissen Festtagen im Kaiserlichen Pallast gebrannt. So schwer es auch ist, ein solches Licht zu bekommen, war ich doch so glücklich, eins habhaft zu werden, das bey solcher Gelegenheit gebrannt hatte. Das Oehl desselben schien nicht nur weisser, sondern auch fester zu seyn, als in den gewöhnlichen Lichtern.

Zum Zunder beym Feuerschlagen dient das Rauhe von den Blättern des Beyfusses (Artemisia vulgaris), woraus eine bräunliche Wolle gemacht wird, die leichter als Moxa Feuer fängt. Uebrigens bedienen sie sich kurzer Schwefelsticken, die einen Finger lang, und verhältnißmäßig sehr breit, an den Enden quer abgeschnitten und in Schwefel getunkt sind. Sie werden in Bündel zusammen gebunden und in einen halben Cirkel gebogen.

Das Heitzen der Zimmer habe ich oben beschrieben.

Zum Versiegeln gebrauchen die Japaner kein Lack, sondern sie drehen und winden etwas Papier um das, was versiegelt werden soll, und knüpfen es so zu, daß

sie

sie sehr leicht merken können, ob man es losgemacht hat. Auf diese Art werden selbst die Packhäuser auf Dezima, dicht beym Schlosse versiegelt, auf dessen Verschliessung sie sich weit weniger verlassen, als auf ihr elendes, aber künstliches, Papiergebinde.

Seile und Stricke, selbst starke Schiffstaue, machen die Japaner nicht von Hanf, sondern von Nesseln, die in Menge, von ansehnlicher Grösse, und von mehrern Arten auf den Bergen stehen. Die Gattungen, welche die Seiler am meisten brauchen, sind die Schneeweisse (Urtica nivea), und eine, die ich nur hier gefunden habe, (Japonica). Der Bast, gehörig bearbeitet, giebt so feines Garn, daß auch Leinwand davon verfertigt werden kann.

Beym Schnupfen, den man wegen der häufigen Abwechselung kalter und warmer Luft in diesem Lande gar leicht bekommen kann, nehmen die Japaner ganz feinen Schnupftoback, der dem Spaniol ähnlich ist. Sie bekommen ihn von den Chinesern, die ihn in kleinen durchsichtigen grünen Flaschen hieher bringen.

Auf ihre Meublen, Hausgeräth und andre Sachen setzen die Japaner ihr Wapen, wie ich dergleichen oben schon von ihren Kleidungstücken erzählt habe. Jeder kennt daher das Seinige so gleich, und Diebe können Sachen nicht gut verkaufen.

Alles Kartenspiel ist bey den Japanern scharf verbothen. Sie lieben diesen Zeitvertreib auch nicht. Auf dem Schiffe wurde ich einige Mahl gewahr, daß sie Gebrauch davon machten. Auf dem Lande aber

habe

habe ich es niemahls gesehen. Ihre Karten sind von dickem steifen Papier gemacht, 2 Zoll lang, und einen guten Zoll breit. Zu einem Spiele gehören 50, die auf der Hauptseite verschieden bezeichnet, auf der unrechten Seite aber alle schwarz sind. Sie legen die Karten in Haufen, mehrere auf einander; darauf kehren sie die Karten um, und sehen zu, welche gewonnen hat.

Ein anderes Japanisches Spiel lernte ich auch auf der Seereise kennen, das mit unserm Gänsespiele Aehnlichkeit hat. Sie legen einen Bogen starkes Papier, worauf verschiedne viereckige, mit allerley Figuren bezeichnete, Fächer abgetheilt sind, vor sich hin. Darauf werfen sie der Reihe nach einen Würfel, und jeder Spieler hat ein Hölzchen oder etwas anderes, womit er in den Fächern seinen Wurf bemerkt.

Nach Orientalischer Sitte besuchen die Japaner weder einander, noch die Holländer, ohne ein Geschenk voraus zu schicken. Dergleichen Geschenke werden mehr gegeben, weil es Mode ist, als um ihres Werths willen, der oft sehr gering ist. Nicht selten bestehen sie in Kleinigkeiten, z. E. einem frischen Fische oder dergleichen. Allezeit aber werden sie auf eine feyerliche Art geschickt, auf einem besonders dazu verfertigten Tische, mit Papier, das nach einer gewissen Form zusammen gelegt ist, umwunden, und dergleichen. Als einige Fürsten, oder Ober-Landesbefehlshaber, im Hafen vor Nangasaki unser Schiff besuchten, um es zu besehen,

schickte

schickte jeder von ihnen dem Capitain vorher ein Geschenk zu, das in einem Faß Sakki und einigen gedörrten, gefleckten Blackfischen (Sepia), einer Art Fische, die von den Japanern und Chinesern häufig gegessen werden, bestand. Es giebt aber auch verschiedne andre Gelegenheiten, da es nicht nur Gebrauch, sondern sogar Pflicht ist, dem andern dergleichen Geschenke zu schicken. Es wird auch das sogenannte Compliment-Papier beygelegt, das auf eine ganz eigne Art zusammen gelegt und umwunden wird.

Die Zinsen von geliehenem Gelde sind bey dieser Nation, wie bey den Chinesern, hoch; oft betragen sie achtzehn bis zwanzig vom Hundert.

In Japan weiß man von der Vielweiberey nichts. Jeder Mann hat nur Eine Frau. Diese hält er aber auch nicht, wie die Chineser thun, im Hause eingesperrt, sondern sie hat die Freyheit, nicht nur in Gesellschaft von Mannspersonen zu seyn, sondern auch allenthalben auszugehen.

Kinder trifft man allenthalben, in Städten und Dörfern, in Menge an. Durchgängig habe ich bemerkt, daß die Aeltern sie zwar früh zu strengem Gehorsam gewöhnen, aber übrigens sie fast bloß mit guten Worten und Zureden regieren. Scheltworte oder harte Verweise habe ich selten gehört, und Stösse, Schläge und Gebrauch der Ruthe fast niemahls gesehen. In den Schulen lesen alle Kinder zugleich, und zwar sehr laut;

das giebt ein Geschrey, daß man, wenn man hinein geht, in Gefahr ist, das Gehör zu verlieren.

Wie sehr die Japaner auf Reinlichkeit ihres Körpers sehen, habe ich schon einige Mahl erwähnt. Kein Tag geht hin, da sie sich nicht baden und ganz rein waschen, sie mögen zu Hause oder auf Reisen seyn. Nicht nur in Privathäusern, sondern auch in allen Wirthshäusern und Herbergen, in Städten und auf dem Lande, sind kleine Badstuben angelegt. Jeder kann also, an jedem Orte, auch wo er nicht zu Hause gehört, auch jeder, der keine eigne Badstube hat, kann sich, so oft er will, für Geld baden. Arme Leute bezahlen nur ein Paar Pfenninge; allein da mehrere von ihnen dasselbe Wasser gebrauchen, ohne daß jeder frisches bekommt, stecken sie einander gar oft mit Krätze und andern Krankheiten an.

An warmen Bädern hat das Land Ueberfluß. Die Einwohner bedienen sich ihrer auch häufig gegen venerische Krankheiten, Lähmung der Glieder, Krätze, Rheumatismen und dergleichen.

Die Landstrassen sind in allen Provinzen das ganze Jahr hindurch in gutem Stande; sie sind breit, und mit Gräben versehen, damit das Wasser ablaufen kann. Besonders aber werden sie gegen die Zeit da die Ober-Landesbefehlshaber, wie auch die Holländer, ihre jährliche Reise nach Jedo vornehmen müssen, in vortrefflichen Stand gesetzt. Sie werden alsdann nicht nur mit Sand beschüttet, sondern auch kurz vor der angesagten Ankunft solcher hohen Reisenden

mit Besen gefegt, aller Pferdemist, Koth und alle andere Unreine sorgfältig weggeschafft, und bey heissem Wetter, wenn es stäubt, wird reichlich Wasser gesprengt. Auch ist die Ordnung gemacht, welche genau beobachtet wird, daß die, welche nach Jedo, oder die dahin führenden Strassen, hinauf reisen, sich zur linken, und die, welche hinunter reisen, zur rechten Seite halten müssen, damit keiner dem andern begegne, ausweichen dürfe, oder Aufhalt, Ungelegenheit und Streitigkeit verursache. Abermahls eine von den Japanischen Polizey-Anstalten, die man in Europäischen Ländern nachahmen sollte. Da man gar kein Fuhrwerk mit Rädern gebraucht, halten sich die Wege sehr lange gut. Zum Vergnügen der Reisenden sind sie an vielen Stellen zu beyden Seiten mit Bäumen und Gesträuch bepflanzt, die zum Theil sehr schöne Hecken geben. Ich habe dergleichen Hecken sogar von Theestauden gesehen. Meilenzeiger sind jede Meile angebracht. Sie zeigen nicht nur, wie weit man gereiset ist, sondern auch, wohin der Weg geht. Die Meilen im ganzen Lande werden alle ohne Unterschied von einem einzigen Puncte an gezählt, nehmlich von Niponbas, oder der über dem Fluß in der Hauptstadt Jedo liegenden Brücke. Bey Scheidewegen stehen ähnliche Pfähle, die jeden Weg genau bezeichnen. Man reiset bey diesen Einrichtungen und Anstalten im ganzen Lande sehr bequem, und ohne Gefahr, zu verirren; nicht zu gedenken, daß man auch so sicher, als vielleicht in keinem andern Lande reiset.

Die Pferde beschlägt man in Japan nicht mit Eisen, sondern statt dessen zieht man ihnen Pantoffeln oder kleine Schuhe von Stroh an. Diese werden um die Knöchel mit einem von Stroh geflochtenen Bande fest gebunden. Sie schützen den Fuß gegen die Steine, und sichern ihn auch auf glattem und schlüpfrigem Wege vor dem Ausgleiten.

Weder Postwagen, noch irgend eine andre Art Wagen oder Fuhrwerk mit Rädern, gebraucht man, wenn man reiset. Wer Geld hat, reitet, oder läßt sich in Sänften, die Kango oder Norimon heissen, tragen. Wer eins von beyden nicht bezahlen kann, muß zu Fuß gehen. Daher sind denn auch die Landstrassen immer mit einer Menge Fußgänger angefüllt. Den Reiseanzug solcher Leute habe ich im Vorhergehenden schon beschrieben. Hier füge ich nur noch hinzu, was oben anzumerken vergessen worden, daß sie häufig lange Schifferhosen, oder bis auf die Waden herab gehende leinene Beinkleider tragen, und daß die Kamaschen auch wohl, wie bey uns, an den Seiten zugeknöpft werden, anstatt daß andre sie fest binden; wie auch, daß die Soldaten auf dem Marsche die langen Hosen um die Mitte der Lenden fest binden. Die zu Pferde machen oft eine gar seltsame Figur. Manchmahl sieht man mehrere Personen, oft eine ganze Familie, auf Einem Pferde. Der Mann sitzt in der Mitte, aber ganz oben auf dem Sattel, so daß er die Beine am Halse des Pferdes herunter hangen läßt; die Frau an einer Seite in einem am Sattel fest gemachten Korbe; und ein oder mehrer Kinder

der auch in einem Korbe an der andern Seite; ein Mensch geht voran und leitet das Pferd am Zügel. Die Portchaisen, worin Begüterte sich tragen lassen, sind von verschiedner Grösse und Pracht, wie es eines jeden Rang mit sich bringt. Sie kosten daher auch nicht alle gleich viel. Die schlechtesten sind klein, so daß man mit den Füssen unter dem Gesäß darin sitzen muß, zu allen Seiten offen, mit einem kleinen Dache versehen, und werden von 2 Kerlen getragen. Darauf folgen die Kango oder Kago, die ganz bedeckt und an den Seiten auch eingeschlossen, aber beynahe viereckig und nicht prächtig sind. Die grösten und schönsten heissen Norimon, sind länglich, werden von den vornehmen Beamten gebraucht, und von mehreren Personen getragen, die theils vorn, theils hinten, und zwar hinter einander, gehen. Das Tragen geschieht vermittelst einer an der Decke befestigten Stange, die sie auf den Schultern liegen haben. In allen Städten und Dörfern trifft man bey den Wirthshäusern eine Menge Leute an, die ihre Dienste zum Tragen anbiethen. Solche Träger können das Tragen und Gehen lange aushalten. Gewöhnlich legen sie in einer Stunde eine Japanische Meile, und an einem Tage deren 10 bis 12 zurück. Auf gleiche Art werden auch die meisten Sachen und Waaren hier zu Lande transportirt; die Träger tragen sie ebenfalls an einer Stange, die auf den Schultern liegt. — Sie haben auch noch eine andere Art, die Norimon zu tragen, die aber nur in grossen Städten und bey feyerlichen Gelegenheiten üblich ist, z. E. wenn zu Jedo die

Für-

Fürsten sich nach dem Kaiserlichen Pallaste tragen lassen. Die Norimon werden alsdann nicht auf den Schultern, sondern mit den Händen, und zwar so hoch als nur irgend möglich, und von jedem der Träger nur mit Einer Hand, getragen. Die andre Hand strecken sie horizontal aus, und im Laufen werfen sie die Fersen hoch in die Höhe. Sie laufen dabey nämlich so schnell als sie können; und ein solcher Norimon fliegt wie ein Pfeil vorbey.

Nur zu Miako und in der umliegenden Gegend, sonst aber nirgends, wird ein Fuhrwerk mit Rädern gebraucht, das aus einer Art Karren besteht. Ein solcher Karren ist niedrig und klein, und hat 3 Räder, 2 wie bey uns auf den Seiten, und eins vorn. Die Räder sind aus einem ganzen, mit der Säge abgeschnittnen, Stück Holz gemacht, und rund umher liegt, statt eines eisernen Beschlages, ein Tau oder dergleichen, damit sie nicht abgenutzt werden. In der Stadt selbst, und in den Dörfern nahe bey der Stadt sind diese Karren grösser und plumper, bisweilen nur mit 2 Rädern, und werden von einem Ochsen gezogen. Einige sind auch denen, die wir in Europa haben, ähnlich, und haben Räder mit Naben und Speichen, aber ohne Beschlag, also sehr zerbrechlich. Auf den Landstrassen darf mit solchen Karren nur an Einer Seite gefahren werden, die daher auch ganz ausgefahren und verdorben ist. Auch ist die Ordnung gemacht, daß die, welche mit ihrem Karren zur Stadt wollen, des Vormittags, und die, welche zurück fahren, des Nachmittags fahren müssen, damit keiner dem andern begegne.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mir eine allgemeine Anmerkung zu erlauben. Sie betrifft die mancherley vortrefflichen öffentlichen Anstalten und Einrichtungen, woran dies Land, dessen Einwohner wir gleichwohl auf einer niedrigen Stufe der Cultur unter uns betrachten zu müssen glauben, so manches Europäische Land weit übertrifft. Alles zeugt von Ueberlegung und Ordnung. Wie manches vermißt man in unsern Staaten, das hier schon seit Hunderten von Jahren anzutreffen ist? Man sieht recht deutlich, daß alles auf einen nützlichen Zweck abzielt. Nichts geschieht hier zum äussern Schein, nichts um zu glänzen, nichts um zu prahlen und groß zu thun, nichts um Aufsehen zu machen, so gar nichts um seinen Nahmen bey der Nachwelt zu verewigen. Kein Regent, kein Minister, kein Befehlshaber, kein Beamter überliefert das, was er Gutes stiftet, einrichtet, bauen oder machen läßt, durch Denkmähler, mit seinem Nahmen und einer prächtigen Inschrift versehen, den Nachkommen als sein Werk.

Folgendes hohle ich noch nach, ob es gleich hier nicht an seiner Stelle steht. Zu Jedo schenkte mir einer meiner Freunde einen grossen kalkartigen Stein, dergleichen man, wie sie sagten, im Magen der Pferde, in dasiger Gegend, und zwar nur solcher, die in dem Stalle gehalten werden, antrifft. Von seiner Entstehung oder Erzeugung wußte man mir aber keine Nachricht zu geben. Hernach bekam ich auch ähnliche kleine Steine, die platt sind, und keinen Kern (nucleus) in sich schliessen. Jener grosse besteht aus Blättchen (lamellae),

mellae), ist sehr dicht, und hat beynahe die Grösse eines Kindskopfs. Ich vermuthe, daß das Wasser um Jedo, womit man die Pferde tränkt, Kalk enthält, und ihr Stillstehen im Stalle zum Wachsthum der Steine beyträgt. Die Holländer nennen solche Steine Perdestaen (Pferdestein).

Achter Abschnitt.

Von der Japanischen Sprache.

Die Japanische Sprache ist wegen ihrer sehr grossen und mannigfaltigen Verschiedenheit von allen Europäischen Sprachen ungemein schwer zu lernen. Sie wird zwar, wie die Chinesische, in auf- und niedergehenden Reihen geschrieben; aber die Buchstaben sind von den Chinesischen weit unterschieden. Auch beyde Sprachen dieser so nahe bey einander wohnenden Völker selbst sind so verschieden, daß sie einander ohne Dolmetscher nicht verstehen. Das Chinesische wird indessen in Japan häufig gelesen und geschrieben, und wie die gelehrte Sprache angesehen, die sie nebst verschiednen Wissenschaften von den Chinesern angenommen haben.

Aller dieser Schwierigkeit ungeachtet, gab ich mir, so lange ich mich in diesem Lande aufhielt, viel Mühe, von meinen besten Freunden unter den Dolmetschern das Japanische verstehen, etwas sprechen, und auch ein wenig schreiben zu lernen. Ich mußte dies aber sehr heimlich thun, so wohl um ihrer, als um meiner eignen Sicherheit willen. Hauptsächlich ließ ich dies Studium vor der Jedoer Reise mein Geschäfft seyn,

weil ich auch glaubte, auf der Reise und zu Jedo guten Nutzen davon haben zu können. Unter andern Bemühungen, meinen Zweck zu erreichen, schrieb ich die Worte, wenn ich sie gelernt hatte, auf, und setzte mir durch Hülfe des oben angeführten Wörterbuchs ein kleines Vocabeln-Buch auf. Anfangs bildete ich mir ein, die hiesigen Holländer würden mir hiebey sehr zu statten kommen können, zumahl da verschiedne von ihnen doch so viel sprechen konnten, daß sie im Stande waren, sich von Dingen, die am meisten vorkommen, verständlich auszudrücken. Aber leider war keinem von ihnen je eingefallen, ein Wort aufzuschreiben, noch weniger, sich eine Art Wörter-Verzeichniß zu machen, oder über das Eigenthümliche der Sprache nachzudenken. Mir deucht, in einer Zeit von 200 Jahren hätte wohl, wäre es auch nicht zum Gebrauch der Sprachforscher, sondern bloß zum Nutzen derer, die sich hier einige Jahre aufhalten müssen, ein Japanisches Wörterbuch geliefert werden können, wären nicht Mangel an Geschicklichkeit bey einigen, und Unthätigkeit bey andern, das Hinderniß gewesen. Einige halten sich hier nur eine kurze Zeit auf; andre denken nichts als Geld und Gewinn; den meisten schmeckt die Tobakspfeife so schön, daß sie die edle Zeit, über deren Langweiligkeit sie doch so oft klagen, mit keiner bessern Beschäfftigung, als dem Rauchen, auszufüllen wissen. —

Hier nur ein Paar allgemeine Anmerkungen, einige Besonderheiten der Sprache betreffend. Die in den Europäischen Sprachen vorkommenden Diphthongen,

thongen, die Vocalen å, ů, ů, die Buchstaben L (wenigstens lautet dieser mit R fast gleich), P und Sch haben die Japaner nicht. Mit Vocalen fangen wenige Wörter, mit E fängt kein Wort an. Viele Buchstaben werden so ausgesprochen, daß man ihren Laut mit den Buchstaben der abendländischen Sprachen nicht genau bezeichnen, sondern einen und denselben Buchstaben auf mehr als eine Art schreiben kann. Das hat übrigens die Japanische Sprache mit andern gemein, daß nicht nur manche, gleich oder beynahe gleich lautende Wörter mehrere ganz verschiedene Bedeutungen haben, sondern daß auch für Einen Begriff oft mehrere ganz unterschiedne Wörter vorhanden sind.

Von denen im ersten Theil dieser Reisen angezeigten Biographieen für die Jugend ist das erste Bändchen in 3 Wochen zu haben, das Franklins Leben enthält.

Tübingen im Sept. 1794.

J. G. Cottaische Buchhandlung.

Stadtbibliothek Augsburg

H.V.
Sammlung
2

K

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thunberg, Carl Peter,

Neue Sammlung interessanter und zwekmässig abgefasster Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 2

Tübingen 1794

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 1578 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11254188-8
VD18 80220363-001